

Synesis

©

EFODON-SYNESIS (ISSN 0945-1366) ist die interdisziplinäre Zeitschrift des EFODON e.V.

Inhalte der bisher erschienenen Ausgaben

(Die Beiträge in roter Schrift befinden sich in unserem Online-Archiv und können durch Anklicken abgerufen werden)

5. Jahrgang (1998)

SYNESIS Nr. 30/1998

Briefwechsel zwischen Abgarus von Edessa und Jesus von Nazareth (Heinz Günther Birk)

Ein halb geschälter und versteinerter Seeigel (V. Ritters)
Ungereimtheiten unserer Vorgeschichte (Gernot L. Geise)
Von Göttern und Gottessöhnen (Rudi Schulz)

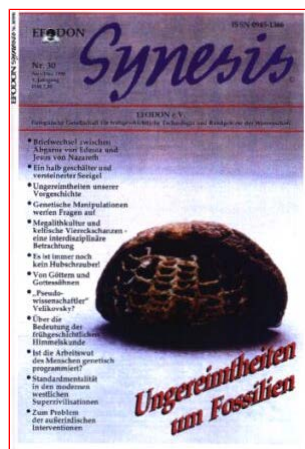
Genetische Manipulationen werfen Fragen auf (D. Vogl)
Es ist immer noch kein Hubschrauber! (Gernot L. Geise)

„Pseudowissenschaftler“ Velikovsky? (Horst Friedrich)
Über die Bedeutung der frühgeschichtlichen

Himmelskunde (Karlheinz Baumgartl)
Megalithkultur und keltische Viereckschanzen - eine interdisziplinäre Betrachtung (Frank J. Ebner)

Ist die Arbeitswut des Menschen genetisch programmiert? (Gernot L. Geise)
Standardmentalität in den modernen westlichen Superzivilisationen (Kurt Schildmann)

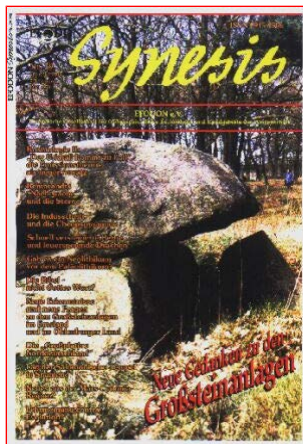
Zum Problem der außerirdischen Interventionen (Kurt Schildmann)



SYNESIS Nr. 29/1998 (vergriffen)

Kosmologie II: "Der Urknall kommt zu Fall" - die

- Emissionstheorie als neuer Ansatz** (Karlheinz Baumgartl)
- Rembrandts "Nachtwache" und die Sterne** (Volker Ritters)
- Der wahre Sinn der Cheopspyramide** (Kurt Schildmann)
- Schnell versteinerte Berge und feuerspeiende Drachen** (Hans-Joachim Zillmer)
- Gab es ein Neolithikum vor dem Paläolithikum?** (Horst Friedrich)
- Die Bibel - nicht Gottes Wort?** (Heinz Günther Birk)
- Neue Erkenntnisse und neue Fragen zu den Großsteinanlagen im Emsland und im Oldenburger Land** (Pit Schellenberg)
- Die "Großplatte Norddeutschland"** (Gernot L. Geise)
- Lag der Salomonische Tempel in Spanien?** (Harald Heinze)
- Neues aus der Mars-Cydonia-Region?** (Gernot L. Geise)
- Lehrmeinung contra Evolution?** (Roland Roth)



SYNESIS Nr. 28/1998

- Kosmologie. Die Überwindung der neuzeitlichen Scholastik** (Karlheinz Baumgartl)
- Ein "handgreifliches" Fragezeichen zu unserem Bild der Vorgeschichte?** (Dr. Horst Friedrich)
- Dinosaurierspuren in weicher Kohle** (H.-J. Zillmer)
- Das "Marsgesicht", und was daraus gemacht wurde** (Gernot L. Geise)
- Von der Notwendigkeit einer Raumstation** (Dieter Vogl)
- Rembrandts "Nachtwache" neu gesehen** (Volker Ritters)
- Energie und Realität** (Gernot L. Geise)
- Fleischlose Welt?** (Roland Roth)



SYNESIS Nr. 27/1998

- Kommt der Mensch vom Mars?** (Dieter Vogl)
- Großräumige Vermessungen in der europäischen**

- Frühgeschichte?** (Helmut Minow)
- Schwerkraftreduzierung ist kein Traum mehr** (Gernot L. Geise)
- Gemeinsame Spuren von Dinosauriern und Menschen** (Hans-Joachim Zillmer)
- Die Ur-Bevölkerung Europas** (Karlheinz Baumgartl)
- Fragen an "Dimension Zwei". Wie Radionik möglich ist** (Dipl.-Ing. Harald Rauer)
- Notizen zu Wissen und Wissenschaft** (Jakob Haas)
- Gezielte Falschinformationen um die Pyramiden** (Gernot L. Geise)
- Türme und "heilige Höhen": "Online" der Vorzeit?** (H. G. Birk)



SYNESIS Nr. 26/1998

- Die Evolution, frei erfunden?** (Dr. Hans-Joachim Zillmer)
- Eine alte Dame mit Namen Lucy** (Dieter Vogl)
- Die falsche Persephone von Tarent** (Uwe Topper)
- Zeit-TV: Der "Chronovisor"** (Sabine Lippert)
- "Am Anfang war..."** (Dieter Vogl)
- Neues zum "Dauerbrenner"-Problem Externsteine** (Horst Friedrich)
- Welche Funktion hatten Pyramiden?** (Gernot L. Geise)
- Die "heilige Zahl" 622** (Heinz Günther Birk)
- Die Probleme der bemannten Raumfahrt** (Dieter Vogl)
- Die alten Kulturen standen in Kontakt!** (Horst Friedrich)
- Woher kamen die Römer?** (Harry Radegeis)
- PECUS - PECUNIA Über den Vegetarismus** (K. Baumgartl)



SYNESIS Nr. 25/1998

- Zeitschlüssel gefunden** (Rudi Schulz)
- Welches Spiel wird mit dem Mars getrieben?** (Gernot L. Geise)
- Eine Frage der Dimensionen** (Dieter Schall)
- Franken im 5. bis 8. Jahrhundert?** (Uwe Topper)

EFODON Synesis 30

EFODON

ISSN 0945-1366

Synesis

Nr. 30
September 1999
7. Jahrgang
194 S. 7,80

EFODON e.V.

Europäischer Gesellschaft für fröhliche-Architektur, Technologie und Randprobleme der Wissenschaft

- Briefwechsel zwischen Abgarus von Edessa und Jesus von Nazareth
- Ein halb geschälter und versteinerter Seeigel
- Ungereimtheiten unserer Vorgeschichte
- Genetische Manipulationen werfen Fragen auf
- Megalithkultur und ketische Vierreckscharen - eine interdisziplinäre Betrachtung
- Es ist immer noch kein Hubschrauber!
- Von Göttern und Gottesdämonen
- „Pseudowissenschaftler“ Velikovskij?
- Über die Bedeutung der frühgeschichtlichen Himmelskulte
- Ist die Arbeitswelt des Menschen genetisch programmiert?
- Standardmentalität in den modernen westlichen Superzivilisationen
- Zum Problem der außerirdischen Interventionen



Ungereimtheiten um Fossilien

Briefwechsel zwischen Abgarus von Edessa und Jesus von Nazareth

© 1998 Heinz Günther Birk (veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 30/1998)

Der Briefwechsel, das Übersenden von Nachrichten, die Kommunikation zwischen räumlich mitunter recht weit auseinanderlebenden Personen, ist wohl einer der wichtigsten Begriffe im Zusammenhang mit Kultur und Zivilisation. Ob man nun, seiner staatsbürgerlichen Pflicht nachkommend, seine Einkünfte brieflich dem Fiskus erklärt, der Lokalzeitung seinen Groll über die unverstandene „Kirchturmpolitik“ von „denen da im Rathaus“ zukommen lässt oder einem lieben Menschen seine persönliche Zuneigung nahe bringt - ohne einen Briefwechsel geht nichts. Nun ist eine solch geniale Idee natürlich nicht neu. Lange bevor angstschweißriefende Postkutscher Briefe über holprige Wege an die Frau oder den Mann brachten, Jahrtausende vor dem Entstehen des legendären Pony-Express in Nordamerika, war bereits diese Form der Kommunikation allgemein gebräuchlich. Wie hätte auch jemand, egal ob König oder Kaiser, die riesigen Reiche des Altertums wie z.B. das des ägyptischen Pharaos Thutmosis III. (von den Grenzen Ägyptens bis zum Euphrat), das Reich des großen Alexander oder das des Imperium Romanum verwalten und regieren können, ohne über eine möglichst schnelle Nachrichtenverbindung zu verfügen? Zwar mehren sich mittlerweile profunde Stimmen, die mit gut fundierten Argumenten und Indizien die Mär vom „primitiven und unwissenden Barbaren“, der angeblich nichts von der Welt jenseits seines Dorfrandes wusste, widersprechen, ja, sogar ein regelrecht „modernes“ Nachrichtensystem implizieren (1). Doch der Briefwechsel war wohl das Maß des Zusammenlebens in alter Zeit. Auch gab und gibt es beträchtliche Unterschiede zwischen Brief und Brief.

Neben den häufigsten, eher profanen, Sendschreiben, um den Lieben daheim die gar spannenden Abenteuer „beim Ballermann“ auf Mallorca zu schildern, kennt man auch solche mit geheimen Dokumenten, offene, für jedermann nachlesbare, sowie solche, die man zur Gattung der literarischen Briefe zählen würde. Solche literarischen Schreiben gehören nicht nur zum kostbaren Fundus der Schriftforschung, sondern sind gar Bestandteil von angeblichen Er- und Gründungsschriften heutiger Religionen. Bekannt und berühmt, um nur ein Beispiel zu nennen, ist die sogenannte CD-Schrift bzw. Cairoer-Damaskus-Schrift, die im Jahre 1898 beim Abbruch einer alten jüdischen Karäer-Synagoge nahe der ägyptischen Hauptstadt Kairo aus der dortigen Genizah ans Tageslicht kam. Eine solche Genizah war eine vortreffliche Einrichtung jüdischer Rabbiner. Sofern Schriften als nicht-kanonisch bzw. als nicht den Gesetzen und Geboten konform erkannt wurden, mussten diese aus dem Verkehr gezogen werden. Das intensive Studium solch ketzerischer Schriften war jedermann untersagt, auch den frommen Rabbinern. Dennoch konnte auf ihnen irgendwo der Name des Herrn verzeichnet sein. Aus diesem Grunde konnte man sie unmöglich dem Feuer überantworten. Was also tun? Man

erfand eine Genizah, die das Problem löste. Ausgestattet mit einem Schlitz, in den man alles hineinwerfen, aber nichts wieder herausholen konnte. Man erkennt die „Sparschweinidee“.

Die erwähnte CD-Schrift war ein typisches Send- oder literarisches Schreiben. Nicht an einen bestimmten Adressaten gerichtet, sondern offen und für alle. Funde dieser Schrift in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Ruinen des alten Jericho, der legendären Felsenfestung Massada und vor allem in den weltberühmten Qumran-Höhlen (2) lässt eher an eine Art Evangelium denken.

Allgemein bekannter sind die Briefe des Neuen Testamentes, die zumeist als pastorale Sendschreiben angesehen werden. Sie sind mit dem Namen der jeweiligen Absender versehen. Briefe des Petrus, des Jakobus und die wichtigsten, die des „Heidenapostels“ Paulus, gehören zu den bedeutendsten Teilen des Neuen Testamentes. Jedoch werden diese vielfach als das Fundament des christlichen Glaubens angesehenen Bestandteile der heiligen Schrift zunehmend kritisch betrachtet. Vor allem die Briefe des Paulus bilden den Stoff für erbitterte Streitschriften des 20. Jahrhunderts.

So sorgte einst und jetzt das Buch eines Berliner Pastors (3) für hitzige Debatten. Obwohl es angesichts der kanonisierten vierzehn Briefe des Apostels Paulus schon immer um die spannende Frage ging, welche dieser Briefe echt sind oder nicht - mancher sah sogar wenig oder mehr „Echtes“ -, klingt die Aussage Dr. Deterings, alle Briefe seien falsch, recht provokant (4). Noch ein großes Stück weiter scheint der Titel dieser Abhandlung zu gehen, der von einem Briefwechsel zwischen einem mächtigen Fürsten und Jesus von Nazareth ausgeht.

Allgemein gilt das Credo der überlieferten Schriften des Kirchenvaters Augustinus, welcher der Nachwelt berichtet hatte, dass der Sohn des Zimmermanns Joseph nichts geschrieben habe, logischerweise auch keine Briefe. Doch, ähnlich wie in der heutigen Zeit, gab es auch zu Zeiten der Ur- oder Frühkirche schon Gegenstimmen.

Ein solch „alternativer“ Kirchenvater war der später heilig gesprochene Eusebios von Cäsarea. Dieser wusste wirklich etwas über geschriebene Briefe des Jesus von Nazareth. Sein Korrespondenzpartner war Abgarus Ukkama, Fürst von Edessa. In den Schriften des uns bekannten Neuen Testamentes findet man diesen Briefwechsel nicht. Jedoch in den heiligen Schriften der syrisch-orthodoxen Kirche sind zumindest Teile dieses Briefwechsels kanonisch, also anerkannt. Obwohl es die Brücke von Istanbul gibt, die Orient und Okzident miteinander verbindet, war dieser Briefwechsel im Abendland unbekannt. Hin und wieder wird die Wahrheit mittels Offenbarungen und Visionen zur Kenntnis gebracht. Eine solche Offenbarung erhielt ein gewisser Jakob Lorber im 19. Jahrhundert (5).

Geboren um das Jahr 1800 herum, gestorben etwa 1864, wurde dem Jakob Lorber eben dieser Briefwechsel aus „höheren Sphären“ offenbart. Was man hierüber und vor allem zum Visionär Lorber weiß, erinnert an einen gewissen

Mr. Smith, welcher aufgrund angeblicher oder tatsächlicher Offenbarungen des „Engels Moroni“ als Begründer der Mormonenkirche gilt. Wichtig für unsere Diskussion im Hinblick auf die mögliche Authentizität der Lorber-Visionen ist die Tatsache, dass zumindest jeweils fünf der offenbarten sieben Briefe Bestandteil des Schriftgutes der syrisch-orthodoxen Kirche sind. Es handelt sich hier nicht um „Ketzerschriften“, deren Herkunft im Dunkel der Zeiten verborgen ist.

„Ein durch die Geschichtsforschung des Altertums (Eusebius) bekannt gewordenes heilgeschichtliches Dokument aus der letzten Erdenlebenszeit Jesu, das nicht in den Kanon der heiligen Schrift aufgenommen und 1845/46 an Jakob Lorber neu geoffenbart wurde.“ (Hervorhebungen durch den Autor). Die Rückseite dieser, als kleines Bändchen vorgestellten, Tradierung des Briefwechsels zwischen Abgarus und Jesus offerierten Erklärung wird fortan der rote Faden für unsere Diskussion sein. *„Einem kleinen Evangelium gleich vermitteln uns diese hier in vollständiger Fassung wiedergegebenen Briefe eine höchst klare und überzeugende Lehre vom einzig wahren und zuverlässig zu Gott führenden Heilsweg.“* (Hervorhebung durch den Autor)

„Klare und überzeugende Lehre vom alleinigen wahren Heilsweg zu Gott“, das klingt bekannt. Lassen sich solche Kreuzzüge um den wahren Glauben doch mühelos anhand brennender Scheiterhaufen und deutlich sichtbarer Blutspuren nachzeichnen. Spuren, die beim Lesen dieses „kleinen“ aber irgendwie „vergessenen“ Evangeliums mehr als deutlich offenbar werden. Dieses kleine Evangelium würde, so der Kommentar des verlegenden Lorber-Verlages, den Schriften des Neuen Testaments nicht widersprechen.

Im Gegenteil! Das intensive Studium dieses kleinen Evangeliums scheint zur Erhellung bisher unverstandener Textteile, ob kanonisiertes Evangelium oder auch „mysteriöse“ Paulus-Briefe, einige sehr interessante Beiträge zu leisten. Selbst zu Mysterien unseres Jahrhunderts wie dem Turiner Grabtuch (ital.: sacra sindone) findet sich Wissenswertes [in SYNESIS in mehreren Ausgaben diskutiert (6)]. Man findet im Briefwechsel zwischen Abgarus und Jesus entscheidende Hinweise.

Begonnen wurde dieser vom Fürsten von Edessa, der schwer erkrankt und ohne Hoffnung auf Hilfe durch seine Leibärzte war. Recht flehentlich und für einen mächtigen Herrscher sehr demütig, bat Abgarus den Jesus von Nazareth um Heilung: *„Weil ich von Deinen Taten als Wunderheiler gehört habe und an Dich glaube“*, so heißt es im Bittschreiben des Abgarus. Genau aus diesem Grund, weil er glaubte ohne zu sehen, würde ihm diese Heilung auch zuteil werden, ist daraufhin im ersten Antwortschreiben des Jesus zu lesen. Während der zweite Briefwechsel wenig spektakulär ist - der Fürst dankt darin für seine Heilung, Jesus bestärkt und lobt Abgarus für seinen Glauben - wird es ab dem dritten Briefwechsel spannend.

Völlig losgelöst und verzweifelt teilt Abgarus dem Jesus mit, dass nun sein Sohn und zugleich einziger Thronerbe von Edessa schwer erkrankt und dem Tode nahe sei. Die Antwort darauf war für den Fürsten niederschmetternd, für unsere Diskussion ist sie aber offenbarend. Leider könne er, so Jesus in

seinem Brief, Abgarus' Sohn nicht helfen. Dieser würde, aufgrund unabänderlicher Fügung, von dieser Welt scheiden müssen. Er würde am gleichen Tage sterben wie Jesus selbst, und darüber hinaus, gleich ihm, *erhöht* werden.

Das klingt natürlich ähnlich wie in den Passionsgeschichten der vier neutestamentarischen Evangelien. Auch dort verhiess der Gekreuzigte seinem Leidensgefährten zur Rechten, dass dieser wegen seines Glaubens einen Platz an seines Vaters Seite haben werde. Doch damit sind die Gemeinsamkeiten zwischen dem kanonischen Neuen Testament und dem sogenannten „kleinen Evangelium“ schon erschöpft. Während die Passionsgeschichten, wie allgemein bekannt, drei Kreuze auf Golgatha beschreiben, spricht das „kleine Evangelium“ von einem Pfahl. Von jenem Pfahl, an welchem Jesus, wie in seinem Brief ausgeführt, *erhöht* werden würde.

Wie bereits in SYNESIS ausführlich dargelegt (7), lässt der jüdische Talmud den als Zeitgenossen des Mose Beschriebenen, Jesus den Nazaröer, „an den Pfahl hängen“. Prof. Ahmed Osman (8) identifizierte diesen Nazaröer zugleich als den „Meister der Gerechtigkeit“ der Qumran-Rollen oder auch als den ägyptischen Pharao Tut-Ench-Amun. Sowohl Prof. Osman als auch der jüdische Talmud sprechen im Kontext zu den Qumran-Rollen (9) von „Durchbohrten“ und „an den Pfahl Gehenkten“. Auch im erwähnten Antwortbrief des Jesus ist von einem unabänderlichen Schicksal die Rede, von der Vorbestimmung, (am Pfahl) *erhöht* zu werden.

Dieser Text verstärkt die Zweifel am angeblichen Kreuzestod, wie dieser im Neuen Testament beschrieben ist. Zweifel, wie sie auch Gernot L. Geise in SYNESIS Nr. 15 (10) geäußert hatte. Noch zwingender, in Bezug auf den Brief des Jesus an Abgarus, sind die Indizien, welche die, nach eigener Aussage, „nichtgläubige“ Jüdin, Frau Dr. Salcia Landmann präsentiert.

Auch sie, die eine versierte Neutestamentlerin ist, führt die „Kreuzigung auf Golgatha zu römischer Zeit“ ad absurdum. Die mit höchsten akademischen Ehren ausgestattete Dame, Jahrgang 1912, erweist sich für die orthodoxe christliche Theologie als „äußerst störend“.

Die allgemein geläufige Aussage des Neuen Testaments, die jüdischen Priester hätten vom römischen Statthalter Pontius Pilatus die Kreuzigung Jesu deshalb gefordert, weil dieser sich als „Sohn Gottes“ bezeichnet habe, kontert Frau Landmann gekonnt: „*Völlig absurd, da ja die Thora, vor allem das Buch Genesis, aussagt, dass Gott den Menschen erschuf, verstehen sich alle Juden bis zum heutigen Tage als Söhne Gottes!*“. Deshalb hätte niemand zur Zeitenwende, ob nun Römer oder sonst wer, jemanden an das angebliche römische Kreuz geschlagen. Nachvollziehbarer sei ein Blick auf die bis dato bekannten Riten der Kanaaniter bzw. „Vorkanaaniter“.

Diese Völker zelebrierten, neben den übers Jahr pflichtgemäßen Opfern von Feldfrüchten und zumeist Hammeln, einmal jährlich ein „Königsoffer“. Hierbei musste zumeist der Erstgeborene des Königs als „Erwählter“ seine „Haut zu Markte“ tragen. Ihm war sein Schicksal bekannt, besser, es war

vorherbestimmt. Er wurde an den Pfahl gebunden, an dem er ungefähr drei Tage später verstarb. Wenn er dann mit dem wiedererscheinenden Mond wieder auferstand, wurde er nach dem Glauben der paganen Hirtenvölker zum „Gott erhoben“. Der Körper blieb auf Erden, denn er gehörte der Erdenmutter. Der Geist, der unsterblich ist, ging zum himmlischen Vater.

Nun sei diese Erhöhung am Pfahl genauso unabänderlich wie der Tod des Abgarus-Sohnes. Selbst das großherzige Angebot des Abgarus, Jesus von Nazareth „herauszuhauen“ (immerhin sei Abgarus der Freund des römischen Kaisers), könne an der Vorherbestimmung nichts ändern.

Doch damit war der Briefwechsel noch nicht beendet. Abgarus teilte Jesus mit, dass in seiner Stadt ein Maler mit großen und berühmten Fähigkeiten wohne. Dieser hätte von Jesus ein Bild gemalt, welches der Fürst samt Brief und per Boten dem Jesus zusenden wolle. Dieser solle ihm dann mitteilen, ob das Bild mit seinem tatsächlichen Aussehen übereinstimme. Dies sei, wie Jesus antwortete, auf wunderbare Weise tatsächlich so. *„Aber halte das Bild geheim. Wenn jemand reine Absichten hat, so wie Du, sei dies Bild zum Segen. Aber wehe denen, die mich zum Götzen machen werden!“* Sollte dieses geheimzuhaltende Bild ein Hauptmotiv für die mittelalterlichen Kreuzzüge ins heilige Land gewesen sein?

In den Jahren 1148 - 1150 belagerten die Kreuzfahrer die Stadt Edessa. Diese Belagerung sollen sie schließlich aufgegeben haben, nachdem ihnen ein Bild übergeben wurde. Seit der Entdeckung, dass das Grabtuch von Turin sowohl einen menschlichen Körper als auch vor allem ein Gesicht in Negativfotografie zeigt, gilt diese Überlieferung als „Beweis“ dafür, dass es sich hier nur um dieses Linnen handeln könne. Um das echte Tuch, welches nach Jesu Grablegung von Joseph von Arimathea nach Edessa geschafft wurde. Dass die mittelalterlichen Quellen „nur“ von einem Gesicht sprechen, wird damit erklärt, dass dieses Tuch gefaltet in einem heiligen Reliquienschrein aufbewahrt wurde. Wenn aufgrund der Heiligkeit niemand wagte, den Schrein zu öffnen und das Tuch herauszunehmen, sei die Größe des Tuches demzufolge unbekannt gewesen.

Gehen wir, wie schon in SYNESIS Nr. 25 angesprochen, davon aus, dass dieses Bild mit einem Bronzekopf, zugleich dem geheimnisvollen Baphomet-Idol der Templer, identisch wäre, käme der Betrachtung der Umgebung von Edessa hohe Bedeutung zu.

Nicht weit von dem erwähnten Ort der Kreuzfahrerbegierde befindet sich ein altes Heiligtum. Heutzutage erkennt man nur noch einige unbedeutende Ruinen, doch bis ins 9. Jahrhundert hinein war Harran (so der Name) noch „in Betrieb“. Hier sind die Thesen des Berliner Theologen Dr. Detering (siehe Anm. 3) von Interesse. Nicht nur, dass er alle Briefe des Paulus als gefälscht bezeichnet. Er lässt den „wahren“ Paulus sowohl als Gegner des Petrus in Rom, besser Simon Magus, als auch als Hohepriester eines bedeutenden samaritanischen Heiligtums erscheinen. Obwohl die Bezeichnung der Örtlichkeit eines solchen „heidnischen“ Heiligtums, laut Dr. Detering, ein wenig spekulativ sei (er nennt z.B. Nablus im heutigen Jordanien), könnte

sicher auch Harran/Edessa ein guter Kandidat sein. Dann wäre auch der zweite Kreuzzug gezielt nach Edessa gegangen und nicht nach Jerusalem, um das Grab Christi den Heiden zu entreißen. Man suchte das Bild des wahren Christus zu späteren Zeiten bis hin in die „schaurig-schönen“ Nächte der Albigenserkriege, wo die brennenden Scheiterhaufen die Nacht zum Tage machten.

Wenn wir uns die im kleinen Evangelium wiedergegebenen Jesus-Worte, „wehe denen, die mich zum Götzen machen“, vor Augen führen, wären auch die Anklagen gegen Jaques de Molay und seine Templer begründet. Neben der „heidnischen“ Anbetung des Baphomet-Kopfes hätten „Eingeweihte“ gar das Kreuzifix bespuckt. Kannten die Templer den Briefwechsel zwischen Abgarus von Edessa und Jesus von Nazareth? Waren sie etwa dem Gral, den dynastischen Nachfahren, der Familie des wahren Christi auf der Spur?

Literatur und Anmerkungen

1 „Das keltische Nachrichtensystem wiederentdeckt“, Gernot L. Geise, ME-10, Hohenpeißenberg 1996.

2 Zu CD-Schrift und Qumran, siehe z.B.: „Qumran - wer schrieb die Schriftrollen vom Toten Meer?“, Norman Golb, Hamburg 1994.

3 „Der gefälschte Paulus“, Hermann Detering, Düsseldorf 1995.

4 Siehe hierzu auch: „Paulusbriefe ohne Paulus“, in: OMICRON 3/97, Fuldata 1997; „Das Jesus-Puzzle“; EFODON-Dokumentation DO-37, vom Verfasser dieser Arbeit

5 „Briefwechsel zwischen Abgarus Ukkama, Fürst von Edessa und Jesus von Nazareth“, unverkäufliche Geschenkausgabe des Lorber-Verlages.

6 Zum Grabtuch von Turin, siehe die Ausgaben von EFODON - SYNESIS Nr. 14, 15, 19, 21 und 25.

7 Siehe SYNESIS Nr. 15 und 21, sowie „Das Jesus-Puzzle“, vom Verfasser dieser Arbeit.

8 „Wer war Jesus wirklich?“, Ahmed Oman, Knaur TB, 1994.

9 Siehe z.B. Habakuk- und Nahum-Pesher, tradiert in: „Die Qumran-Essener - die Texte vom Toten Meer“, Johann Mayer, München.

10 „Das Tuniner Grabtuch, eine gut gelungene Fälschung“, Gernot L. Geise in SYNESIS Nr. 15.

11 „Jesus starb nicht in Kaschmir“, Salcia Landmann, München 1996.

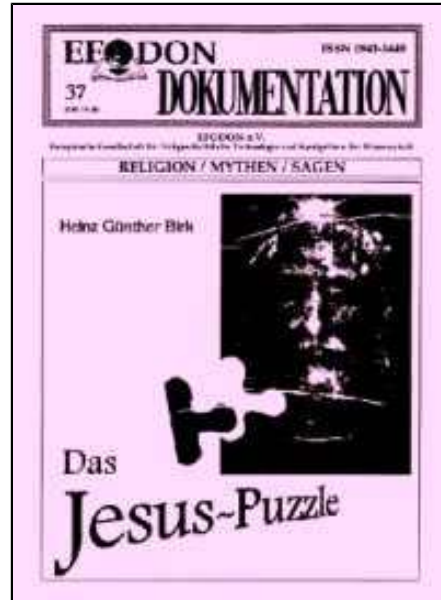
Heinz Günther Birk

Das Jesus-Puzzle

Hatte Jesus einen Zwillingsbruder? Wer wurde wirklich gekreuzigt? Wie passen die ägyptischen Pharaonen in das Bild? Wie passen die Aussagen der

Qumran-Rollen zur überlieferten biblischen Geschichte? Welche Rolle spielt Paulus in diesem Zusammenhang? Stellt das Turiner Grabtuch wirklich Jesus dar? Und was hat Leonardo da Vinci mit der ganzen Sache zu tun? Diese und andere Fragen untersucht der Autor.

*Themenbereich: Religion / Mythen / Sagen
48 Seiten, EFODON-Best.-Nr. **DO-37***



Ein halb geschälter und versteinerter Seeigel

© 1998 Volker Ritters, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 30/1998

Einen versteinerten Seeigel, der zur Hälfte entschält ist und seine Weichteile zeigt, kann es nicht geben, möchte man meinen. Menschliche Bearbeitungsspuren kann es erst seit Auftreten der Menschen geben. Und *die ältesten menschlichen Kulturen gehören in die Eiszeit* (sagt Eggers, S. 194), sie bestehen danach seit ca. 600.000 Jahren (nach Eggers, S. 195). Andererseits gehören die Seeigel als häufig auftretende Versteinerungen in das Erdmittelalter (Fraas, S. 132), das 70 bis 200 Jahrmillionen alt ist (nach Kühn, S.182).

Ein zweiter spontaner Einwand mag lauten: Wie sollten freiliegende Weichteile eines Seeigels versteinern, da normalerweise ein auf den Meeresboden sinkender Seeigel in langen Zeitläufen im Faulschlamm eingebettet und abgedrückt wird. Die Weichteile sind aber bis zu einem Abdruck längst vergangen, so dass bei der späteren Hohlraumausfüllung durch Kieselsäure, die zu einem Steinkern führt, keine Spuren von Weichteilen (weder sie selbst, noch ihre Abdrücke) vorhanden sind.

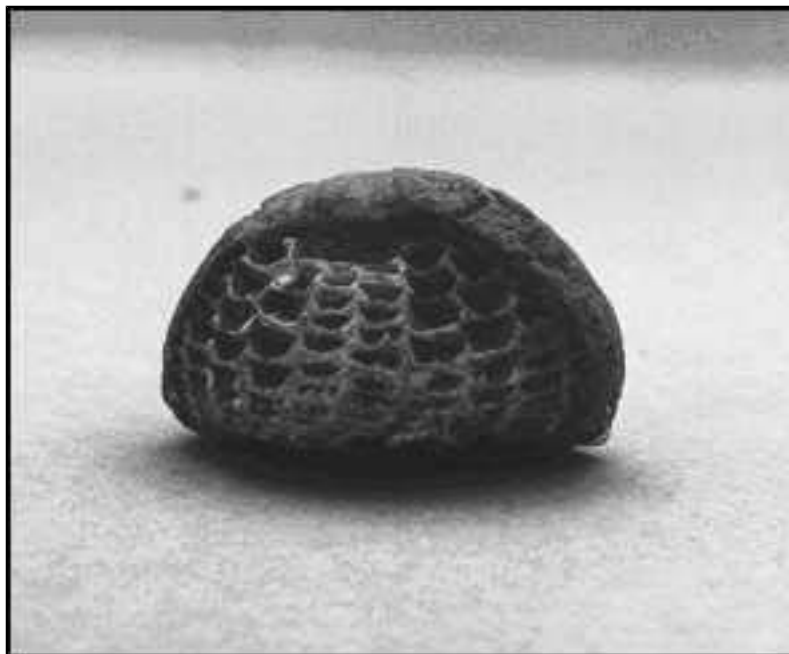


Abb. 1: Fossiler Seeigel (*Ananchytes ovata?*) mit freiliegendem Inneren.



Abb. 2: Rückseite des Seeigels.

Ein dritter Gedanke macht die Situation auch nicht leichter: Wenn Menschen den Seeigel bearbeitet (geschält) haben sollen, muss dieser nicht auf den Meeresgrund gesunken sein, er kann auch an andere Stelle gekommen sein (und warum wurde er nicht gleich gegessen?). Nur, was geschah dann bis zu seiner Versteinerung von Schale und Weichteilen?



Abb. 3: Seitliche Ansicht des Seeigels.

Wenn auch die Zweifel und Fragen groß und gewichtig sind, so existiert dennoch ein Exemplar eines Seeigels, der in seiner ganzen Gestalt vollständig in Feuerstein versteinert vorliegt, und dabei in einer Hälfte seines Körpers sein wabenförmig gestaltetes Inneres (entsprechend zur Struktur der

sechseckigen Plättchen der Schale oder Kapsel) zeigt [Abb. 1-6] (Abmessungen: 4,6 cm Länge, 2,9 cm Höhe, 3,6 cm Breite).

Dieser Stein ist mir seit fast einem halben Jahrhundert ein Rätsel, und ich fing schon als Kind von fünf Jahren an, mich mit diesen schönen Dingen zu beschäftigen, als ich meinen ersten Seeigel fand und diesen für einen geschnitzten Regenschirmknauf aus Horn hielt, bis mir mein Vater sagte, dass es ein versteinertes Meerestier, eben ein Seeigel, sei, der von den Gletschern der Eiszeit hierher (genau nach Hamburg-Volksdorf) transportiert wurde. Seitdem hatte ich eine geheime Hochachtung vor den Kräften der Erde, Versteinerungen zu bewirken und dazu noch den Transport frei Haus. Diese Kombination aus Ewigkeitsdauer und Beweglichkeit gefiel mir. Durch mein erstes Regenschirmknauf-Erlebnis sensibilisiert, fand ich seitdem weitere Seeigel, Schnecken, Muscheln, Seelilien, Donnerkeile auf dem Land, und das steigerte sich gelegentlich zu planmäßigen Durchsuchungen von am Feldrand angesammelten Steinhaufen bis hin zu Radtouren mit einem gleich interessierten Schulkameraden zu den Lägerdorfer Mergelgruben bei Itzehoe.



Abb. 4: Die andere Seite des Seeigels.

Mein bester planmäßig herbeigeführter Fund gelang mir aber, als ich als etwa Achtjähriger die Dienststube meines Vaters in seiner Schule betreten durfte, ein im Halbdunkel liegender Souterrain-Raum, der mit Bücherregalen vollgestopft war. Zielstrebig fand ich zwischen Bücherstapeln und allerlei Zetteln auf seinem alluvial sedimentös überkrusteten Schreibtisch eine kleine Pretiose (Kostbarkeit), nach der ich gleich griff, denn sie sollte mein werden (Es ist die Versteinerung, um die es hier geht). Mein Vater gab, in Kenntnis meiner Sammelleidenschaft, kampflos nach, und der Stein wanderte in meinen durch Klingeltrafo und 6-Volt-Birnen illuminierten Sammlungsschrank und wurde all die Jahre, bis heute, gut gehütet, um beim EFODON e.V. in der SYNESIS wieder aufzutauchen, was nun folgt.



Abb. 5: Seitliche Ansicht.



Abb. 6: Seitliche Ansicht.

Erneut sensibilisiert durch die Artikel von Hans-Joachim Zillmer über Dinosaurierspuren und Zweifel an herkömmlichen Datierungen (in SYNESIS Nr. 27 und 28) dachte ich: Was ich bisher als einigermaßen sozialisierter Mensch auf Grund meiner Schulbuch-Lernzuwächse nicht annehmen wollte und konnte, dass eine offensichtlich halb geschälte Meeresfrucht versteinert sei, genau das ist wohl doch geschehen! Und nun zur Sache:

Ich benutze zur Bestimmung des vorliegenden Seeiegels das Buch, das mir schon mein Vater freiwillig und vorsorglich, zur Abwendung aufkommender Fragefluten, in die Hand drückte: *„Der Petrefaktensammler. Ein Leitfaden zum Sammeln und Bestimmen der Versteinerungen Deutschlands, von Professor Dr. E. Fraas, Konservator am Kgl. Naturalien-Kabinett zu Stuttgart.*

Mit 72 Tafeln und 139 Textfiguren. K. G. Lutz´ Verlag, Stuttgart 1910“
(Schriften des Deutschen Lehrervereins für Naturkunde, XXV. Band).

Ich lese auf Seite 132, dass die Seeigel (Echinidae) als Untergruppe der Stachelhäuter (Echinodermata) in das Erdmittelalter (Mesozoikum) fallen. „Die Seeigel sind kugelige oder ovale Echinodermen, deren Eingeweide von einer soliden und mit beweglichen Stacheln bedeckten Schale umschlossen sind. Die Schale oder Kapsel besteht aus Kalktäfelchen, welche zu einer festen Kapsel zusammengefügt sind. Diese selbst zeigt zwei Öffnungen, von denen die eine, welche stets unten liegt, dem Mund entspricht, während die andere dem After zum Austritt dient und entweder im Scheitel oder in der Mittellinie gegen unten verschoben gelagert ist ... Die Kapsel baut sich aus 10 Doppelreihen von Täfelchen auf, von denen 5 Doppelreihen als Ambulakralfelder ausgebildet sind und von Poren durchsetzt werden, durch welche die kleinen Ambulakralfüßchen austreten. Zwischen diesen liegen die fünf Interambulakralfelder, welche gleichfalls aus Doppelreihen von ungelochten Täfelchen bestehen. Die einzelnen Tafeln zeigen warzenförmige Erhöhungen, auf welchen die Stacheln gelenkartig aufsitzen. Die Stacheln selbst, welche unter sich sehr verschiedenartig sind, werden unten, am sogenannten Stachelhalse, durch Muskeln festgehalten, sind aber beweglich ... Freilich finden wir fast niemals eine Kapsel im Zusammenhang mit den Stacheln, da diese nach dem Tode abfallen.“ (S. 133)

„Im Innern der Kapsel befinden sich die Weichteile des Tieres, bestehend aus dem Darm-, Genital- und Wassergefäßsystem, außerdem ist aber auch bei vielen Arten ein festes, kalkiges Kiefergerüst entwickelt ...“ (S. 132f.)

„Die Einteilung der Seeigel erfolgt nach der Anordnung der Ambulakralfelder, der Lage und gegenseitigen Stellung von Mund und After, sowie nach dem Vorhandensein oder Fehlen des Gebisses.“ (S. 134) „Regulares. Mund und Afteröffnung jeweils zentral auf der Unter- resp. Oberseite.“ (S. 134) „Irregulares. Bilateral symmetrische Formen mit nach hinten gerücktem After.“ (S. 135) „b) Formen ohne Kiefergebiß ... Ananchytes. Hoch aufgewölbte, unten abgestutzte Schalen mit großen Ambulakraltafeln, auf denen winzig kleine Porenpaare sichtbar sind. Der Scheitelschild etwas verlängert, der Mund nahe dem Vorderrand quer gestellt, der After am Hinterrand. Ananchytes ovata (Taf. 30, Fig. 14) ...“ (S. 136f.) [Abb. 7]

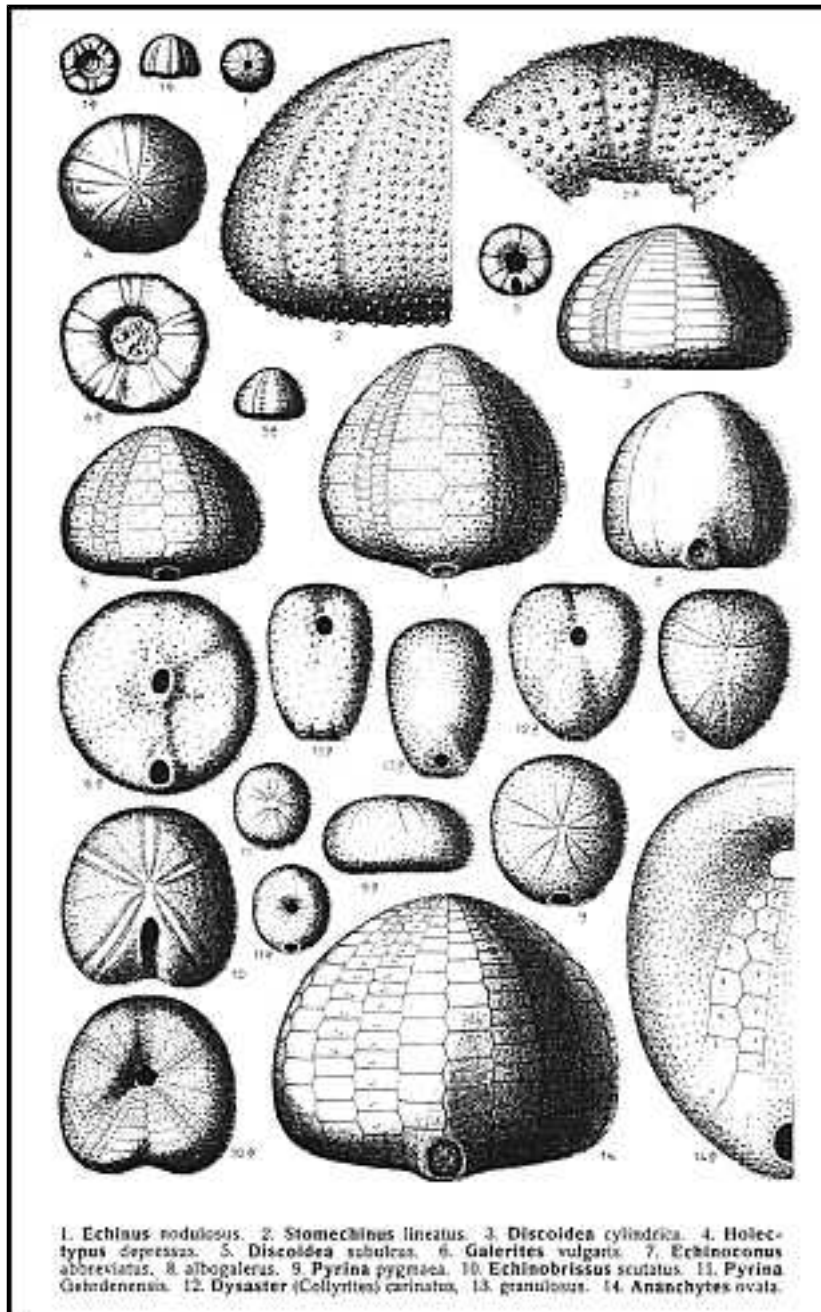


Abb. 7: Tafel 30 aus Fraas: Der Petrefaktensammler mit Nr. 14, 14a): Ananchytes ovata (unten und unten rechts).

Der vorliegende Seeigel scheint nach den Beschreibungen ein *Ananchytes ovata* zu sein: er ist ein Irregularer ohne Kiefergebiss. Soweit zum Tier.

Folgend zur Versteinerung: Zunächst Grundsätzliches über die Weichteile: „Bei den Tierversteinerungen ... müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, ... dass alle Weichteile verfaulen und vergehen. Nur in den seltensten Fällen sind uns auch noch Weichteile als Versteinerungen aus früheren geologischen Perioden überliefert. Hierher gehören z.B. die Funde im Eise von Sibirien ... Merkwürdigerweise haben wir auch noch aus sehr alten Ablagerungen, wie der Juraformation (Anm.: Erdmittelalter: Trias, Jura, Kreide) zuweilen Spuren von versteinertem Fleisch und Haut, zwar in der Substanz verändert und durch kohlen-sauren und phosphorsauren Kalk ersetzt, aber doch in der

Struktur wunderbar schön erhalten ... Derartige Fälle, bei welchen es sich um wirklich materiell erhaltene Fleischsubstanz handelt, sind außerordentlich selten, häufiger dagegen kommt es vor, dass wir wenigstens den Abdruck oder Hohlraum der sonst vergänglichen Tiere zu sehen bekommen. So kennen wir Abdrücke von Quallen schon aus silurischen Schichten." (S. 22 ff.) (Anm.: Erdaltertum: Kambrium, Ordovizium, Silur, Devon, Karbon, Perm).

Dann zu den Hartgebilden: *„Bei den Tierversteinerungen sind im allgemeinen nur die Hartgebilde, wie Knochen, Zähne, Schalen u. dgl. erhaltungsfähig.“ (S. 22) „In den meisten Fällen ist die Kalkmasse des Seeigels noch erhalten und nur in spätigen Kalkspat umgewandelt. Zuweilen kommen auch Verkieselungen vor, (Anm.: d.i.: die Substanz ist durch ein anderes Mineral, vielfach Kieselsäure, ersetzt; S. 22) ebenso haben wir es häufig nur mit Steinkernen oder Hohlräumen zu tun. Besonders in der oberen Kreide (Anm.: Erdmittelalter: Trias, Jura, Kreide) von Norddeutschland sind Steinkerne aus Feuerstein häufig, welche wegen ihrer Dauerhaftigkeit auch als diluviale (Anm.: eiszeitliche) Geschiebe weithin verschleppt gefunden werden.“ (S. 133) (Anm.: Erdneuzeit: Tertiär, Quartär, letzteres bestehend aus Diluvium, Alluvium).*

*„In der Kreide haben wir ein allmähliches Vorherrschen der irregulären Arten, das besonders in der oberen Kreide zum Ausdruck kommt; massenhaftes Auftreten und teilweise sehr schöner Erhaltungszustand stempeln hier die Seeigel zu wichtigen und beliebten Leitfossilien (Anm.: d.i. epochetypische Versteinerungen; S. 133). *Ananchytes ovata* ... ist eine der häufigsten und überaus charakteristischen Arten der oberen Kreide.“ (S. 137)*

Das Auftreten des *Ananchytes ovata* als Irregularer und als Leitfossil gibt also den erdgeschichtlichen Hinweis auf die Entstehungszeit des vorliegenden Seeigels auf die obere Kreide am Ende des Erdmittelalters, vor etwa 70 Jahrmillionen (nach Kühn, S. 182).

Und nun zum vorliegenden fossilen Seeigel in seinem gegenständlichen Erscheinungsbild: Soweit fällt schon auf, dass freiliegende Eingeweide nach der Natur des Tieres nicht vorgesehen sind, also als künstlich bewirkt angenommen werden können. Auffällig ist dabei weiterhin, dass diese Weichteile normalerweise nicht durch Versteinerung überliefert wurden! Da der Seeigel wahrscheinlich beim Abtrennen einer Kapselhälfte sein Leben verloren haben wird, die Stacheln aber wohl erst nach einer gewissen Zeit nach dem Tod, nach Auflösung der Muskeln, abfallen, kann dieser Seeigel auch durch äußere Gewaltanwendung seine Stacheln verloren haben.

Welche Eingriffe erlitt also der Seeigel vor seiner Versteinerung? Die Eingeweide sind zum höchsten Punkt hin eingedrückt und beschädigt. Hier kann ein Messer in den Seeigel eingedrungen sein, das, nach dem Durchbrechen, der Schale folgend, nur in einer Tiefe der Schalendicke eingeführt wurde. Dabei fällt auf, dass unter der stehen gebliebenen Schale keine Hohlräume zu sehen sind, dass evtl. beim Eindrücken eines Messers ein Zudrücken und Abdichten mit unter der Schale vorhandenem Material geschah. Der Schnitt erfolgte nicht genau auf dem höchsten Punkt in der

Längsrichtung des Tieres, sondern etwas daneben, so dass der abgenommene Kapselteil etwas kleiner als der stehen gebliebene ausfiel. Damit wurde bestimmt, welche Seite sich beim Auseinanderziehen beider ablösen würde. Dann ist aber doch (trotz Asymmetrie) zu bemerken, dass der Schnitt (wenn die zu öffnende Seite rechts liegend angenommen wird) von oben nach vorn und zur Unterseite zum Mund hin (zur Symmetrieachse hin) geführt und am Mund abgesetzt wurde. Das andere Ende des umlaufenden Schnittes trifft auf den Mund versetzt (es liegt dem ersten Schnittpunkt nicht gegenüber, sondern etwas nach außen, zur Seite des zu entfernenden Teiles hin, verschoben). Der Mund ist also ein Orientierungspunkt, durch den der Schnitt trotz sonstiger Abweichung von der Symmetrieachse laufen sollte.

Soweit ist ein planvolles Vorgehen zu erkennen [Abb. 8], denn in sicherer Lage, bei flach aufliegendem Tier, wird dieses mit der linken Hand festgehalten und mit der rechten Hand rechts von der Mitte oben eingestochen, so dass die Messerklinge einen von der Mitte schräg nach vorne (zur Hand des Schneidenden hin) ansteigenden Schnitt ausführt. Der rechts liegende Teil wird dann, als der kleinere, rundum eingeschnitten, wobei die Mundöffnung (die das Innere mit dem Außen verbindet) getroffen wird. Dann werden beide Schalen-Teile angefasst und auseinandergezogen, wobei ein Teil, der kleinere, in dem sich das Innere nicht so gut festhalten kann, abgezogen wird. Anschließend wird das Innengewebe herausgenommen, wobei am halb freigelegten Mund etwas nachgeholfen wird. So kann diese Frucht des Meeres zum Verzehr gewonnen werden.

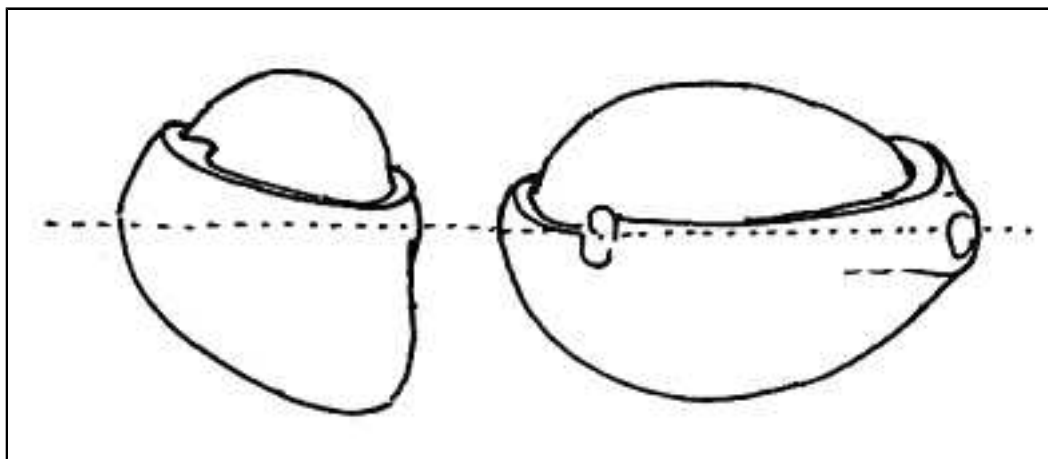


Abb. 8: Seiten- und Unteransicht des versteinerten Seeigels.

Nur zu diesem letzten wesentlichen Akt, zum abschließenden Erfolg, ist der angenommene Nahrungszubereiter nicht mehr gekommen, denn diese Frucht ist nicht weiter bearbeitet worden (jedenfalls nicht vom Menschen), sondern vielmehr im größeren Schalenteil verblieben. Ein Szenarium kataklysmischer Impakt-Ereignisse (Ausdruck aus EFODON-Umkreis, frei adaptiert), ein schrecklich vorbeifliegender Komet, ein sich aufreißender Vulkanschlund, ein Feuerspeien mit Schwefelschwaden und Ascheregen oder sonstige Widerwärtigkeiten, vielleicht auch nur ein wildes Tier oder (ebenso schlimm)

ein wiederholt einsetzender Ehestreit, womöglich ein Mord, vielleicht alles zusammen, haben das gute Werk vereitelt: Die zum Greifen nahe Frucht fiel herab, auf den pflanzengepolsterten Boden oder direkt in eine Wasserlache, in eine Meereslagune, die zuvor mit aus Kreideschlamm ausgeschiedener Kieselsäure (s. Reinicke, S. 32) angefüllt war, was wiederum ein Zufall gewesen wäre, denn *„die Feuersteinbildung ging offensichtlich nicht beständig vor sich, sondern fand in größeren Zeitabständen statt.“* (Reinicke, S. 32)

Eine Sintflut konnte man jetzt jedenfalls nicht gebrauchen, weil die Verdünnung des Wassers mit noch mehr Wasser keine versteinierungsfördernde Wirkung mehr gezeigt hätte. Eher kann man an Feuer denken, das den Hungrigen dahingerafft (oder vertrieben) hatte, das im kühlen Nass liegende Resttier hingegen nicht.

Weiterhin musste nun alles sehr schnell gehen, da die freigelegten Innereien auch nicht lange frisch und in guter Form geblieben wären, was ein längeres Warten auf Faulschlamm-Bildung (auch Sapropel genannt) selbstverständlich strikt ausschloss. Vielleicht hatte feine Vulkanasche das Tier eingehüllt, so dass doch ein Abdruck in kürzester Zeit entstand. Ob eine schnelle Verkieselung des soweit erhaltenen Tieres im Wasser, oder ein schneller Abdruck an Land mit späterer Hohlräumeausfüllung vorliegt, kann ich nicht beurteilen.

Nach der Versteinierung kam jedenfalls dann das lange und fast nicht endende Warten, erst in der Lagune oder im Staubeinschluss, dann in überlagernden und einschließenden Ablagerungen, dann beim Transport in Gemengen irgendwo hin, dann irgendwie (Fundplatz leider unbekannt) auf den konformistisch-neoscholastischen, pseudo-buchwissenschaftlichen Abstellplatz (Ausdruck aus EFODON-Umkreis, frei adaptiert) in Warteschleife bis hin zum zweistufigen Erlösungsvorgang durch Übergabe an den Sohn und schließlich durch Erscheinen in der SYNESIS.



Abb. 9: Klingen vom Ahrensburg-Meiendorfer Stellmoorhügel.

Und damit könnte diese Geschichte zu Ende sein, wenn nicht noch einige Haken daran befestigt wären: Einmal natürlich die Haken, ob alles so weit Vermutete stimmen könnte, dann die Fragen nach der Zeit: Mit welchen Messern konnte ein derart akkurater Schnitt gemacht werden, und wann hatten die Menschen diese?

Messer gab es, seit es die Klingentechnik gab (Flintsteinknolle, schräger Schlag, Kernstein, Klingen, randretuschierte Klingen, s. Rust, S. 40 ff.). Ein einfacher Abschlag (Klinge) ist schon ein Messer. Nur gab es feine Messer wohl erst seit der Schmalklingenkultur, zur Zeit der 3. Riss-Eiszeit vor ca. 200.000 Jahren (nach Eggert, S. 195). Auf dem Ahrensburg-Meiendorfer Stellmoorhügel im Nord-Osten Hamburgs (Rentierjäger vor 10.000 Jahren, nach Rust, S. 203) konnte ich in den sechziger Jahren, als dieser noch betreten werden durfte, einige jungpaläolithische Klingen (und Werkzeuge) sammeln, die sich sicherlich zum scharfen Schneiden geeignet hätten [Abb. 9, das längste Messer ist elf Zentimeter lang].

Wie soll man aber dann das Zusammentreffen von Menschen mit scharfen Messern von vor 10.000 bis 200.000 Jahren (nach Eggert) mit jenen Seeigeln von vor 70 Jahrmillionen (nach Fraas/Kühn) verstehen? Ist eine Gleichzeitigkeit denkbar? Zeigt es uns nicht der halb entschaltete, fossile Seeigel? Wohl trifft auch hier die Erkenntnis von Hans-Joachim Zillmer zu, der in seiner Forschung sagt: „*Da Menschen, Dinosaurier und auch Kohle, gemäß meinen Erkenntnissen, aus der gleichen Zeitepoche stammen, ist es durchaus denkbar, dass diese Ereignisse erst vor relativ kurzer Zeit stattfanden.*“ (SYNESIS Nr. 28, S. 17) - Wie auch immer, der fossile Seeigel

mit seinem halb freigelegten Inneren liegt nun auf dem Tisch.

Literatur

Eggert, Hans-Jürgen: Einführung in die Vorgeschichte, München 1959.

Fraas, E.: Der Petrefaktensammler, Stuttgart 1910.

Kühn, Herbert: Das Erwachen der Menschheit, Frankfurt am Main 1954.

Reinicke, Rolf: Rügen, Strand und Steine, Schwerin 1991.

Rust, Alfred: Vor 20.000 Jahren. Rentierjäger der Eiszeit, Neumünster 1962, 2. Aufl.

Zillmer, Hans-Joachim: Gemeinsame Spuren von Dinosauriern und Menschen, in: EFODON Synesis Nr. 27/1998.

Zillmer, Hans-Joachim: Dinosaurierspuren in weicher Kohle, in: EFODON Synesis Nr. 28/1998.

Bildnachweis:

Abb. 1 bis 6, 9: (Fotos) V. Ritters; Abb. 7: Tafel 30, aus: Fraas Der Petrefaktensammler; Abb. 8: (Zeichnung) V. Ritters.

Ungereimtheiten unserer Vorgeschichte

© 1998 Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 30/1998

Versteinerter Dinosaurier-Kot

Eine Zeitungsmeldung macht mich nachdenklich: „Versteinerter Kot der Dinosaurier gibt Rätsel auf“ (1). Die amerikanische Wissenschaftlerin Karen Chin (United States Geological Survey in Menlo Park/Kalifornien) berichtete im britischen Wissenschaftsjournal „Nature“, dass im Süden Kanadas ein versteinerter Dinosaurier-Kothaufen (Koprolith) von 44 mal 16 mal 13 Zentimeter gefunden worden sei. Das Rätselhafte daran ist für die Forscher, dass der Kotstein zu rund vierzig Prozent aus Knochensplintern mit Größen zwischen einigen Millimetern und weniger als einem Zehntel Millimeter bestehe. Da die Zähne eines Tyrannosaurus kaum zum Zermahlen der Nahrung geeignet waren, sei es nicht vorstellbar, wie die Knochen derart fein zermahlen wurden. Ein Vergleich mit heutigen Krokodilen zeigt, dass auch sie ihre Beute in großen Stücken herunterschlingen. Krokodile besitzen jedoch aggressive Verdauungssäfte, die alle weichen Bestandteile aus einem Knochen herauslösen. Die Knochensplinter des Saurierkots seien jedoch offensichtlich keinen aggressiven Verdauungssäuren ausgesetzt gewesen. Nun sind die Forscher am Überlegen, ob der Tyrannosaurus vielleicht Magensteine zum Zerkleinern der großen Nahrungsbrocken besaß.



Ein versteinerter Seeigel (Conulus subrotundus) aus einer Turon-Formation (schreibkreideähnlicher Kalk), gefunden in Wüllen bei Ahaus (Westfalen). Wie kommt er dorthin? (Im Besitz des Autors)

Dazu fiel mir zunächst nicht die Fragestellung nach den Magen- oder Mahlsteinen auf - darüber unten mehr -, sondern der Umstand, dass sich anscheinend niemand darüber wundert, dass ein *Kothaufen versteinert* ist. Wie soll das ohne eine schlagartig einsetzende Großkatastrophe möglich sein? Jeder kennt die heutigen ungeliebten Hunde-Kothaufen. Doch kommt irgendjemand auf die Idee, sie könnten versteinern, wenn sie nicht vom Gehweg geräumt werden? Schon die Vorstellung daran ist lächerlich. Jeder weiß, dass sie, insbesondere bei Regenwetter, bereits nach einigen Tagen aufgelöst sind. Und doch haben die Forscher einen versteinerten Kothaufen gefunden.

Wie schon Dr. Hans-Joachim Zillmer feststellte (2), ist es völlig unmöglich, dass Versteinerungen von Spuren oder auch ganzen Tieren - und hierzu gehört auch oben genannter Kothaufen - im Verlaufe von Jahrtausenden stattfinden, wie es die Wissenschaft erklärt. So lange hält sich kein organisches Material, ohne zu vergehen - und schon gar kein Kothaufen. Es muss eine globale Großkatastrophe gegeben haben. Global deshalb, weil rund um die Erde versteinerte Fossilien der gleichen Arten gefunden werden. Möglicherweise war der Auslöser ein einschlagender Himmelskörper, der zunächst eine globale Hitzewelle und dann eine Flutwelle auslöste. Die Hitzewelle, etwa vergleichbar mit einer Hitzewelle bei einer Atombomben-Explosion, nur vielfach stärker, umrundete die Erde und verbrannte dabei Vegetation und Tiere, soweit sie sich nicht in geschützten Teilen befanden. Das ist das einzig vorstellbare Szenarium, bei dem beispielsweise frische Saurierspuren in Lehmboden regelrecht eingebrannt werden konnten. Die danach einsetzende Flutwelle, die alle Kontinente und Berge überschwemmte, überlagerte die eingebrannten Spuren und Tierkadaver mit Schwemmsand und anderen mitgeführten Sedimenten. Daraus bildeten sich später die Gesteinsschichten über den Fossilien.

Die große Flut

Dass es eine weltumspannende Flut gegeben haben muss, wird heute allgemein nicht mehr bezweifelt. Dazu sind die archäologischen Funde zu offensichtlich. Ich möchte hier nicht auf die Details eingehen, doch es muss eine Flutwelle gewesen sein, wie wir sie uns nicht vorstellen können, kilometerhoch, denn sie schwappte auch über die höchsten Berggipfel. Das erkennt man daran, dass auch dort u.a. Muscheln gefunden werden können. Nein, jetzt bitte nicht mit dem Pseudo-Argument kommen, diese Gebirge wären vormals nicht da gewesen, hätten unter dem Meeresspiegel gelegen und seien dann aufgefaltete worden. Dieses Argument würde ich gelten lassen, wenn es sich nur um ein einziges Gebirge mit versteinerten Muscheln handeln würde.

Haifischzähne, Seeigel und Muscheln weitab von jeglichem Meer sprechen eine klare Sprache. Versteinerte Muscheln, die geschlossen sind, sprechen ebenfalls sehr deutlich, dass sie urplötzlich von weichem Gestein eingeschlossen worden sein müssen. Wie Zillmer schon ausführte, erlahmen beim Tod einer Muschel deren Muskeln, so dass sie sich öffnet. Die

versteinerten Muscheln sind jedoch überwiegend geschlossen. Also müssen sie zu dem Zeitpunkt, als sie durch das flüssige Gestein eingeschlossen wurden, noch gelebt haben.



Versteinerte Haifischzähne (Lamna crassiaens) aus einer Oligocän-Formation, gefunden bei Weinheim (bei Alzey). Wie kommen sie dorthin? (Im Besitz des Autors)



Ammonit (pyritisiert; Phlyseogrammoceras dispansiforme) aus einer Lias zeta-Formation, gefunden bei Mistelgau (bei Bayreuth). Wie kommt er dort hin? (Im Besitz des Autors)

Der Geologe Timothy Bralower (Universität von North Carolina in Chapel Hill) und seine Kollegen glauben, den Einschlagsort des Himmelskörpers gefunden zu haben, der vor rund 65 Millionen Jahren die Erde traf (3). Der eingeschlagene Meteorit riss - nach Messungen der Geologen - ein Loch von zweihundert Kilometern Durchmesser in den Meeresboden, wobei ein großer Teil der mexikanischen Halbinsel Yukatan abbrach und in die Meerestiefe gerissen worden sei.

Hier hätten wir - unabhängig von der angegebenen, angenommenen Einschlagszeit von vor rund 65 Millionen Jahren - einen Auslöser, der tatsächlich kilometerhohe Flutwellen erzeugen konnte.

Wie lange dauert eine Versteinerung?

Braucht es Jahrmillionen für eine Versteinerung? Zillmer sagt „nein“. Und begründet es in seinem Buch „Darwins Irrtum“ sehr genau. Mir fällt dabei ein weiterer Vergleich ein. In Tropfsteinhöhlen kann man Stalagmiten und Stalaktiten bewundern (die einen wachsen von oben nach unten, die anderen andersherum). Die allgemein vertretene Meinung ist die, dass es Jahrtausende - wenn nicht länger - brauche, um diese Gebilde wachsen zu lassen. Nun wissen wir, dass sie aus Mineralien bestehen, die von durch die Höhlendecke eindringendes Tropfwasser mitgebracht werden und sich dort zapfenartig ablagern. Vergleiche ich nun (bitte nicht lachen!) meine ständig verkalkende Kaffeemaschine mit den Tropfsteinen, so stelle ich fest, dass es höchstens ein paar hundert Jahre dauern kann, um solche „Jahrhunderttausend alte“ Gebilde zu erzeugen! Falls heiße Luft durch die Höhlen geblasen wurde, musste es noch schneller gehen. Das hängt von der Luftfeuchte und der Temperatur ab.

Feuerspeiende Drachen

Doch zurück zum Saurier-Kot. Das ganze Rätsel der amerikanischen Forscher um Frau Chin würde sich in Wohlgefallen auflösen, wenn sie im eigenen Land nachgefragt hätten, denn bereits 1995 wies der Paläontologe Prof. John Shindler (Museum of Natural History in New York) nach, dass Dinosaurier, insbesondere der Tyrannosaurus Rex, Mahlsteine in ihren Mägen hatten (4). Er hatte mit Kollegen in der Nähe von „Petrified Forest“ (Colorado) Ausgrabungen gemacht und war dabei auf einen konservierten Tyrannosaurus Rex gestoßen. Dabei fanden sie winzige Speisereste, die sie analysierten. Nach genaueren Untersuchungen stellte sich heraus, dass das Eiweiß denaturiert - genauer: gebraten - war.

Weitere Überprüfungen erbrachten tatsächlich pflanzliche Speisereste und Mahlsteine im Magen des Sauriers. Chemische Untersuchungen zeigten, dass die Magenwände, der Rachen und die Mundhöhle des Sauriers mit einem Eiweißstoff beschichtet waren. Dieser Stoff wirkte ähnlich wie Teflon und schützte die inneren Organe des Sauriers vor Verbrennungen. Die Schlussfolgerung des Paläontologen war, dass es offensichtlich zum Erscheinungsbild des Tyrannosaurus Rex gehörte, dass er im wahrsten Sinne des Wortes Feuer spuckte. Die gefressenen Speisen gärten in seinem Magen und erzeugten dabei (wie in jedem Magen) brennbares Methan. Hatte der Saurier auch Feuersteine in seinem Magen - was offenbar die Regel war, sonst hätte die Natur nicht die „Sicherheitsbeschichtung“ erfinden müssen -, und diese schlugen aneinander, so konnten Funken entstehen, die das Methan-Gasgemisch entzündeten. Der Saurier spuckte im wahrsten Sinne des Wortes Feuer.

Doch auch hier stelle ich fest, dass das Naheliegendste schlicht übersehen wird: Wenn die Saurier - wie es in jedem Lehrbuch steht - vor etwa 65 Millionen Jahren ausgestorben sein sollen, wieso sind nach solch langer Zeit überhaupt noch Essensreste nachweisbar? Sie können nicht versteinert

gewesen sein, sonst hätte man sie nicht mehr analysieren können!

Ein weiterer Punkt: nach gängiger Lehrmeinung soll Tyrannosaurus Rex ein reiner Jäger, also ein Fleischfresser, gewesen sein. Wenn man nun nachweisen konnte, dass er pflanzliche Nahrung im Magen hatte, und noch mehr: dass sein Verdauungssystem für pflanzliche Nahrung ausgelegt war (inklusive der feuerfesten „Verkleidung“), dann werden wohl alle Vorstellungen über die „blutrünstige Bestie“ Rex umgeworfen werden müssen. Man fragt sich, wozu er dann die riesigen Zähne brauchte, und warum er keine Mahlzähne im Maul hatte. Etwa wie die Gorillas, die ebenfalls Reißzähne besitzen, aber reine Pflanzenfresser sind. Es gibt also mehr anstatt weniger Fragen!

Wenn es stimmt, was nach diesen Ausgrabungen und den anschließenden Untersuchungen als belegt angesehen werden kann, dass Saurier - und insbesondere Tyrannosaurus Rex - Feuerspucker waren, dann müssen die Sagen und Überlieferungen, die von feuerspuckenden Drachen reden, ernster genommen werden als bisher. Haben unsere Vorfahren noch Kontakt mit Sauriern gehabt? Offenbar, denn sonst hätten sie nicht darüber reden können. Das bedeutet jedoch, dass die Vorstellung, die Saurier seien vor rund 65 Millionen Jahren ausgestorben, wirklich nur ein Märchen ist! Die Saurier müssen bis in unsere jüngste Vergangenheit überlebt haben, oder wenigstens ein paar von ihnen.



Tyrannosaurus Rex. Seine dolchartigen Zähne sind bis zu fünfzehn Zentimeter lang („Tiere der Urzeit“, Augsburg 1989)



Ein Fischesaurier-Fossil (Ichtyosaurus), gefunden bei Pressath (Nordostbayern), zu sehen im dortigen Heimatmuseum („Der neue Tag“ vom 02.07.98)

Dr. Zillmer beschrieb bereits die versteinerten Fußspuren von Menschen und Sauriern in derselben Gesteinsschicht (5), bei deren Freilegung in Amerika er selbst mithalf. Nun hat man auch in Südafrika in Sandstein versteinerte menschliche Fußspuren gefunden, die rund 230000 Jahre sein sollen (6). Bei dieser Spur sind zwar keine Saurierabdrücke vorhanden, doch vielleicht hat man sie nicht beachtet, weil man sie in dieser Gesteinsschicht nicht erwartet? Ob mit oder ohne Saurier: Tatsache ist, dass es sich um versteinerte Fußabdrücke handelt, und mit Fußabdrücken verhält es sich genauso wie mit Kot. Innerhalb kürzester Zeit verschwinden sie, insbesondere bei Regen. Deshalb muss auch hierbei eine schlagartige Konservierung stattgefunden haben. Ob es sich um ein- und dieselbe Katastrophe handelte, die auch zur Dezimierung der Saurier beitrug, mag dahingestellt bleiben und muss noch näher untersucht werden. Auf jeden Fall liegt diese Katastrophe keinesfalls Jahrmillionen zurück, sondern höchstens ein paar hunderttausend Jahre, schon fast in unserer „greifbaren“ Geschichte!

Anmerkungen

(1) dpa-Zeitungsmeldung aus: „Der neue Tag“ vom 17.07.98, freundlicherweise zugesendet von Manfred Renner, Grafenwöhr.

(2) Vgl. etwa: Hans-Joachim Zillmer: „Darwins Irrtum“, München 1998; ders.: „Schnell versteinerte Berge und feuerspeiende Drachen“, in: SYNESIS Nr. 29; ders.: „Dinosaurierspuren in weicher Kohle“, in: SYNESIS Nr. 28/1998; ders.: „Gemeinsame Spuren von Dinosauriern und Menschen“, in: SYNESIS Nr. 27; ders.: „Die Evolution, frei erfunden?“, in: SYNESIS Nr. 26.

(3) dpa-Zeitungsmeldung aus: „Der neue Tag“ vom 28. 4. 98: „Urzeit-Meteorit wütete auch in der Meerestiefe“, zitiert aus dem Fachmagazin „Geology“. Bei dieser Meldung darf jedoch nicht vergessen werden, dass es keinerlei verlässliche Datierung gibt, sondern nur Annahmen.

(4) (o.A.) „Heißer Atem“, in: Bild der Wissenschaft Nr. 4/1995, freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Dieter Vogl.

(5) Hans-Joachim Zillmer: „Gemeinsame Spuren von Dinosauriern und Menschen“, in: SYNESIS Nr. 27

(6) dpa-Zeitungsmeldung aus: „Der neue Tag“ vom 09.07.98 („Frühe Spur“).

Nachtrag:

Feuerspeiende Saurier waren Aprilscherz!

Es klang so logisch, war scheinbar wissenschaftlich untermauert und erschien als eine „normale“ Meldung in „Bild der Wissenschaft“, schon in der Ausgabe Nr. 4/1995: „Heißer Atem“. In diesem Beitrag wird geschildert, dass ein Prof. John Shindler vom Museum of Natural History in New York bei Ausgrabungen Saurier freigelegt hätte, in deren Mägen sich Steine befanden. Es wurde durchaus glaubhaft rekonstruiert, wie diese die bei der Verdauung entstehenden Methangase entzünden konnten.

Dieser Meldung sind sicher nicht nur wir „auf den Leim gegangen“ und haben sie in unseren Arbeiten zitiert.

Vielleicht wäre der „Nachweis“ von feuerspuckenden Dinos noch in weitere Untersuchungen eingeflossen, wenn nicht Dr. Zillmer direkt beim Natural History Museum in New York nach Prof. Shindler gefragt hätte, woraufhin man ihm mitteilte, dass dieser nicht bekannt sei. Auf Anfrage bestätigte ihm dann „Bild der Wissenschaft“, dass es sich bei der Meldung um einen Aprilscherz gehandelt hätte.

„Das ist ein Ding! Da muss man noch vorsichtiger werden!“, meinte Dr. Zillmer. Denn wer rechnet damit, dass sich eine Meldung in einem seriösen Wissenschaftsmagazin als Verulking herausstellt? Bei uns hat es immerhin dreieinhalb Jahre gedauert, bis der „Aprilscherz“ als solcher erkannt wurde. In wie viele Bücher ist er wohl als „Tatsache“ eingeflossen?



Der Beweis: Schicht für Schicht trägt Prof. John Shindler von der Felswand vorbereitete Nahrungsreste ab, die ein feuerspeisender Dinosaurier dort hinterlassen hat.

PALÄONTOLOGIE

Heißer Atem

Amerikanische Wissenschaftler haben nachgewiesen, was Kinder und Großmütter schon immer wußten: In der Urzeit gab es feuerspeisende Drachen.

„Ich habe fest an ihre Existenz geglaubt – jetzt habe ich endlich Gewißheit“, freut sich Prof. John Shindler vom Museum of Natural History in New York. Shindlers Team sucht seit Jahren nach Beweisen für die Existenz feuerspeisenden Tieres, gibt

gel – mit Hilfe der gegeneinander reibenden Steinbrocken besser verdauen zu können („Tyrannosaurus beißt ins Gras“, bild der wissenschaft 4/1994). Genau in diesen Steinbrocken liegt das Geheimnis des Feuerspeckens.

„Ein Dino-Magen“, erläutert Shindler, „ist eigentlich wie ein Kamin. Da drin gärt es gewaltig nach dem Abkühlen.“

Par-

Von Göttern und Gottessöhnen

Rudi Schulz

Das Wesen der Götter beschäftigt die Menschen schon seit tausenden von Jahren. Man glaubte, wegen ihrer heroischen Taten und Verdienste seien jene Menschen zu Göttern erhoben worden, später wurden sie in Wandelsternen verehrt.

Werner Papke schreibt: *„Der Schluß liegt nahe, daß Nimrod von den Chaldäern nach seinem Tode vergöttlicht und im Planeten Jupiter angebetet worden ist! Entsprechend müssen auch die anderen Planeten einschließlich Sonne und Mond, die Hauptgötter der Chaldäer, vergöttlichte Helden von Sinear gewesen sein.“*

Über die Ur-Götter gibt es im allgemeinen keine abweichenden Meinungen. Sie waren etwa 1200 göttliche Jahre vor der Flut zur Erde herabgestiegen. Enlil und Enki waren noch in der Himmelswohnung ihres Vaters An (akk. Anu) geboren. Auch deren Frauen waren Ur-Göttinnen: Anus Frau Antu, Enlils Frau Ninlil, seine Schwester Ninhursag und die Frau Enkis Ninki (Damkina).

Über Anu schreibt Zecharia Sitchin: *„Anus Wohnsitz - und der Sitz seines Königreichs - war im Himmel. Dorthin begaben sich die anderen Götter des Himmels und der Erde, wenn sie Rat oder Hilfe brauchten, und hier versammelten sie sich auch, wenn Zwiste unter ihnen geschlichtet oder wichtige Entscheidungen getroffen werden mußten.“*

Die nachfolgenden Götter wurden auf der Erde geboren. Enlils Söhne waren Nanna (Sin), Ischkur (Adad) und Ninurta. Enki (Ea) hatte ebenfalls drei Söhne: Marduk, Erra/Nergal und Dumuzi.

Zecharia Sitchin hat in seinem Buch „Der zwölfte Planet“ die Abstammung der Götter ausführlich dargelegt.

Enlils Sohn Nanna zeugte Utu (Schamasch), der auch Sonnengott genannt wurde. Utus Sohn war Meskiag-Kasch(er). Ihm folgte Enmer-kár, und dessen Sohn war Lugalbanda.

Nach Zecharia Sitchin ist Meskiag-Kasch(er) nur ein Halbgott:

„Laut der sumerischen Königsliste war der erste nichtgöttliche Herrscher von Uruk Meschiaggascher, ein Sohn des Gottes Utu von einer menschlichen Mutter. Ihm folgte sein Sohn Enmerkar, ein großer sumerischer König.“

Werner Papke weist in seinem Buch „Die geheime Botschaft des Gilgamesch“ nach, daß Enmer-kár ganz eindeutig als der biblische Nimrod identifiziert werden kann. Er zitiert die sumerische Königsliste: *„Enmer, der Jäger (kár), der Sohn des Meskiag-Kasch(er)s, König von Uruk, welcher Uruk erbaute.“*

Auch der Bibeltext sagt sinngemäß das gleiche aus: *„Kusch aber zeugte den Nimrod. Der war der erste, der Macht gewann auf Erden, und war ein gewalti-*

ger Jäger vor dem HERRN. Daher spricht man: Das ist ein gewaltiger Jäger vor dem HERRN wie Nimrod. Und der Anfang seines Reichs war Babel, Erech (=Uruk), Akkad und Kalne im Lande Schinar.“

Werner Papke kommt daher zu dem Schluß, daß Meskiag-Kasch(er) demnach Kusch und der Sonnengott Utu/Schamasch, der Vater des Meskiag-Kasch(er), folgedessen Ham ist.

Wenn man jetzt auch noch den letzten Schritt wagt, dann ist der Gott Nanna identisch mit Noah! Über Noah erfährt man in der Bibel nicht viel: *„Noah war ein frommer Mann und ohne Tadel zu seinen Zeiten; er wandelte mit Gott.“*

Von den Überlieferungen auf den Tontafeln ist über Nanna Erstaunliches zu erfahren. Zecharia Sitchin übersetzt:

*„Vater Nanna, Herr von Ur ...
dessen Glorie das heilige Himmelsboot ist ...
Herr, erstgeborener Enlils,
wenn du in deinem Himmelsboot herabkommst,
bist du herrlich.
Enlil hat deine Hand geschmückt
mit einem immerwährenden Zepter,
als du im heiligen Boot über Ur schwebtest.“*

War Noah nicht Lamechs Sohn?

In den Schriftrollen von Qumran wird über Noahs Geburt berichtet: Lamech bezweifelt, daß der Säugling sein Sohn ist, sein glanzvolles Aussehen verwirrt ihn. Lamech wendet sich an seinen Vater Metuschelach und bittet um Aufklärung, denn er hegt den Verdacht, daß die Söhne des Himmels hier ihre Hand im Spiel hatten. Nur Henoch kann darüber Auskunft geben, aber der weilt zu diesem Zeitpunkt nicht mehr auf der Erde:

„Denn er, Henoch, wird geliebt und [... mit den Heiligen] war sein Los zuteil geworden. Sie offenbaren ihm alles. Als Metuschelach [von der Angelegenheit] hörte, machte er sich auf den Weg zu seinem Vater Henoch, um von ihm die Wahrheit über die ganze Angelegenheit zu erfahren [...] seinen Willen. Dann begab er sich zum höchsten Himmel, dem Parwaim, und dort fand er Henoch mit [den Engeln]. Er sagt zu Henoch, seinem Vater, mein Herr, ich [bin] zu dir gekommen [...] [höre,] was ich dir sage. Sei nicht zornig auf mich, daß ich hergekommen bin [...].“

Henoch beginnt seine Antwort scheinbar mit dem Hinweis, daß zu Jereds Zeiten Engel zur Erde herabgestiegen waren:

„... denn in den Tagen Jereds, meines Vaters ...“
Die Fortsetzung der Antwort ist ziemlich lückenhaft erhalten, sodaß man nicht so recht verstehen kann, was eigentlich gemeint ist:

„Ich, Henoch, [...] nicht von den Himmelssöhnen, sondern von Lamech, deinem Sohn [...] Und nun, sa-

Bibel	sumerische Königsliste nach W.Papke	sumerische Götter nach Z.Sitchin	Wandelstern
Lamech		Enlil	
Noah		Nanna (sum.) Sin (akk.) Jerah (kaan.)	
Ham Cham (hebr.)	Sonnengott Vater des Meskiag-Kasch(er)	Sonnengott Utu (sum.) Schamasch (akk.)	Sonne
Kusch	Meskiag-Kasch(er) Sohn des Sonnengottes Vater des Enmer-kár	Meschiaggascher	Saturn
Nimrod	Enmer-kár Sohn des Meskiag-Kasch(er) Enmerud	Enmerkar	Jupiter
	Lugalbanda	Lugalbanda	Mars
	Dumuzi (Enkidu)	Dumuzi	Mond
	Gilgamesch	Gilgamesch	Merkur
		Inanna Ischtar (akk.)	Venus

ge ich dir [...] und offenbare dir, [daß ...] Geh und sage deinem Sohn Lamech [...] Und sprach [...] mit Lamech, seinem Sohn [...] Nun wenn ich, Lamech, [diese Dinge hörte ...] den sie (?) zur Welt gebracht hat [...]

Die Wörter in den eckigen Klammern sind von den Wissenschaftlern eingesetzt worden. So könnte es beispielsweise statt „mit den Heiligen war sein Los zuteil geworden“ möglicherweise auch heißen „mit den Göttern war sein Los zuteil geworden“.

In der Fernsehsendung vom 21. Mai 1998 erzählt Erich von Däniken ebenfalls diese Geschichte. Die Antwort fällt hier eindeutiger aus: „Und Henoch sagte zu Methusalem, er solle seinem Sohn Lamech ausrichten, die Wächter des Himmels hätten den Samen in den Schoß von Bat-Enosch gelegt, ohne sie unzüchtig zu berühren. Lamech möge dieses Kind als sein eigenes aufziehen und es Noah nennen, denn eine fürchterliche Flut ...“

Noahs Geburt war demnach kein Zufall. Noah war ein Gottessohn, und zwar Enlils Sohn Nanna.

Wie aber kam Metuschelach in den höchsten Himmel zu Henoch? Zecharia Sitchin gibt eine versteckte Antwort darauf: „... hatte Enoch einen Sohn namens Methuselah gezeugt, dessen Name von Letitia D. Jeffreys, dem grundlegenden Erforscher der Bedeutung hebräischer Namen, mit »Mann der Raketen« übersetzt worden ist. Methuselahs Sohn wurde Lamech genannt (»Der Gedemütigte«).“

Über Noah schreibt er (und bezieht sich auf die Vorgänge, als sich die Söhne der Götter mit den Menschentöchtern sexuell einließen): „Wir können jetzt verstehen, warum im Alten Testament so nachdrücklich

unterschieden wird zwischen Noah, der »ein gerechter Mann war, rein in seiner Abstammung« (oft falsch übersetzt mit »unter seinen Zeitgenossen«!) und »der ganzen Erde, die verderbt war«.

Rein in seiner Abstammung war Noah, weil er Enlils Sohn war!

Bis Lugalbanda sind die in der Königsliste aufgeführten Götter Nachfahren von Ham. Dumuzi dagegen ist ja ein Sohn Enkis. Völlig zutreffend hatte man ihn im Mond verehrt.

Werner Papke: „Der Mond war den Chaldäern als Satellit der Erde bekannt, der sich von den Planeten unterscheidet. Dies geht unmittelbar aus seiner Bezeichnung SHESH.KI, »Bruder der Erde«, hervor, und auch Enkidu bedeutet außer »Herr, der zur fruchtbaren (Acker-) Erde gehört« noch »Liebling EN.KIs«, des »Herrn der Erde«.“

Dumuzi heißt im Gilgamesch-Epos Enkidu. Gilgamesch, der Jüngste in dieser Götterrunde, wurde höchst passend im Merkur angebetet.

Werner Papke: „... und endet beim Merkur, der der Sonne am nächsten steht und deshalb am schnellsten um die Sonne läuft; er ist sozusagen der »Jüngste« und

kann deshalb noch flink laufen, während Saturn, der »Älteste« des Sonnengottes, nur noch langsam gehen kann.“ Gilgamesch soll ein Sohn der Göttin Ninsun und eines Hohepriesters sein. Gilgamesch war demnach ein Halbgott.

Zu erwähnen wäre noch die Göttin Inanna (akk. Ischtar), eine Tochter des Gottes Nanna und der Göttin Ningal. Die Menschen verehrten sie im Planeten Venus. Auch von ihr wird berichtet, daß sie, wie ihr Vater Nanna, im Himmelsboot (MU) die Erde umkreiste.

Zecharia Sitchins Übersetzung:

„Herrin des Himmels,
sie legt das Himmelsgewand an,
steigt kühn zum Himmel auf;
über alle bevölkerten Länder
fliegt sie in ihrem MU.
Herrin, die du in deinem MU
fröhlich dich schwingst zu den Himmelshöhen.
Über all die ruhenden Orte
fliegt sie in ihrem MU.“

Literatur

Werner Papke, „Die geheime Botschaft des Gilgamesch“, Augsburg 1996

Zecharia Sitchin, „Der zwölfte Planet“, München 1995

Michael Wise / Martin Abegg, Jr. / Edward Cook, „Die Schriftrollen von Qumran“, Augsburg 1997

Genetische Manipulationen werfen Fragen auf

Dieter Vogl

Ohne Zweifel wirft das geklonte und somit auf künstlichem Wege erzeugte Schaf Dolly ethische Fragen auf. Jedoch müssen sich alle Moralapostel eingestehen, daß die Bedenken auf diesem Gebiet reichlich spät laut werden. Wenn einige von uns auch der naiven Ansicht sind, die Technik des Klonens wäre erstmalig am 27. Februar 1997 erfolgreich an einem Lebewesen praktiziert worden, ist dieses Datum nur ein Meilenstein in einer Ära, deren Beginn sehr weit zurückliegt. Eigentlich, es weiß nur kaum einer, beginnt die Epoche der Reproduktionsmedizin im 17. Jahrhundert. Dolly war nicht das erste Lebewesen, das künstlich verändert wurde. Und wer meint, Richard Seed, ein Physiker und Fruchtbarkeitsforscher aus Chicago, wäre der erste, der sich am Erbgut von Menschen vergreifen will, der täuscht sich. Wir sollten uns den Werdegang dieser nicht neuen Technik einmal ansehen.

Die wichtigsten Schritte der Gentechnologie

- Schon im Jahre 1651 vermutete William Harvey, daß das Leben seinen Ursprung im Ei hat. Ihm fehlten jedoch die technischen Mittel, sein Postulat zu beweisen. Über hundert Jahre wurde seine Vermutung vergessen und erst im Jahre 1786 von Spallanzani wieder aufgegriffen.
- 1786 begann der italienische Biologe Lazzaro Spallanzani mit den ersten künstlichen Befruchtungen bei Hunden. Er praktizierte sie regelmäßig und legte einen Katalog von Erkenntnissen an, die bislang richtungsweisend in der Reproduktionsmedizin sind.
- Ab dem Jahre 1865 führte der Augustinerpater Gregor Mendel systematische Forschungen an Pflanzen durch, um damit hinter die Gesetzmäßigkeiten der Vererbung zu kommen. Seine Arbeiten dürften zu den wichtigsten Grundlagenforschungen in der Vererbungslehre gehören.
- 1875 wurde von Prof. Oskar Hertwig erstmalig beobachtet, wie beim Seeigel weibliche Ei- und männliche Samenzellen miteinander verschmelzen.
- Um das Jahr 1900, unabhängig voneinander, und ohne daß sie angeblich die Veröffentlichungen von Gregor Mendel gekannt hätten, wurden die längst vergessenen Mendelschen Gesetze von Correns, Tschermak und de Vries wiederentdeckt.
- Im gleichen Jahr untersuchte der Münchner Carl Erich Correns währenddessen die Probleme der Geschlechtsbestimmung. Seine Arbeiten auf diesem Gebiet wurden für die pränatale Geschlechtsbestimmung von heute richtungsweisend.
- Auch der Wiener Erich Tschermak, Edler von Seyenegg, verwendete seine um 1900 wieder gewonnenen Erkenntnisse später für die planmäßige Züchtung von Kulturpflanzen.
- Ebenfalls um das Jahr 1900 begründete der Botaniker Hugo de Vries die Mutationstheorie. Auch diese Theorie wurde zu einem der wichtigen Fundamente, die von der Wissenschaft für ein erfolgreiches Kloning angewendet werden.
- 1944 befruchteten die Amerikaner J. Rock und M. F. Menkin das erste Mal erfolgreich menschliche Eizellen außerhalb des Mutterleibes in einem Reagenzglas. Der anschließende Transfer in den Mutterleib mißlang. Es gibt jedoch Stimmen, die behaupten, es wäre eine lebensfähige Mißgeburt daraus entstanden. Die Betroffenen selbst haben zu diesen Vorwürfen geschwiegen.
- Im gleichen Jahr wurde von Avery erstmalig nachgewiesen, daß die DNA die Trägerin der Erbsubstanz ist. Avery postulierte schon damals, daß es eines Tages, durch gezielte Veränderungen in der DNA, möglich sein werde, Lebewesen nicht nur zu klonen, sondern auch gezielt in ihrem Aussehen zu verändern. Dieses Jahr wird als die Geburtsstunde der Molekulargenetik betrachtet. Sie ist letztlich die Voraussetzung für alle derzeitigen Techniken des Kloning.
- 1952 wurde erstmalig eine Kuh mit tiefgefrorenem Spermium befruchtet. Die Kuh gebar, trotz gegenteiliger Ansichten, ein durch und durch gesundes Kalb. Es entwickelte sich prächtig und war von seinen natürlich geborenen Artgenossen nicht zu unterscheiden.
- Im gleichen Jahr wurden jungen Kaulquappen Zellen entnommen und diese erstmalig erfolgreich geklont.
- 1953 wurden die bisherigen Erfolge aus dem Bereich der Tierzucht auf den Menschen übertragen. Mit zuvor tiefgefrorenem Spermium wurde eine künstliche Befruchtung durchgeführt.
- 1959 wurde das erste Säugetier, ein Kaninchen, im Reagenzglas gezeugt und erblickte, nach dem erfolgreichen Rücktransfer, wohlbehalten das Licht der Welt.
- 1972 gelang es den Forschern, tiefgefrorene Embryonen von Mäusen erfolgreich aufzutauen und Muttertieren einzupflanzen. Die spätere Geburt der Jungen erfolgte ohne Komplikationen.
- 1978 war ein epochemachendes Datum in der

Manipulationen

Geschichte der Reproduktionsforschung. Erstmals gelang es Wissenschaftlern, eine menschliche Eizelle außerhalb des Mutterleibes zu befruchten und erfolgreich im Uterus einer Frau zu verankern. Das Resultat ist Louise Brown, das erste Retortenbaby der Welt. Der Embryotransfer gehört heute zur Praxis der Reproduktionsmedizin.

- 1983 wurde einer Frau ein fremdes Ei eingepflanzt, das zuvor außerhalb des Mutterleibes künstlich befruchtet wurde. Sowohl die Schwangerschaft als auch die spätere Geburt verliefen erfolgreich. Heute gehört diese Technik ebenfalls zur reproduktionsmedizinischen Standardprozedur.
- 1984 wurde, was zuvor schon bei den Mäusen erfolgreich verlief, auch auf den Menschen angewendet. Australischen Medizinerinnen gelang es, einer Frau mit Erfolg ein Embryo einzupflanzen, das zuvor eingefroren war und wieder aufgetaut wurde. Resultat ist das Mädchen Zoe.
- 1986 werden das erste Mal Schafe mittels Vervielfältigung von Embryonalzellen kloniert.
- 1992 brachte eine 62jährige Italienerin, Rosanna della Corte, ein gesundes Kind zur Welt. Das Spermium stammte vom Ehemann, das Ei von einer unbekanntem Spenderin. Befruchtet wurde das Ei außerhalb des Mutterleibes im Reagenzglas.
- 1993 trug eine Amerikanerin die befruchtete Eizelle ihrer Schwiegertochter aus. Auch diese Eizelle wurde außerhalb des Mutterleibes in einem Reagenzglas befruchtet.
- 1993 klonierte der amerikanische Wissenschaftler Jerry Hall menschliche Embryonen und löste damit eine weltweite Protestwelle aus.
- 1996 wurden am Roslin Institut, in der Nähe von Edinburgh, von Keith Campbell die Schafe Megan und Morag erzeugt. Beide haben vollkommen identische Erbanlagen. Beide Tiere haben keinen Vater, denn sie wurden aus einer einzigen Zelle regelrecht reproduziert.
- 1997 gelang es dem Reproduktionsmediziner und Embryologen, Dr. Wilmut, einem Forscher, der ebenfalls am Roslin Institut bei Edinburgh arbeitet, aus einer normalen Zelle, die einem Schaf aus dem Euter entnommen wurde, Dolly zu klonen.
- 1998 gab der Physiker und Fruchtbarkeitsforscher Dr. Richard Seed bekannt, daß er das gleiche oder zumindest ein ähnliches Verfahren, das bei Dolly zum Erfolg geführt hat, anwenden will, um einen Menschen zu klonen.
- Wie die Universität Amherst in Massachusetts bekannt gab, wurden im Jahre 1998 auch in Texas

auf einer Farm Tiere geklont. George und Charlie sind identische Kälber.

Keine Komplikationen

Betrachten wir uns das geklonte Schaf Dolly genauer: Allem Anschein nach ist sowohl die pränatale als auch die postnatale Entwicklung vollkommen normal verlaufen. Doch wie *The Economist* berichtete, „lautet die große naturwissenschaftliche Frage, wie der Alterungsprozeß bei Dolly aussehen wird“ (1).

Die Frage ist berechtigt, denn nachdem für den genetischen Eingriff eine vollausgereifte Zelle benutzt wurde, deren ursprüngliche Besitzerin bereits sechs Jahre alt war, war Dolly bei ihrer Geburt ebenfalls sechs Jahre alt. Die Frage war nicht nur, wie sich Dolly im Alter entwickeln wird, sondern auch, ob sie in der Lage sein wird, gesunde Nachkommen zu zeugen. Dies wurde mittlerweile beantwortet, denn Dolly hat ein vollkommen gesundes Lamm zur Welt gebracht.

Fragen betreffen nicht nur Dolly selbst. Werden Wissenschaftler auch bereit sein, Menschen zu klonen? Dr. Wilmut sagt es deutlich: Bei intensiver Forschung könnte die Wissenschaft in der Lage sein, Menschen zu duplizieren. Er fügt allerdings hinzu, daß er „keinen klinischen Grund für das Kopieren eines menschlichen Wesens erkennen“ kann. Dr. Seed, der schon jetzt als der Schöpfer eines Frankensteins bezeichnet wird, sieht dies offenbar ganz anders.

Die Frage ist, ob die Wissenschaft jemals einen triftigen Grund gebraucht hat, um sich in der Forschung auch in freiwillig oder unfreiwillig auferlegte Tabuzonen vorzuwagen? Die kleine Liste, die uns nur bruchstückhaft über den Werdegang der Reproduktionsmedizin informiert (man weiß ja nie, was hinter verschlossenen Türen geschieht), hat gezeigt, daß die Wissenschaft keinerlei Skrupel kennt, wenn es gilt, das „Unmögliche“ zu erreichen. Nicht alle Forscher haben Bedenken, wenn es um das Klonen von Menschen geht.

Am 2. März 1997 wurde beispielsweise in der *Sunday Times* ein Artikel veröffentlicht, der den derzeitigen Ist-Zustand in den Wissenschaften deutlich zum Ausdruck bringt. Es heißt dort unter anderem: „Wenn es (das Klonen von Menschen) möglich ist, wird es auch geschehen: Menschen, die in einer technologisch hypnotisierten Zeit leben, sind nun einmal so“.

Beschränkungen durch Gesetze

Eine ganze Reihe von Staaten, vor allem europäische Länder, haben zwischenzeitlich politische Barrieren errichtet, um der Forschung an der Keimbahn des Menschen einen Riegel vorzuschieben. Obwohl es Gesetze gibt, die einen Eingriff in die Keimbahn verbieten und sich eine Vielzahl von hochrangigen Kapazitäten, wie Professor Jens Reich von der For-

Manipulationen

schungsgruppe Medizinische Genetik am Max-Delbrück-Centrum in Berlin, dagegen aussprechen, wurden bereits im Jahre 1994 derartige medizinische Verfahren in Philadelphia (USA) zum Patent angemeldet. Diesen amerikanischen Patenten steht kein europäisches Gesetz im Weg.

Christian Gugerell vom Europäischen Patentamt sagt: „*Wir sind keine Ethiker [...] Mit dem Anspruch auf Keimbahn-Gentherapie war früher oder später zu rechnen [...] Wir sind, was die ethische Frage betrifft, von einer abschließenden Meinung über Patentierbarkeit beim Menschen noch weit entfernt.*“

Auch Nelson Wivel, Direktor des US-Gremiums für Zulassung von Gentherapien, ist vorsichtig. Er sagt: „*Solange wir nicht in der Lage sind, neue Gene einzubauen, ohne das Abschalten von Nachbar-Genen zu riskieren, sollten wir die Finger von der Keimbahn lassen*“ (2).

Weltweite Ablehnung

Weltweit ist ein Trend zu erkennen, der sich gegen derartige Methoden ausspricht. Überall beschwören Philosophen, Ethiker und Theologen die Wissenschaft, auf weitere Forschung auf diesem Gebiet zu verzichten. Der islamische Ethiker Hassan Hathout nennt einen der Gründe: „*Eine Frau kann Mutter ihres eigenen Selbst sein [...] dies ist im Plan Gottes nicht vorgesehen*“ (3). Gerade dieser Punkt scheint besonders wichtig zu sein. Wenn eine Tochter gleichzeitig ihre eigene Mutter ist, ist die Gefahr gegeben, daß im Laufe der Zeit die Menschheit zu einem Bastardengemisch wird, weil in diesem Szenarium unweigerlich Inzucht eintritt.

Auch die anerkannten Kapazitäten Prof. Wolfgang Holzgreve, Dr. Stuart Newmann und Prof. Ernst-L. Winnacker sind Gegner genetischer Manipulationen am Menschen. Sie sprechen sich nicht nur gegen das Klonen aus, sondern auch gegen die Keimbahntherapie. Prof. Wolfgang Holzgreve sagt hierzu: „*Die Keimzellentherapie stellt einen extremen Eingriff in die Identität des Individuum, ja in die Schöpfungsgeschichte dar*“. Dr. Stuart Newmann geht noch einen Schritt weiter. Er fordert: „*Ich bin für ein sofortiges Verbot der Keimbahntherapie auch in den USA*“. Damit vertritt er eine Ansicht, der sich auch Prof. Ernst-L. Winnacker anschließt, indem er sagt: „*Für mich wurde mit der Klonierung menschlicher Embryonen ein Tabu gebrochen. Gerade deshalb muß die Diskussion um die Keimbahntherapie äußerst kritisch geführt werden. Am Menschen müssen solche Versuche grundsätzlich untersagt bleiben*“ (4).

Der Genetiker Munawar Ahmad Anees bläst ins gleiche Horn: „*Die Überheblichkeit der westlichen Naturwissenschaft ist zu keiner Zeit größer gewesen [...] Der menschliche Körper gehört Gott und nicht dem Labor der Menschen*“.

Der US-Mediziner Jerry Hall, der schon im Jahre

1993 zum ersten Mal einen Menschen geklont hat und den Grundstein für Menschengründung legte, sagt von sich selbst, im Hinblick auf seine genetischen Manipulationen: „*Was habe ich nur getan?*“ Und der japanische Ärzteverband läßt in einer Pressemitteilung verlauten, daß es „*unvorstellbar ist, daß ein solches Experiment*“ (5) überhaupt durchgeführt wurde.

Natürlich kommt auch Widerspruch aus den Mauern des Vatikans. Rocco Buttiglione, ein italienischer Gelehrter und enger Vertrauter von Papst Johannes Paul II., wirft den Aspekt auf, daß „*eine Person kein Gegenstand ist. Personen werden aus der ehelichen Liebe der Eltern geboren [...] Kinder haben ein Recht darauf, gezeugt zu werden*“.

Der Jude Rabbi Moshe David Tenbler, Professor für Medizinethik und Talmudrecht an der Yeshiva-Universität New York, bringt es in einem einzigen Satz auf einen Nenner: „*Hände Weg vom Menschen!*“

Wie wir sehen, macht sich immenser Widerspruch sowohl in allen monotheistischen Religionen als auch in allen wissenschaftlichen Disziplinen breit. Diese Widersprüche werden wahrscheinlich ungehört verhallen. Niemanden interessiert es wirklich, was die Wissenschaftler in ihren Labors der industriellen Multigiganten unternehmen. Und jene, die mit Interesse die Taten der Wissenschaftler verfolgen, werden kaum jemals wirklich hinter die Fassade des globalen Treibens blicken können.

Die Auswirkungen

Die Auswirkungen der genetischen Manipulationen sind nicht so sehr auf ethischem oder gar religiösem Sektor angesiedelt. Und nicht ausschließlich auf dem Gebiet der Reproduktionsmedizin. Dieser Fachbereich macht den geringeren Teil jener Wissenschaften aus, die sich am Leben vergreifen. Es zeigt sich, daß mit dieser auf das moralische Gebiet verlagerten Diskussion nur eine falsche Fährte gelegt wird, um von den wahren Problemen der Gentechnik abzulenken. Ein geschickter Schachzug, der die Wissenschaft vor unliebsamen Fragen bewahrt. Letztlich kann sie dadurch immer sagen, daß man vorab über alles, in unzähligen Debatten, diskutiert habe.

Viel wichtiger als die moralischen Bedenken sind für jeden einzelnen von uns jene Auswirkungen, die wir nicht sofort erkennen können, die aber dennoch unser tägliches Leben mitbestimmen. Nachdem bereits eine Vielzahl von Pflanzen und Tieren genetisch verändert wurde, die quasi durch die Hintertür auf unserem Mittagstisch landen, ist jeder von uns Betroffener. Und so beschäftigen sich weltweit immer mehr Ökologen damit, wie schädlich genetisch manipulierte Nahrungsmittel für den menschlichen Organismus sind. Aber

Manipulationen

auch, wie unvorteilhaft sich genetisch Pflanzen, die bei Freilandversuchen angepflanzt werden, auf andere Populationen auswirken.

Bedenken wir dabei, daß jährlich zwischen zwei- und viertausend dieser Versuche rund um unseren Globus stattfinden, dann wird verständlich, wie brisant die derzeitige Lage ist. Das Schlimme ist, daß nicht nur Pflanzen genetisch manipuliert werden, sondern auch Mikroben, Bakterien und Viren. Wie diese sich nach ihrer genetischen Veränderung in ihrer ursprünglichen Umwelt verhalten, vor allem, wenn sie gegen natürliche Gegner resistent gemacht wurden, ist überhaupt nicht erforscht. Dr. Detlef Bartsch, Ökologe an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule in Aachen bringt es auf einen Nenner: „*Es würde mich wundern, wenn es dem Virus nicht gelänge, die Genetiker auszutricksen*“. Und Dr. Bartsch muß es wissen. Er ist der erste deutsche Ökologe, der offiziell von seiner Universität damit beauftragt wurde, eine von der Industrie *unabhängige* Risikostudie anzufertigen.

Dr. Bartsch untersuchte, was vom Menschen manipulierten Gene in ihrer Umwelt bewirken. Erforscht wurden in diesem Zusammenhang viele ökologische Systeme, in denen Nutzpflanzen eingebunden sind. Unter anderem wurde der Pollenflug zwischen den Populationen analysiert oder, wie Insekten, die für das Wachstum nützlich sind, auf die veränderte Pflanze reagieren. Die Versuche und Auswertungen sind bislang nicht abgeschlossen, und so liegen keine endgültigen Resultate vor.

Bedenken wir, daß jede Art von Nahrungsmittel Information für den Körper ist, so können wir uns vorstellen, wie sich ein Körper verhält, wenn er mit falschen Informationen gefüttert wird. Unter Umständen kann es zu Kurzschlußreaktionen kommen, die sich, beispielsweise, in Allergien manifestieren. Zieht man nun in Betracht, daß die Zahl der Allergien von Jahr zu Jahr zunimmt, könnte sich der Rückschluß aufdrängen, daß genetisch manipulierte Nutzpflanzen, zu denen Kartoffeln, Gurken oder Tomaten gehören, zumindest eine Teilschuld an dieser Entwicklung haben. Um dieses Postulat zu erhärten, möchte ich ein Beispiel aus der Landwirtschaft anführen und dadurch aufzeigen, wie schädlich sich genmanipulierte Nutzpflanzen im Umfeld eines Ökosystems auswirken.

Viele Bauern bauen, weil von der EG subventioniert, den sogenannten *Doppel 00 Raps* an. Dieser Raps, der vornehmlich zur Ölgewinnung angebaut wird, ist genetisch so manipuliert, daß er schneller wächst, größer wird und auch mehr Ertrag abwirft. Leider wurde durch diese Maßnahmen auch sein ursprünglicher Geschmack verändert. Die Bitterstoffe und damit die Freßbremse für Wildtiere entfielen. Wenn sie einmal zu fressen angefangen haben, können sie nicht mehr mit

dem Äsen aufhören. Aufgrund dieser künstlichen Geschmacksveränderung erhält der Körper der Tiere falsche Informationen. Das Sättigungsgefühl wird außer Kraft gesetzt. Die Folge: Sie überfressen sich und gehen elend zugrunde.

Könnte sich dies in abgewandelter Form, beispielsweise anhand eines größeren Krebsrisikos oder anhand von zunehmenden Allergien, nicht auch beim Menschen zeigen? Möglich wäre es durchaus, denn heute werden fast alle Nahrungsmittel mit künstlichen Geschmacksstoffen angereichert, die das Eßverhalten der Menschen beeinflussen. Eine eventuelle Folge wäre: Eine allgemeine Zunahme des durchschnittlichen Körpergewichts, Herzinfarkte, Magen- und Darmkrebs und und und ...

Anmerkungen

- (1) „Klar&Wahr“, Mai/Juni 1997, Seite 5
- (2) „Focus“, Nr. 17/1997, Seiten 146-147
- (3) „Klar&Wahr“, Mai/Juni 1997, Seite 6
- (4) „Focus“, Nr. 52/1993, Seite 107
- (5) „Der Spiegel“, Nr. 52/1993, Seite 178

Quellen

- „Biologie heute“, Schroedel Verlag, 1981
- „Fortpflanzungsbiologie der Säugetiere - Hormone und Fortpflanzung“, Pareys Studentexte Nr. 8, 1979
- „Fortpflanzungsbiologie der Säugetiere - Manipulationen der Fortpflanzung“, Pareys Studentexte Nr. 10, 1977
- „Fortpflanzungsbiologie der Säugetiere - Spezielle Aspekte der Fortpflanzung“, Pareys Studentexte Nr. 9, 1981
- „Fortpflanzungsbiologie der Säugetiere - Keimzellen und Befruchtung“, Pareys Studentexte Nr. 6, 1976
- „Mensch - Tier - Pflanze - Band 3“, Ernst Klett Stuttgart, 1983
- „Biologie - Stoffwechsel“, Westermann Verlag, 1979
- „Fortpflanzung und Entwicklung“, Schroedel Verlag, 1980
- „Wirbeltiere im Überblick“, Quelle & Meyer Verlag, 1989
- „Biologie - Chemie für den Biologieunterricht“, Westermann Verlag, 1981
- „Biologie“, Schroedel Verlag, 1988
- „Chemie heute“, Schroedel Verlag, 1986
- „Der Körper des Menschen“, dtv, 1988
- „Meyers Taschenlexikon Band 1 bis 3“, 1988
- „Wörterbuch - Medizin, Zahnheilkunde, Grenzgebiete“, Thieme, 1985
- „Biochemische Cytologie der Pflanzenzelle“, Thieme 1974

Es ist immer noch kein Hubschrauber!

Der Hieroglyphen-Fries in Abydos

© 1998 Gernot L. Geise
(veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 30/1998)

Einmal in die Welt gesetzt, sind Spekulationen wohl nicht mehr totzukriegen, auch wenn sie inzwischen längst widerlegt worden sind. So auch der „Hubschrauber von Abydos“, der selbst heute noch mit schöner Regelmäßigkeit hier und dort als angeblicher Beleg für eine altägyptische Hochtechnologie in Büchern, Zeitschriften und Videofilmen zitiert wird. Um was geht es?

Im Jahre 1991 galt es als Sensation (wir berichteten darüber in EFODON NEWS Nr. 1/1991):

Thomas Eickhoff brachte von einer Ägypten-Reise Fotos und die Video-Aufzeichnung eines Türfrieses im Osireion, dem Kenotaph oder Totentempel Sethos' I. in Abydos, mit. Die Bilder zeigten eine Reihe von merkwürdigen Hieroglyphen, die auf einem Türfries über einem Durchgang zu sehen sind (Abb. 2). Ein Teil davon besaß augenscheinlich technische Merkmale. Man konnte darin ohne viel Fantasie einen Hubschrauber, ein U-Boot oder einen Panzer, einen Fluggleiter und Waffen erkennen (Abb. 1).



Abb. 1: Der Friesausschnitt aus dem Abydos-Tempel mit der „Darstellung eines Hubschraubers“ (Foto: Eickhoff)

Nachdem es zunächst keine konventionellen Erklärungen und Deutungen gab, standen beide Hypothesen gleichrangig nebeneinander: eine technische und eine herkömmliche Deutung, wobei die technische Deutung natürlich ihren Reiz hatte, wäre damit doch das Weltbild über die Altägypter gekippt worden.

Wir wollten es jedoch genauer wissen und fuhren am 4. Februar 1992 ins Münchener Ägyptologische Institut. Dort legten wir ohne Eigenkommentare kompetenten Fachleuten ein Großfoto des Abydos-Frieses vor und baten sie um eine Erklärung der Hieroglyphen.

Die Überraschung war für uns recht groß, denn so geheimnisvoll, wie sich diese Hieroglyphen zunächst gaben, waren sie gar nicht. Was der Laie erst erkennt, wenn er auf Details hingewiesen wird: ein Teil der dortigen Inschriften wurde irgendwann einmal verunechtet, mit einer Stuckmasse überzogen und neu beschriftet. Vielleicht hat ein Pharao seinem Vorgänger etwas nicht gegönnt und dafür die Inschrift geändert. Jedenfalls zieht sich der Rand der aufgetragenen Masse durch die obere Reihe der Hieroglyphen. Rechts neben den umstrittenen Hieroglyphen ist ein großer Teil dieses Verputzes abgebrochen (siehe Abb. 2), was man jedoch auf der immer wieder zitierten Ausschnittsvergrößerung nicht sehen kann. Dieser obere Rand der aufgetragenen Verputzmasse bildet u.a. die „Rotorblätter“ des „Hubschraubers“. Licht und Schatten tun ihr Übriges hinzu. Wird man erst einmal darauf hingewiesen, so erkennt man recht deutlich die Farbunterschiede.

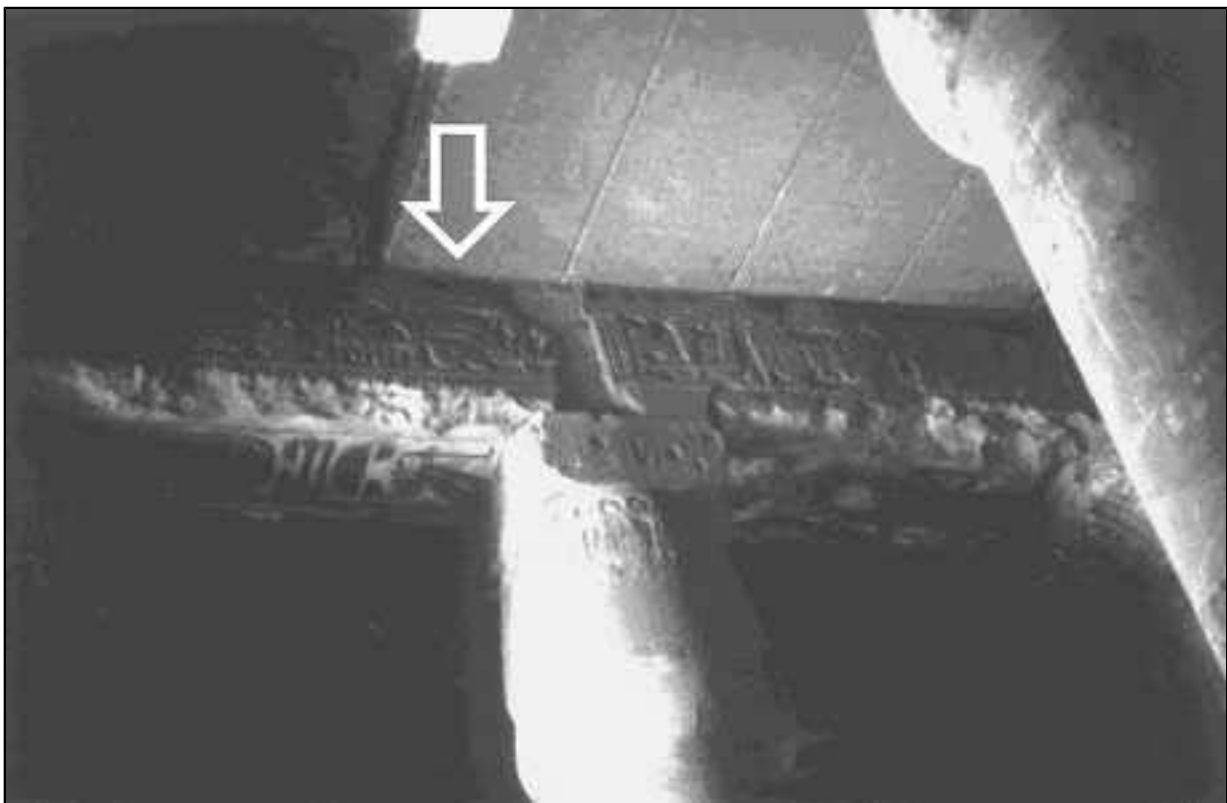


Abb. 2: Der Fries mit den umstrittenen Hieroglyphen (Pfeil). Die Verputzmasse ist rechts daneben weggebrochen (Foto: Eickhoff)

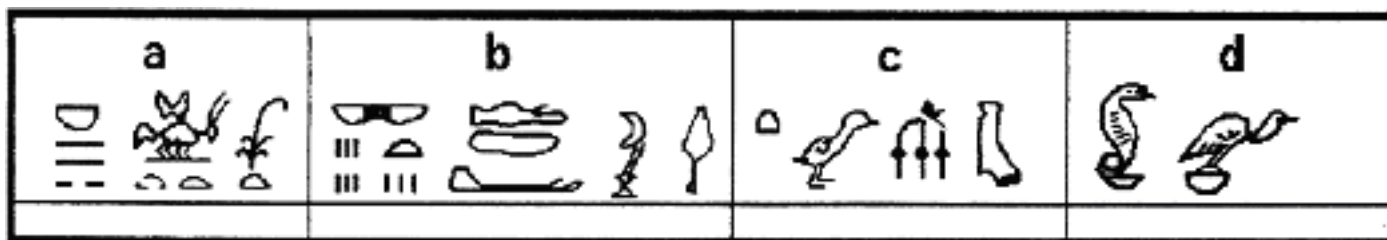


Abb. 3: Der Schriftzug auf dem Fries in Abydos. b) entspricht den umstrittenen Hieroglyphen (Skizze: Riemer).

Die vogelähnliche Figur rechts neben dem „Hubschrauber“ ist eine Beschädigung des Verputzes. Die als „Panzer“ gedeutete Hieroglyphe ist die der ausgestreckten Hand, die Finger und der Daumen zeigen nach rechts. Das „Kanonenrohr“ ist ein Riss in der Verputzmasse. Die umgedrehte „Maschinenpistole“ ist das Symbol des abgewinkelten Armes, wobei der „Abzugshahn“ wiederum eine Beschädigung des Verputzes ist. Und einen Sinn ergeben diese Hieroglyphen auch noch.

Wir wälzten in der Bibliothek der Ägyptologie eine ganze Reihe gewichtiger, großformatiger Bücher und wurden bei Porter, B. & Moss, R. L. B. „Topographical Biography of Ancient Egyptian Hieroglyphing Texts, Reliefs and Paintings“, Vol. VI, Upper Egypt: Chief Temples (Abydos, Dendera, Esna, Edfu, Kôm Ombo & Philae), Seite 2a ff., fündig. Dort fanden wir eine Seite, in der die merkwürdigen Hieroglyphen abgebildet sind. Das Gebäude selbst ist das Osiraeion (engl.: Osireion) des Sethos I., gebaut von Sethos I. und Merenptah.

Die „geheimnisvollen“ Hieroglyphen (Abb. 3) sind der „Herrinnenname“ (Abb. 3b) des Königs Sethos I. Ein Nachfolger, eventuell Sethos' eigener Sohn Ramses II., hat möglicherweise versucht, diesen Namen zu überschreiben.

Allerdings ist es nicht der einzige Nachweis dieser Inschrift, da in Amice M. Calverly „The Osiris Complex“, London/Chicago 1938, „The Temple of King Sethos I. at Abydos“ die Inschriften der zweiten „Hypostyle Hall“ (Säulenhalle), „Inscriptions of the Architraves“ (Inschriften der Deckenbalken) sogar vierundzwanzig Träger mit der selben Inschrift vorhanden sind. Alle sind mehr oder weniger ähnlich - schon allein wegen der unterschiedlichen Verunechtungen.

Die von uns gefundene Inschrift ist zu finden in: Calverly, Vol. IV, Plate 63 #10g und Plate 80 #3b (vollständig). Wir konnten also vergleichen und den Text genau bestimmen, da nicht bei allen Inschriften versucht wurde, zu überschreiben.

Im „Handbuch der ägyptischen Königsnamen“ von Jürgen von Beckerath (München 1984, S. 235) findet sich bei Sethos I. (ca. -1330 bis -1290) als Herrinnenname „N1a“ dieser Teil wieder. Die Lesung bei Beckerath (S. 89) ist

„whm-mswt shm-hps dr-pdt“, wobei der Sinn ungefähr lautet: „Der von den beiden Herrinnen Gewünschte (und/oder) Geschützte“.

Der Herrinnenname (auch Nethername) gehört zum Titel eines Pharaos, der mit der Formel „Herrscher über Ober- und Unterägypten“ eingeleitet wird. Er wird durch die Hieroglyphen Biene und Binse (Abb. 3a) über dem Zeichen für „ein Teil der Erde“ dargestellt. Die weitere Symbolik des Herrinnennamens resultiert in dem Gedanken, dass die Herrinnen Ägyptens Elkâb (Nechbet, geiergestaltig) und Uto (kobragegestaltig) (Abb. 3d) als Schutzgöttinnen angesehen wurden, deren Schutz sich ein Pharao unbedingt unterstellen musste. Das wurde mit deren Einbeziehung in seinen Titel vollzogen.

Zu den Abydos-Hieroglyphen zitierte auch Luc Bürgin in Sign Nr. 18/März 1992 eine Stellungnahme des Ägyptologischen Seminars der Universität Basel vom 11. Februar 1992, die ebenfalls aussagte, dass es sich bei besagter Tempelinschrift um eine korrigierte Hieroglypheninschrift handelt. Die Ägyptologen der Baseler Universität gingen aufgrund der Ausbesserung davon aus, dass der Steinmetz zuerst eine Stelle falsch ausgehauen und dann den Text nachträglich korrigiert hat. Sie machen darauf aufmerksam, dass heute sowohl Verputz als auch Farbe fehlen, die in der Antike die Korrektur verborgen haben, und dass die Inschrift deshalb jetzt etwas eigenartig aussieht. Aber mit Flugzeugen, Panzern oder ähnlichem hat es rein nichts zu tun.

Wir veröffentlichten diese Erkenntnisse bereits in EFODON NEWS Nr. 9/1992 (Gernot L. Geise und Thomas Riemer: „Der Absturz des »Abydos-Hubschraubers«“) und können uns nur wundern, wieso es heute noch Menschen gibt, die sich an die „Hubschrauber-These“ klammern.

„Pseudowissenschaftler“ Velikovsky?

© 1998 Dr. Horst Friedrich (veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 30/1998)

In der österreichischen Zeitschrift „Star Observer“ hatte Frau Univ.-Prof. Maria Firneis den legendären „Vater des Neo-Katastrophismus“, Velikovsky, als „Pseudowissenschaftler“ diffamiert. Der nachstehende Beitrag war ursprünglich als Erwiderung abgesprochen, seine Veröffentlichung hatte die Redaktion des „Star Observers“ dann jedoch abgelehnt.

Zuweilen werden prominente „Pseudowissenschaftler“ von unserer Schulwissenschaft noch über das Grab hinaus geschmäht. Etwa Hanns Hörbiger (1860—1931), der Vater der „Welteislehre“, der bereits 1913 eine transneptunische Eiskometenwolke postuliert hatte (1). Ganz besonders aber wurde Immanuel Velikovsky (1895-1979), charismatischer „Prophet“ und Hauptvater des Neo-Katastrophismus, obwohl Freund Albert Einsteins, vom „Bannfluch“ des Establishments getroffen. Allzu sehr hatte er an den „Grundfesten“ wichtiger zeitgenössischer Schulwissenschaften gerüttelt.

„Pseudowissenschaftler“ und „Wissenschaftlichkeit“

Auch Velikovsky wird, weil er allzu vieles in Frage stellte, gewissermaßen - wie einst Giordano Bruno ein wahrer „Häretiker“ war -, noch heute, über das Grab hinaus, von schulwissenschaftlicher Seite als „Pseudowissenschaftler“ geschmäht (2). Eine aufschlussreiche Vokabel! Sie sagt mehr über die „Establishment“-Wissenschaftler aus, als über Velikovsky.

Jedem Kenner der Materie, der „Wissenschaft von der Wissenschaft“, ist bewusst, dass „Pseudowissenschaftler“ eine letztlich leere „Killerphrase“ ist. Er weiß, dass die Definition dessen, was unter „Wissenschaftlichkeit“ zu verstehen ist, zu den allerschwierigsten Problemen der Wissenschaftsphilosophie gehört. Das Problem ist nur: auf diesem Gebiet ist man in der „Establishment“-Wissenschaft nicht eben sattelfest!

Skandal der Wissenschaftsgeschichte

Fragen wir, was Velikovsky so Entsetzliches behauptet hat, dass seine Widersacher alle Gebote menschlichen Anstands, akademischen Umgangstons und wissenschaftlicher Redlichkeit vergaßen, und es seinerzeit zu dem wohl größten Skandal der Wissenschaftsgeschichte (3) kam.

Schulwissenschaftler, die Velikovsky „heruntermachen“, werden wir oft vergeblich danach fragen. Wie von Prof. Alfred de Grazia in seiner „Velikovsky Affair“ dokumentiert, attackierte man Velikovsky, ohne seine Werke zu kennen. Mitunter kannte man sie nur vom Hörensagen!

Man mache heute die Probe aufs Exempel und schneide gegenüber einem Astronomen oder Geologen das Thema Velikovsky an! In der Regel wird die Reaktion kommen, dass dies ein Pseudowissenschaftler mit abwegigen Ideen

gewesen sei. Man bohre nun nach, welche Werke und sonstigen Publikationen Velikovskys studiert wurden. Man wird enttäuscht werden. Auch die Masse der seriösen, velikovskyanischen „Sekundärliteratur“, etwa die Zeitschriften „Pensée“, „Kronos“, „The Velikovskian“, „S. I. S. Review“, „Chronology & Catastrophism Review“, ist unbekannt. Obwohl darin auch angesehene, Velikovsky wohlwollend beurteilende Professoren zu Wort kommen. Eine merkwürdige Art von Wissenschaft!

Kohleentstehung durch kosmische Katastrophen?

Kaum einem Geologen ist bewusst, dass der Autor eines bekannten Standardwerkes zur Kohleentstehung (4) Velikovskys These, die Kohleflöze verdanken ihre Entstehung eindeutig gewaltigen Kataklysmen, ausdrücklich als einzig annehmbare Erklärung herausstreicht.

Diese Groß-Kataklysmen können - Velikovsky zufolge - nur durch plötzliche Polverlagerungen zustande gekommen sein, für deren Verursachung er, durchaus nachvollziehbar, als einzige Möglichkeit Nahbegegnungen (nicht ein Aufeinanderprallen, wie seine Widersacher phantasierten) der Erde mit anderen, zumindest planetengroßen kosmischen Körpern sieht.

Katastrophismus und Neo-Katastrophismus

George Cuvier (1769—1832), eine der großen Vätergestalten der Geologie, hatte 1812 (5) das Weltbild des Katastrophismus festgeschrieben, wonach die Erdoberfläche von wiederholten gewaltigen Erdumwälzungen geformt wurde. Erst nach 1830 wurde diese Anschauung, zu der man durch geologische Forschung gelangt war, durch die lyellsche „Doctrine of Uniformity“ (mehr Ideologie als Wissenschaft) verdrängt. Nun verlief alles unkataklysmisch-harmlos.

Zwischen 1830 und 1980 beherrschte die lyellsche Doktrin das Feld. Der Katastrophismus hatte sich in den außeruniversitären „Untergrund“ zurückgezogen. Aber mit der Entdeckung des Endkreide-Impaktes durch L. & W. Alvarez 1980 und dem Sintflut-Buch von A. & E. Tollmann (6), das wie eine Bombe einschlug, ist der cuviersche Katastrophismus wieder an unsere Universitäten zurückgekehrt. Und zwar jene Version des Katastrophismus, die als Verursachungsmechanismus für die prä- und protohistorischen Kataklysmen ausdrücklich Einwirkungen aus dem Kosmos fordert.

Velikovskys „Untaten“

Es soll hier nur von zwei velikovskyschen Bestsellern die Rede sein. Seine Arbeiten über Chronologie-Revision, Kataklysmen verursachte Menschheits-Traumata und seine kleineren Publikationen (7) sollen außer Betracht bleiben. Erwähnt werden soll allerdings, dass er bereits 1946 in „Cosmos Without Gravitation“ (8) die newtonsche Gravitationsvorstellung in Frage stellte. In seinem „Szenario“ waren hohe elektrostatische Ladungen der Sonnen, Planeten etc. und elektromagnetische Felder die alles bewirkenden Kräfte im Universum.

Der „Paukenschlag“, mit dem sich Velikovsky einführte, erfolgte 1950 mit „Worlds In Collision“ (9). Es folgten 1953 „Ages In Chaos“ (10), ein Werk zur Chronologie-Revision, und 1956 schließlich „Earth In Upheaval“ (11).

In „Worlds In Collision“ behauptet Velikovsky, dass sich zur Zeit des Exodus und um -700 kosmisch verursachte, schwere Naturkataklismen ereignet hätten, von denen die alten Hochkulturen stark in Mitleidenschaft gezogen, teilweise sogar vernichtet worden seien. Er behauptete auch, Venus habe sich damals längere Zeit auf einer stark gestörten, kometenähnlichen Bahn bewegt, Chaos im inneren Sonnensystem angerichtet, Nahbegegnungen mit mehreren Planeten, auch mit der Erde, gehabt, und dadurch seien jene Kataklismen verursacht worden. Zu Einzelheiten sei aus Platzgründen auf Velikovsky verwiesen.

Die Eiszeit bezweifelt!

„Earth In Upheaval“ kann man als das Standardwerk des Neo-Katastrophismus bezeichnen. Hier zeichnet Velikovsky die kataklismisch geprägte Vergangenheit der Erde und des Menschengeschlechts. Und er bezweifelte die wissenschaftliche Ansicht für ein einstiges „Großes Eiszeitalter“ (12).

Seiner Ansicht nach spricht alles dafür, dass die prähistorischen Kataklismen stets von (durch kosmische Einwirkungen verursachte) Taumelbewegungen der Erde, beziehungsweise plötzliche Polverlagerungen im Sinne von Warlows „Magic-Top“-Modell (13), hervorgerufen wurden. Auch das vermeintliche „Große Eiszeitalter“ wird unseren Quartärgeologen durch einstige Kataklismen vorgespiegelt.

Ganz besonders in diesem Werk erweist sich Velikovsky als ein großer Gelehrter, der seine „Hausaufgaben“ gemacht hatte! Von einem „Pseudowissenschaftler“ ist da nichts zu spüren.

Viel Lärm um nichts?

Von heute her gesehen fällt es schwer, den seinerzeitigen ungeheuren akademischen Aufruhr um Velikovsky nachzuvollziehen. Man muss sich in jene Zeit zurückversetzen. Damals prallte ein Außenseiter von seltenem Kaliber und Charisma mit besonders arroganten Vertretern einer „verbeamtet“-bequem gewordenen Wissenschaft zusammen. Ein Weltbild wurde von einem „verrückten Revolutionär“ in Frage gestellt!

Heute können wir das nüchtern sehen. Der Neo-Katastrophismus hat sich bereits Brückenköpfe an den Universitäten erobert. Zwar sprechen Alvarez, Tollmann und viele andere eher von Impakt-Kataklismen (Planetoiden, Kometen), als von Planeten-Nahbegegnungen. Aber die Schilderungen der Kataklismen, vergleichen wir etwa das Tollmannsche Sintflut-Buch mit „Earth In Upheaval“, entsprechen einander weitgehend. Selbst von Kataklismen, die spät-prähistorische Hochkulturen vernichtet hätten, ist bei ernstzunehmenden, professoralen Autoren die Rede.

Ich meine: unsere Schulwissenschaft sollte aufhören, sich wegen Velikovsky zu erregen! Und überdies: die wissenschaftliche Redlichkeit verlangt dies auch.

Anmerkungen

- (1) In Hanns Hörbiger & Philipp Fauth: „Hörbigers Glazial-Kosmogonie“, Leipzig 1913.
 - (2) Etwa Maria Firneis im Sagan-Nachruf in STAR OBSERVER, Nr. 2/97, S. 95
 - (3) Dokumentiert in Alfred de Grazia: „The Velikovsky Affair“, London 1966.
 - (4) Wilfrid Francis: „Coal — Its Formation and Composition“, London 1961.
 - (5) George Cuvier: „Discours sur les révolutions de la surface du globe“, Paris 1812.
 - (6) Alexander & Edith Tollmann: „Und die Sintflut gab es doch“, München 1993.
 - (7) Hierzu ein guter Überblick in VORZEIT—FRÜHZEIT—GEGENWART 5/89, S. 13-14.
 - (8) In: SCRIPTA ACADEMICA HIEROSOLYMITANA, Report IV, New York/Jerusalem.
 - (9) Deutsch: „Welten im Zusammenstoß“, Frankfurt am Main 1978.
 - (10) Deutsch: „Zeitalter im Chaos“, Frankfurt am Main 1978.
 - (11) Deutsch: „Erde im Aufruhr“, Frankfurt am Main 1980.
 - (12) Dies hatte bereits C. G. S. Sandberg getan in: „Ist die Annahme von Eiszeiten berechtigt?“, Leiden 1937.
 - (13) Peter Warlow: „Geomagnetic Reversals?“, in: JOURNAL OF PHYSICS A (Math. & Gen.) 11 No. 10, 1978, S. 2107—2130, abgedruckt in: S. I. S. REVIEW, Vol. III/No. 4, 1979, S. 100—112.
-

Über die Bedeutung der frühgeschichtlichen Himmelskunde

© 1998 Karlheinz Baumgartl (veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 30/1998)

Die frühgeschichtliche Himmelskunde ist eine Wissenschaft, die nicht an Hochschulen gelehrt wird. Diese Himmelskunde war auch die Religion unserer Vorfahren, denn Wissenschaft und Religion waren damals eine Einheit. Diese Religion, die Sonnenreligion, wird heute offiziell nicht mehr vertreten. Mit dem aufkommenden Christentum wurde unsere eigene Vergangenheit schrittweise ausgelöscht und durch eine fremde Denk- und Glaubensweise ersetzt. Es wurde, genau genommen, unsere Identität ausgelöscht. Es bekennen sich heute einige heidnische Gruppen in unserem Land zum „Sonnenkult“. In Wirklichkeit ist aber die Zahl derjenigen, die sich ernsthaft und nachhaltig mit der „astralen“ Vergangenheit befasst, sicher viel höher einzuschätzen. Unbemerkt geschieht ein Selbstfindungsprozess bei vielen sensiblen Menschen. Das Interesse an der Vergangenheit bringt diesen Menschen wieder längst vergessene Sonne-Mond-Visuren ins Bewusstsein. Diese Visuren (Ausrichtungen auf Gestirne, hauptsächlich Sonne und Mond) weisen auf uralte heidnische Standplätze, Bildstöcke, Steinsetzungen, Hügel, Pflanzungen, Kirchen, überall dort, wo der Mensch früher seine Liebe zum Leben und sein Wissen über die Welt zum Ausdruck gebracht hat.

Viele unserer Zeitgenossen unterschätzen die Bedeutung der frühzeitlichen Himmelskunde. Man „befasst“ sich wohl mit Astronomie oder ihrer geschichtlichen Herkunft, oft auch mit großer Sorgfalt, dennoch bleiben die wesentlichen Zusammenhänge unerkannt. Das Problem liegt in der Aufteilung der Wissenschaft in viele Fachbereiche und in unzureichend fachübergreifendem Denken. Aber gerade das fachübergreifende (universale) Denken ist nötig, wenn tiefergehende Zusammenhänge über die Menschheit und ihre Geschichte erkannt werden sollen.

Der Einsatz moderner physikalischer Methoden (zum Beispiel der C14-Methode) in der Forschung ist ein Fortschritt (1). Erst damit war es möglich, längst vergessene Anlagen zu finden und genauer zu untersuchen. Aber zur Bewertung solcher Entdeckungen bedarf es eines gründlichen Wissens in Astronomie. Astronomie ist die älteste Wissenschaft. Sie zeigt mit ihrem jeweiligen Stand die Entwicklung des menschlichen Geistes. Die Beurteilung der frühzeitlichen Stätten ist deshalb nicht nur Sache der Historiker oder Heimatforscher. In unserem eigenen Interesse sind meistens weitergehende Betrachtungen angebracht, die von den „Fachleuten“ ignoriert werden. Das gilt besonders für die großen, bedeutenden Kultplätze in Europa.

Das berühmte „Stonehenge“ in Südengland ist eine „Sternwarte“ der Frühzeit. Sie ist, genauer gesagt, ein Sonne-Mond-Heiligtum. Oder noch anders: sie ist eine Zeitmessanlage (Kalender) in höchster Vollendung. Das Alter wird auf etwa 4.900 Jahre geschätzt. Die Bretagne (Nordwestfrankreich)

war damals Mondforschungsgebiet. Vielleicht wurden hier die Voraussetzungen für Stonehenge geschaffen. Auch in Norddeutschland standen solche Anlagen, beispielsweise bei Detmold (in der Nähe der Externsteine) der „Sternhof“ auf Oesterholz, oder in Mecklenburg der Steintanz von Bützow bei Boitin. Die größte Zeitmessanlage der Erde steht im ehemaligen Westpreußen in der Tucheler Heide. Es sind die Steinkreise von Odry bei Konitz. Auch diese Anlage ist rund 4.000 Jahre alt.

In Bayern wurden vor einigen Jahren Grabenrondelle mit Sonnenuhren gefunden. Die Süddeutsche Zeitung berichtete am 31.12.91 von „Monumentalarchitektur mit astronomischer Orientierung“, die 2.000 Jahre älter sei als Stonehenge. Die Passauer Neue Presse bezeichnete diese Stätten als „die älteste Sternwarte der Welt (März 1992). Diese Grabenrondelle am Rand des Donautals zwischen Inn- und Isarmündung sowie in der Nähe von Viecht südlich von Landshut weisen mit ihren Achsen auf Sonnenpunkte am Horizont. Es sind tatsächlich Sonnentempel, wobei das Wort „Tempel“ zurückzuführen ist auf lateinisch tempus = die Zeit. Demnach waren Tempel ursprünglich Orte der Zeitmessung.

Es fehlt hier der Platz, die vielen Sternwarten der Frühzeit aufzuzählen, die trotz der globalen Zerstörung durch das aufkommende Christentum heute noch bestehen. Nach Prof. Rolf Müller gab es einst über tausend solcher Kalenderbauten, von denen heute noch etwa hundert in Spuren nachweisbar sind.

Das Problem der Kalenderforschung damals bestand darin, den Sonnenkalender mit dem Mondkalender in eine Übereinstimmung zu bringen. Dabei ist der Mond das eigentliche Problem. Dadurch, dass seine Bahn um rund fünf Grad von der Ekliptik abweicht, macht er innerhalb von zwei Wochen größere Veränderungen am Himmel als die Sonne in einem halben Jahr. Deshalb sind auch die Finsternisse von Sonne und Mond unregelmäßig. Aber sie wiederholen sich nach etwas mehr als achtzehn Jahren. Man spricht vom Finsterniszyklus. Das Fremdwort dafür: Sarosperiode. Der astronomische Zusammenhang soll hier nicht weiter erläutert werden. Aber man bedenke, was es heißt, einen Kreislauf von mehr als achtzehn Jahren zu erforschen. Eine Schlechtwetterperiode konnte alles in Frage stellen. Die Erforschung dieses großen Mondkreislaufs gehört zu den größten Unternehmungen der Wissenschaft. Das war keine Sache einzelner Menschen oder einer Generation. Das war eine Sache von vielen Generationen, und vor allem war dies eine Sache einer ganzen Völkergemeinschaft. Vom Ural bis zum Atlantik, von Skandinavien bis nach Nordafrika war der Himmel beobachtet und erforscht. Das heißt, er war vollständig vermessen. Ohne Übertreibung kann man sagen, dass die Erforschung des Saros ein Jahrtausendwerk gewesen sein muss. Und die Erbauung von Stonehenge und anderen bedeutenden frühen Sternwarten war der Höhepunkt, ja der krönende Abschluss, einer langen wissenschaftlichen Epoche in Europa, deren Anfänge wir nur ahnen können.

Literatur

Rudolf Gorsleben „Hochzeit der Menschheit“ (1930), Faksimile-Verlag (derzeit

verboten)

Erhard Landmann „Weltbilderschütterung“ (1993), Wolke-Verlag

Karlheinz Baumgartl „Avebury - das größere Stonehenge“ (1996), Eigenverlag

Anmerkungen der Red.

Anmerkung

(1) Als moderne Datierungsmethoden erfunden wurden, schien es tatsächlich ein Fortschritt zu sein. Allerdings mehren sich in letzter Zeit die begründeten Zweifel daran, ob die Messergebnisse dieser Datierungsmethoden realistisch sind.

Megalithkultur und keltische Viereckschanzen - eine interdisziplinäre Betrachtung

© 1998 Frank J. Ebner, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 30/1998

Interdisziplinär bedeutet für mich, dass die Frühgeschichte nicht ausschließlich der archäologischen Interpretation überlassen bleibt, sondern auch Aspekte anderer Naturwissenschaften, Etymologie, Überlieferungen, Mythologie, Ortungskunde, Radiästhesie, Hermetik, esoterischer Physik etc. berücksichtigt und somit die verschiedenen Wirkungsebenen auf die gemeinsame Ursache hin untersucht werden. Dies wird ganz treffend mit dem Adjektiv „ganzheitlich“ (leider ein überbeanspruchter Begriff) umschrieben. Dabei nehme ich an, dass die Menschen - z.B. der Hallstattzeit - vom Wesen her nicht anders waren als wir heute. Sprich, dass sich ihr hauptsächliches Augenmerk zunächst auf die Befriedigung der Grundbedürfnisse, auf Sicherheit und Familiäres richtete. Sicher war auch die innere Welt der unseren vergleichbar - ähnliche Gefühlslagen (Zu-, Abneigung etc.). Auch Macht- und Herrschsucht sowie Manipulationsversuche (Herbeiführen eines erwünschten Verhaltens der Allgemeinheit) von sogenannten Führungseliten, wie wir dies heute ebenfalls kennen. Gerade die Steuerung des Volkes durch (eingeweihte) Machthaber wird bei der Betrachtung der Keltenschanzen noch von Bedeutung sein.

Ich möchte damit auf einen pragmatischen - wenn auch unüblichen - experimentellen Ansatz hinaus, der sowohl eine rein historisch-kritische Betrachtungsweise als auch die unkritische Kelten-Glorifizierung (wie sie z.Z. in jedem zweiten Buch zum Thema vorkommt) vermeidet.

Grundlegend von Bedeutung scheint mir eine Betrachtungsweise zu sein, die tiefes Wissen der Erbauer über natürliche Kräfte, deren Nutzung und Verstärkung (vielleicht sogar Speicherung) zugrundelegt.

Ausgehend von den offensichtlich tiefgreifenden naturwissenschaftlichen und technischen Kenntnissen, die nachweisbar sind, sollten wir ein umfassendes Verständnis der Naturkräfte und -zusammenhänge annehmen, das unserer mechanisierten Wissenschaft nicht nur den holistischen Ansatz voraus hatte. Das heißt, dass erstaunliche Ergebnisse (z.B. Metall-Legierungen höchster Qualität, die mit Hilfe von Galvanotechnik gefertigt wurden) mit einfachen naturgegebenen Mitteln und Kräften erzielt wurden.

Rene Noorbergen ist der Überzeugung („Geheimnisse vergangener Rassen“, 1977), dass die früheren Zivilisationen die Naturgesetze viel schneller, intensiver und in übergeordneten Zusammenhängen begriffen.

Beispiele für die hohe Intelligenz und Kunstfertigkeit speziell der keltischen

Handwerker gibt es in der zeitgenössischen Literatur reichlich.

Unsere Vorfahren waren offensichtlich mit einer Technik vertraut, die verlorengegangen ist, und sie waren kreativer in der Nutzung natürlicher Kräfte und der Lösung der Aufgaben des Lebens mit einfachen aber effektiven Mitteln. Hierzu kurz einige Beispiele und Hinweise:

Das alte Manuskript „Agastya Samhita“, das in der Bibliothek der indischen Fürsten von Ujjain aufbewahrt wird, enthält eine erstaunliche Anleitung zur Herstellung von Trockenelementen für elektrische Batterien:

Eine gut gereinigte Kupferplatte wird in ein irdenes Gefäß gelegt. Sie wird zunächst mit Schwefelkupfer und dann mit feuchten Sägespänen bedeckt. Auf diese legt man eine Platte aus Zink-Quecksilber-Amalgam, um die Polarisation zu verhindern. Durch den Kontakt wird eine flüssige Kraft erzeugt, die unter dem Doppelnamen Mitra-Varuna (= Kathode- Anode) bekannt ist. Dieser Strom zerlegt das Wasser in „pranavayu“ (= Sauerstoff) und „udanavayu“ (= Wasserstoff). Eine Zusammenschaltung von hundert solcher Gefäße soll eine sehr mächtige Wirkung ergeben.

Dabei sollte die Argumentation Noorbergens, dass hochtechnische Instrumente äußerlich oft nicht als solche zu erkennen seien, besondere Beachtung finden (s. auch Funde von Rechenmaschinen und Himmelslaboratorien zur genauen Bestimmung von Sonnenfinsternissen, Mondphasen u.ä. (Time Life, „Rätsel vergangener Kulturen“).

„Ein Netz von Linien beispielsweise, das mit einer speziellen, Metall enthaltenden, Tinte auf ein speziell behandeltes Papier gezeichnet wurde, vermag als Empfänger für elektromagnetische Wellen dienen; ein Kupferrohr kann als Resonator zur Erzeugung ... (von) ... Wellen eingesetzt werden ...“, so Noorbergen.

Zu Funden von vergoldeten und versilberten Gegenständen aus Kupfer, sowie vergoldeten Stücken aus massivem Silber und elektrolytisch plattierten Metallstücken, die mindestens viertausend Jahre alt sein sollen, bemerkt der amerikanische Archäologe Verril: Die Plattierung ist so fein und regelmäßig ausgeführt, dass man sie für ein elektrolytisches Erzeugnis halten würde...

Aber auch Fachleute mit einer etwas konventionelleren Einstellung zur Frühgeschichte denken, dass die Technik zur Herstellung komplizierter Gegenstände aus Metall bereits vor sehr langer Zeit bekannt war.

Teile einer Vorrichtung aus vorchristlicher Zeit, die vor der griechischen Insel Antikythera gefunden wurden, enthielten eine komplizierte Anordnung aus Differenzialgetrieben, Skalenscheiben und unterschiedlich großen Platten. Prof. Derek de Solla Price glaubt an eine Maschine zur Berechnung von Planetenbahnen (FX Nr. 21).

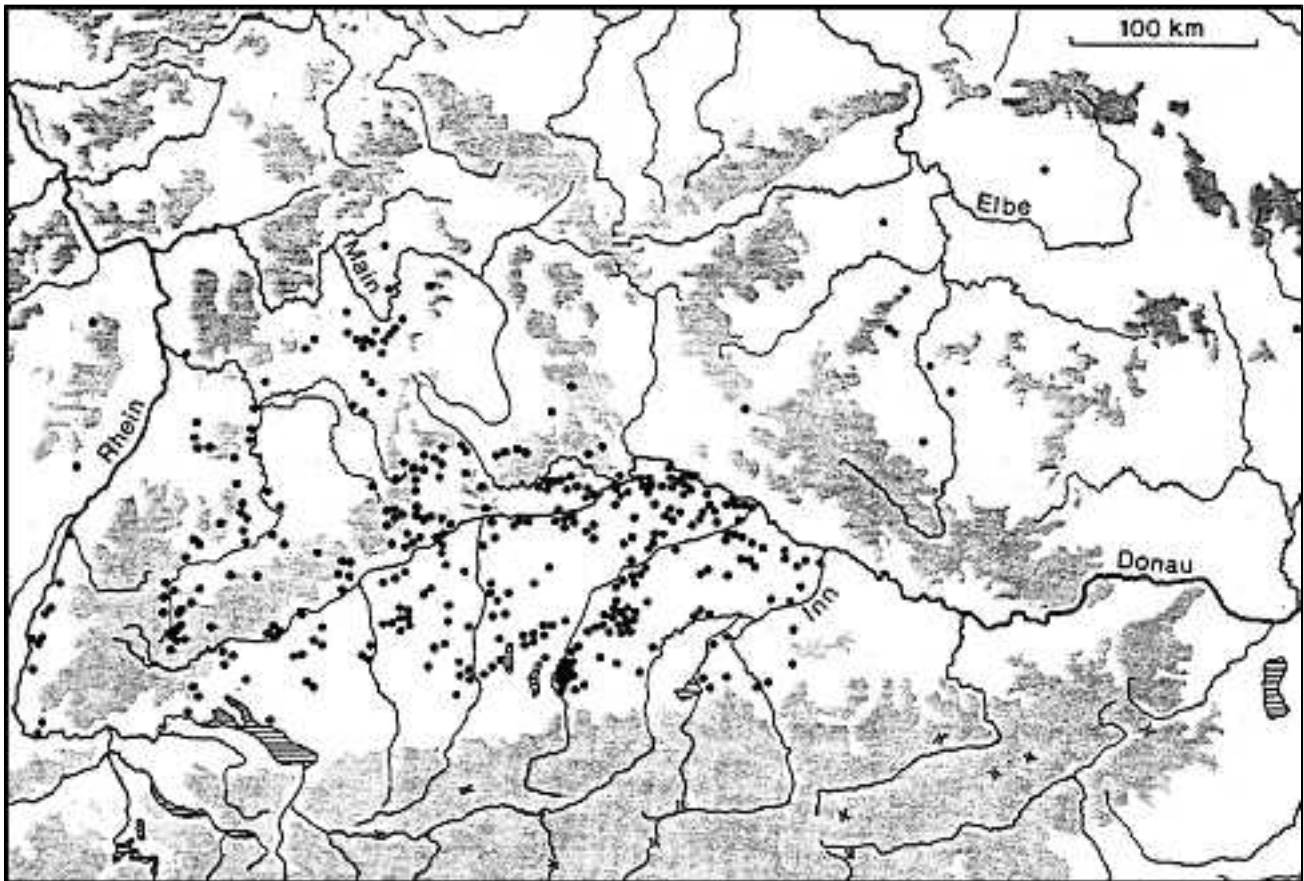


Abb. 1: Verbreitung der Keltenschanzen, südlich der Mainlinie. Inzwischen hat man eine ganze Reihe weiterer gefunden (8).

Faszinierend auch das Objekt, das 1961 in einer gebirgigen Gegend Kaliforniens gefunden wurde - ein rundes kristallines Gestein, das einen Zylinder umschloss, aus dem ein magnetischer Metallstab ragte. Am Ende des Zylinders befanden sich ein gebogenes Metallstück und Reste von Kupferringen (s. Time-Life, wie oben); der Autor assoziierte Ähnlichkeit zu einer Zündkerze. Ferner sei auf die Batterien und das Wissen um die Elektrizität der Hochkultur Ägyptens hingewiesen (Krassa/Habeck „Das Licht der Pharaonen“, Ullstein 1996) und den hochinteressanten prähistorischen Fund, der die Berichterstatter zum Titel „Hightech aus der Steinzeit“ veranlasste (ESO 8/97).

Weitere Überlegungen, die von wissenschaftlichen Erkenntnissen der Energie und Materie schon in den früheren Tagen der Menschheit ausgehen, führen zu der Annahme, dass unsere Altvorderen die Kräfte der Anziehung und Abstoßung beherrschten.

- Diese Hinweise sollen einen Ansatz stützen, der hohes technisches Können und exakte Kenntnis der Naturwissenschaften bei unseren Vorfahren erwartet.
- Dabei haben die Kelten sicher auf vorhandenes Wissen aufgebaut und dieses weiterentwickelt, wie eben das Megalithikum von den Metallzeiten abgelöst wurde.
- Ich nehme an, dass die Kelten vieles vom Wissen der Megalithkultur

geerbt haben und dieses Wissen verbesserten, veränderten und für spezifische Zwecke nutzbar machten.

Um dies zu verdeutlichen, zunächst eine Betrachtung zu verschiedenen Merkmalen der Megalithbauten, die anregen soll, die Nutzungsmöglichkeiten dieser faszinierenden Steinsetzungen unkonventionell zu deuten. Dabei lasse ich den Aspekt der nachgewiesenen astronomischen Beobachtungs- und Berechnungsverfahren mittels präzisester Steinsetzungen - obwohl nicht minder beeindruckend - außer Betracht.

Einige andere Aspekte sollen nun betrachtet werden. Dies kann - auch aus Platzgründen - jedoch nur ein kurzer Abriss sein, der zur (durchaus kontroversen) Diskussion führen sowie eine Grundlage zu Schlussfolgerungen hinsichtlich der Viereckschanzen legen soll.

Zunächst also zu den Steinbauten der Megalithzeit, wobei ich nicht die verschiedenen Erscheinungsformen (Dolmen, Menhire, Alignements, Cromlechs usw.) anspreche. Die meisten der erwähnten mythologischen Betrachtungen beziehen sich jedoch auf Kräfte der Menhire, also der „langen Steine“.

Erster Aspekt

Die Steine haben einen hohen Anteil kristalliner Substanzen (z.B. Quarz). Dass Kristalle sich hervorragend zur Übertragung und Speicherung von Informationen eignen, ist seit langem bekannt. Auch die Computertechnik macht sich dies zunutze (Siliziumchip etc.) (s. auch „Kristalle zum Schneiden von Steinen“, WOG 2/98).

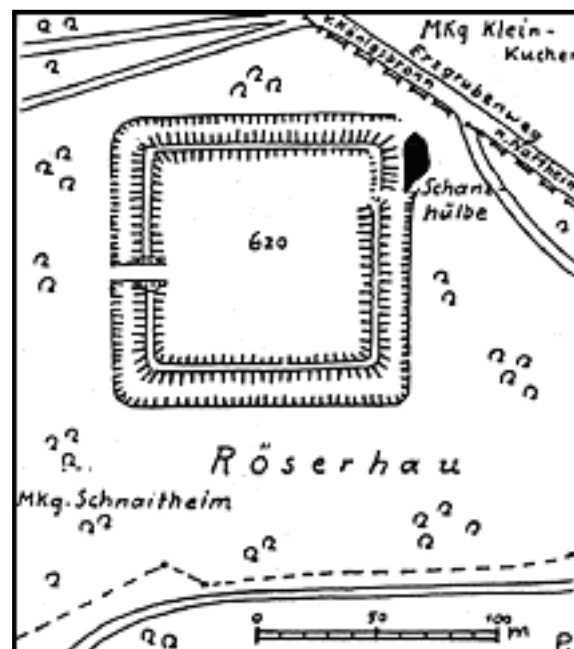


Abb. 2: Zeitgenössische Darstellung einer Keltenschanze (12).

Kristalle entstehen durch regelmäßige Anordnung unterschiedlich geladener Teilchen in einem dreidimensionalen Gitter. Dieses Gitter kann von außen, z.B. durch elektromagnetische Wellen (!!) oder auch durch Schallwellen zum

Schwingen angeregt werden. Ein Kristall kann ein Schwingungsmuster über lange Zeit speichern. Schwingungsinformationen können auch weitergegeben und abgerufen werden.

So kann eine bestimmte Schwingungsfrequenz, also Information, den ganzen umgebenden Bereich beeinflussen oder manipulieren (allgemeines Wohlbefinden, zufriedene Grundstimmung aber auch Fügsamkeit, Verhinderung nonkonformen Verhaltens).

Zweiter Aspekt

...ist das gehäufte Vorkommen natürlicher Elektrizität im Bereich der Steinsetzungen. Manche Forscher nehmen an, dass mit Hilfe der Steininformationen elektromagnetische Felder gezielt aufgebaut wurden.

Wir wissen, dass gerade sehr schwache elektromagnetische, magnetische und elektrische Felder die Steuerung biologischer Systeme beeinflussen.

Die Atome und Zellen werden durch die Signale/Impulse zu einer bestimmten Reaktion angeregt. In unserer Zeit leider zu einer systemzerstörenden Tätigkeit, siehe Elektrosmog. Eine sinnvolle Lenkung der Zellfunktionen im Sinne einer Entwässerung, Erneuerung o.ä. ist durchaus vorstellbar. (Siehe dazu auch die positive Erfahrung der Frequenztherapie [WBN 6/97]). Hier hätten dann die kultischen Handlungen (s. auch „Vierter Aspekt“) einen sehr praktischen Sinn.

Durch Berühren und Umtanzen der Steine oder darauf sitzen, liegen, durchkriechen, sich daran reiben (sehr häufig, siehe 4) wird ein Schwingungsmuster übernommen - der Erfolg, nämlich Fruchtbarkeit, Gesundheit stellte sich ein. Diese Informationsübertragung ähnelt meines Erachtens dem homöopathischen Prinzip und erinnert außerdem an das Abschaben kleinster Mengen Mauerstaubes von bestimmten Kirchen, ebenfalls um die gespeicherten Informationen/Schwingungen für Heilzwecke zu verwenden (5).

Ähnlich genutzte Steinsetzungen finden wir übrigens auch in Indien und im Kaukasus.

Die quasi-religiösen Riten haben sich - z.B. in der Bretagne - bis in unsere Tage gehalten und wurden von der Kirche teils verboten, teils in den eigenen Kultus eingebettet (4).

Dritter Aspekt

Die magnetischen Eigenschaften. Erich Neumann („Auf den Spuren der Feinkrafttechnik“, B. Weeke, 1992) sieht in den Steinsäulenanlagen von Le Menec eine Schaltanlage, magnetisch wechselseitig gepolte Reihen, ein Wechselspiel konträrer Magnetpole, die gegensätzliche Magnet- und Spannungsfelder erzeugen. Er nimmt an, dass es sich um Kraftanlagen der Feinkraft oder Bioenergie für Mensch und Tier auf magnetischer Basis handelt.

Mit Hilfe von Magnetometern stellten Wissenschaftler des Imperial College, London, am Menhir von Llangynidr (Wales) magnetische Knoten fest. Auch bei

den Megalithen von Rollright (Oxford, England) konnten magnetische Schwankungen gemessen werden (FX Nr. 28).

Oft bilden solche Steine eine Art Sitz - offensichtlich wurde hier der Körper ganz gezielt diesen Einflüssen ausgesetzt.

Man denke in diesem Zusammenhang auch an die als „Königsstuhl“ u.ä. bezeichneten Gesteinsgruppen in deutschen Mittelgebirgen, die eben diese sitzartigen Vertiefungen aufweisen - Kraftanlagen für Könige?

Im menschlichen Körper gibt es - je nach Gewebetyp - innerlich und äußerlich wirksame magnetische Felder unterschiedlicher Stärke.

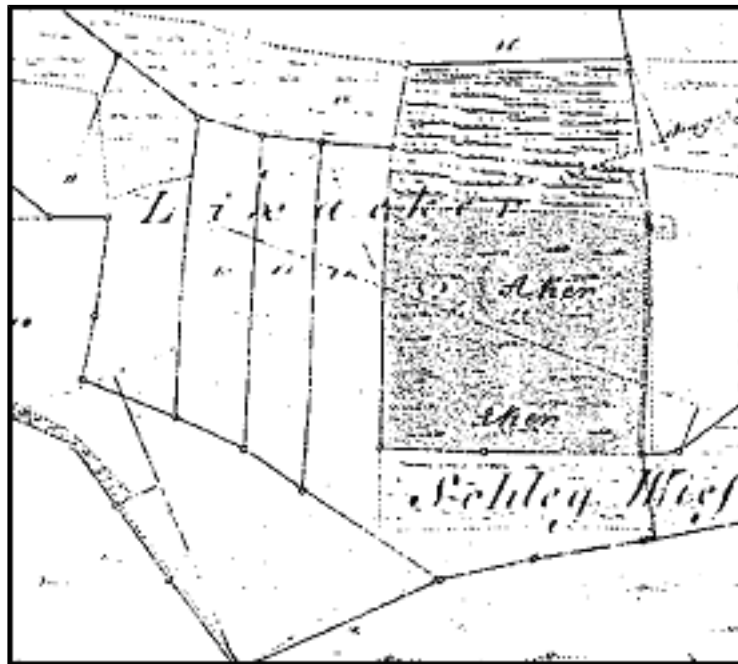


Abb. 3: Darstellung einer Keltenschanze aus dem vorigen Jahrhundert (8).

Die Wechselwirkungen mit den natürlichen Kraftfeldern der magnetischen Steine wäre noch zu erforschen, auch im Zusammenwirken mit dem Erdmagnetismus.

Magnetische Anomalien eines Ortes können die Zirbeldrüse zur Ausschüttung von Hormonen veranlassen, die wie psychedelische Substanzen wirken. Auch der Schläfenlappen des Gehirns, der mit dem Erinnern und Träumen zu tun hat, ist für magnetische Felder empfindsam.

Paul Devereux hat herausgefunden, dass Menschen in der Nähe prähistorischer Steinkreise zur Produktion von Theta- und Deltagehirnwellenrhythmen neigen, die denen der Tiefschlaf- und Traumphase entsprechen. Hier wäre an (Heil)schlaf, devinatorische Trance, Hypnosebehandlung oder initiatorische Zwecke zu denken.

Zur Vervollständigung sei noch auf die radioaktive Strahlung mancher Steine hingewiesen, die mit Heilung und Verjüngung in Verbindung gebracht wird.

Auch heute suchen Kranke Orte auf, an denen erhöhte Radioaktivität herrscht (z.B. Bergwerke), um durch wohldosierte (!) Strahlung Linderung zu erfahren (z. B. bei Arthritis).

Vierter Aspekt

Ein weiterer Schlüssel sind die mythologischen Überlieferungen. Prof. Dr. Strahm, Freiburg, stellte die Forderungen, die archäologischen Befunde im Kontext von Chronologie, Überlieferung, Namen und völkerkundlichen Berichten zu sehen (3).

Hier einige Rückschlüsse aus Überlieferungen:

A) Stein und Wesen

Sehr oft werden Steine von Feen (aber auch Kobolden, Teufeln und anderen Fabelwesen) bewohnt (6). Man braucht nicht an die Existenz solcher Wesen zu glauben, kann aber in diesen Berichten zumindest eine Umschreibung der spürbaren Bündelung von Kräften sehen, die von den Steinen ausgehen.

B) Stein und Wasser

Sagen und (christlich interpretierte) Heiligengeschichten, die Steinsetzungen mit Wasser in Verbindung bringen - meist heilende Wasser, die in gemeinsamer Wirkung mit dem Stein ihre Kräfte entfalten -, sind nicht selten. Zum Beispiel bei Krankheit oder nicht erfülltem Kinderwunsch (siehe [4], [6] und „Zweiter Aspekt“) hilft das Wasser, das mit dem speziellen Stein in Berührung kam - also Informationsübertragung mittels des Mediums Wasser mit innerer Anwendung - im Gegensatz zur äußeren Anwendung durch Reiben u.ä. Die Kombination Wasser/Stein ist durch Küsten- und Quellnähe vieler Steinsetzungen gegeben.

Auch wenn überirdisches Wasser nicht vorhanden ist, wurden bei radiästhetischen Messungen Wasseradern und -kreuzungen unter Menhiren gemutet.

Die Sagen berichten auch von fliegenden Steinen und Levitation, in Verbindung mit Quellheiligtümern. Siehe dazu Victor Schaubergers „Antigravitationsmoment“ im Wasserwirbel oder der *Wasserspirale* (zur Spiralform noch Ausführungen im Folgenden). Victor Schauberger fiel auf, dass Wasser nachts eine ganz andere Kraft als tagsüber hat, und dass sich das Holz nachts viel einfacher flößen ließ (7). Auch in den Sagen fällt auf, dass die Aktivitäten der Steine (gehen in den nahen Fluss zum Baden oder Trinken) überwiegend nachts stattfinden. Möglicherweise spielen hier die planetaren (Mond-) Kräfte, wie bei Ebbe und Flut, eine Rolle.

Die Faktoren Wasser und Stein beeinflussen und verstärken sich in der Wirkung, beziehungsweise sie lassen in entsprechender Kombination neue Kräfte entstehen.

C) Stein und Schall (-wellen)

In den Überlieferungen ist immer wieder von tanzenden, sich drehenden, kreisenden Menhiren die Rede. Die Bewegung steht oft in Verbindung mit Musik und dem Klang der Glocken (6).

Es ist bekannt, dass mit Schall-Schwingungswellen (Glocken erzeugen sehr deutliche Schwingungen) Objekte, zumal wenn quarzhaltig, in starke Vibration versetzt werden können.

Man denke in diesem Zusammenhang auch an das zerspringende Glas, während hohe Töne gesungen werden, an die einstürzenden Mauern von Jericho durch die Trompeten (-Schallwellen) oder den sagenhaften Todesschrei, mit dem gewisse tibetanische Mönche einen Menschen umbringen können, aber auch an die heilende, gesundheitsfördernde Wirkung der Musik (ZS 18/98).

Noch heute wird von einem Phänomen bei Poona, Vorderindien, berichtet. Dort erhebe sich, sobald die Pilger einen heiligen Namen laut singen, allen Gesetzen der Schwerkraft zum Trotz, ein schwerer Steinblock von selbst in die Luft. Auch diese Erscheinung wurde mit der Kraft der Schallwellen in Verbindung gebracht.

D) Stein und Transzendenz

Steinsetzungen sind Orte, wo der Mensch - so die Überlieferung - Zugang zum Unsichtbaren findet (s. auch dritter Aspekt). Es sind ja Steine, die nicht Menschenwerk sind, die ungeheure Kräfte besitzen und in die Welt der unsichtbaren Wesen gehören. Daher die Furcht oder der - bis heute - große Respekt bei der Bevölkerung in der Umgebung.

Fünfter Aspekt

...ist die Urform des Lebens, die Spirale, die immer wieder als Gravur an den Steinen auftaucht.

Die Spirale begegnet uns von der DNS bis zum Spiralnebel im Kosmos immer dort, wo Lebendiges oder gewaltige Kräfte entstehen, z.B. wo sich Tornados aufbauen. Dabei multiplizieren sich die Kräfte, beeinflusst durch die Form.

Im radiästhetischen Bereich wird die Spiralform sowohl zur „Entstörung“ (siehe auch entsprechende Formen an den Türen alter Kirchen) als auch in Antennenform genutzt.

Die megalithischen Steinsetzungen sind häufig mit Spiralornamenten geschmückt. Es kann angenommen werden, dass ein durch die Steine hervorgerufener oder verstärkter energetischer Befund durch die Spiralformen noch moduliert wird.

Formen können den Energiefluss binden. Das heißt, eine bestimmte Wirkung wurde nochmals verstärkt, abgeschwächt oder erweitert. Dieser Aspekt wird bei der Betrachtung der Keltenschanzen besonders wichtig, siehe folgende Ausführungen.

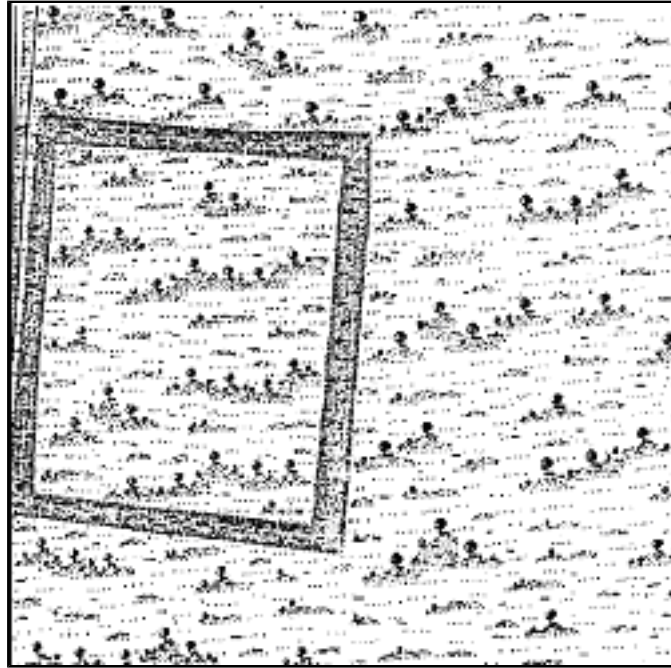


Abb. 4: Darstellung einer Keltenschanze aus dem vorigen Jahrhundert (8).

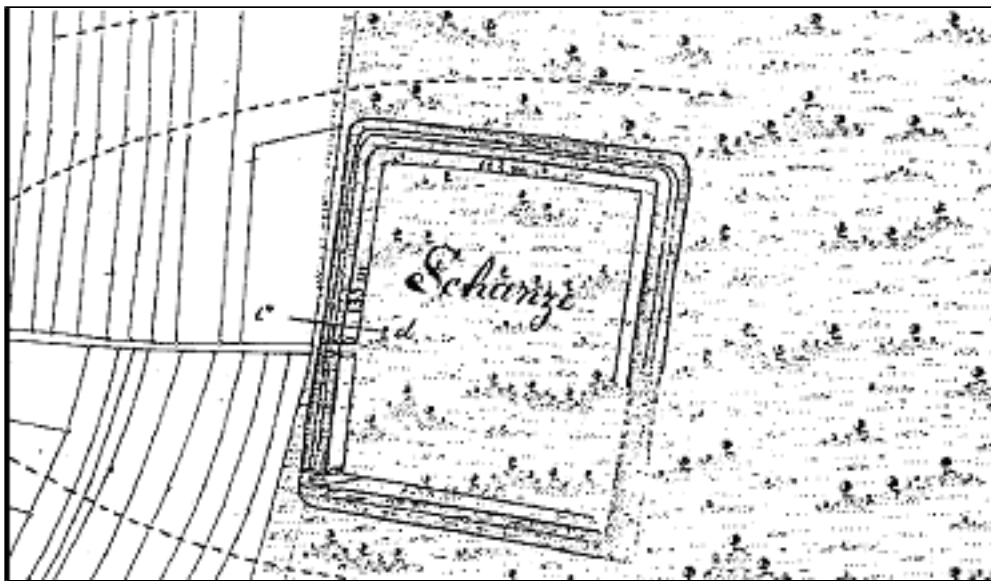


Abb. 5: Darstellung einer Keltenschanze aus dem vorigen Jahrhundert (8).

Übertragung dieser Aspekte auf die Beschaffenheit und Nutzung der Keltenschanzen

Anmerkung: Die keltische Bezeichnung ist *Nemeton* (8). Interessant die phonetische Ähnlichkeit zwischen MENhir und NEMeton in der ersten Silbe.

Die von Frankreich bis Böhmen verbreiteten rechteckigen Wallanlagen sind in Süddeutschland zwischen Rhein und Inn auffallend zahlreich (Abb. 1).

Gemeinsame Phänomene:

- Überwiegend rechteckige, manchmal quadratische Form.
- Umfriedete Anlagen mit Wall und vorgelegtem Graben.

- Graben (war) möglicherweise wasserführend.
- Wälle in den Eckbereichen deutlich erhöht.
- Häufig künstliche Überhöhungen des Innenraums und Schichtaufbau.
- Verschiedene Bodenarten.
- Auch der Wall als Schichtaufbau (s. Abb. 7 und 8).
- Lage des Zuganges überwiegend im Osten (jedoch nie im Norden).
- Gebäude (in der Regel als Tempel gedeutet) im Inneren, häufig rechteckiger Sechspfostenbau mit Lage in der Südostecke, links vom Eingang.
- Inneres Niveau der Bodenhöhe in der Regel über dem äußeren.
- Ähnliche Flur- und Ortsnamen (in Verbindung mit „Holz...“ oder „Burg...“) in näherer Umgebung.
- Bei etwa einem Viertel der entdeckten Schanzen sind im Abstand bis maximal zweieinhalb Kilometern Grabhügel (Ritterhügel, Hünengräber) zu finden.
- Verschiedentlich wurden eine veränderte Vegetation und thermische Besonderheiten innerhalb des umfriedeten Bezirks festgestellt.
- Bei Grabungen zeigte sich eine langsamere Erosion im Schanzeninneren als in den umliegenden Erdbereichen (siehe Bericht von Ingo Stork über die Schanze bei Blaufelden).
- Schächte, z.T. extrem tief (bis vierzig Meter), oft mit langer Holzstange. In einigen Anlagen, z.B. in der Nordschweiz, fehlen diese Schächte.
- In vielen Schächten eiweißhaltige Substanzen („Opferschächte“).
- Mehrere Schanzen treten paarweise, nahe beieinander, auf - auch Neunerverbünde sollen vorkommen.
- Dazu kommt noch eine Reihe radiästhetisch erfasster Gemeinsamkeiten.
- Hierzu siehe „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“ von Gernot L. Geise, ein Grundlagenwerk (14).

Hypothesen zur Funktion - archäologische Forschung

Die offizielle Funktionsbestimmung der Viereckschanzen ist uneinheitlich. Die Interpretation „befestigter Gutshof“ (15) oder „Heiligtum“ sind gängig. Die Funktion umwallter Bezirke als reine Kult- und Versammlungsplätze im Sinne der bisher vorherrschenden Erklärung der Viereckschanzen scheint jedoch zu eng. Man möchte die Plätze eher als den Mittelpunkt eines Siedelgefüges verstehen, dessen Funktion kultische und profane Bereiche umfasst hat (15). Auch an regelrechte Quadrathöfe wäre zu denken (15), eine Siedlungsform, die aus älteren Epochen bekannt ist und im Zuge der römischen Besiedlung in entwickelterer Form als Villa rustica auftritt (1). Allerdings wurden längst nicht bei allen Schanzen Hinweise auf nahe umgebende Besiedlung gefunden.

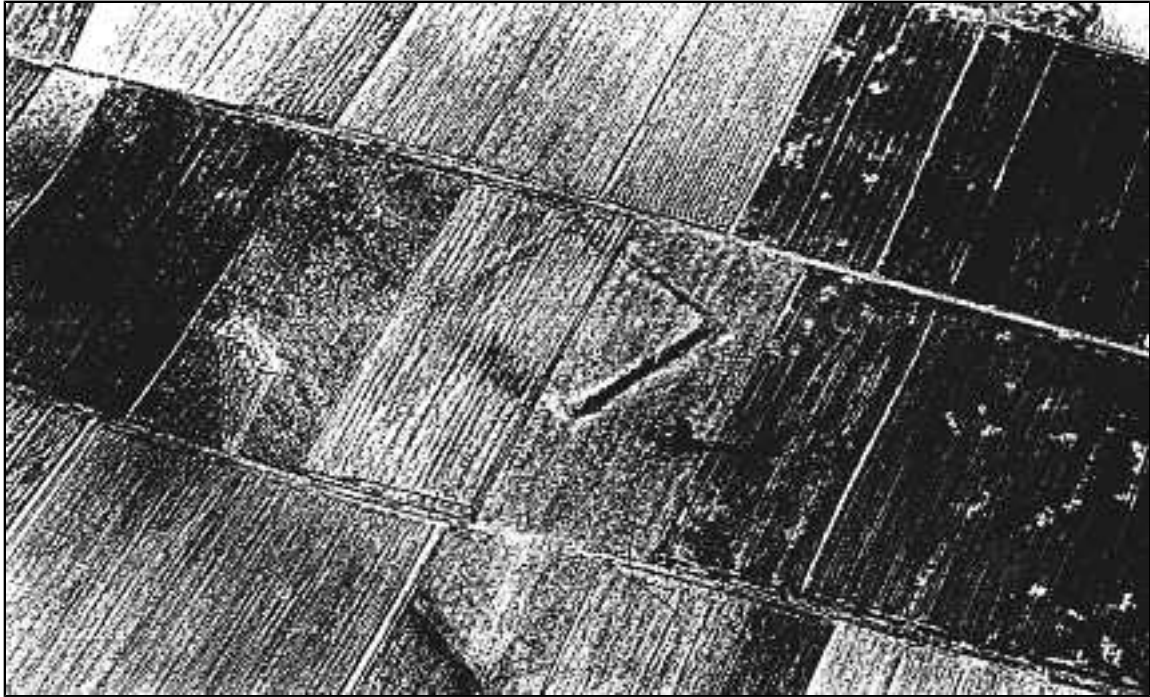


Abb. 6: Luftaufnahme einer Keltenschanze bei Tomerdingen (8).

Und wie vereinbart sich diese Hypothese mit der öfter anzutreffenden Häufung von Schanzen, z.B. im Neunerverbund?

Die hölzernen „Kultfiguren“ aus dem Brunnen (der Viereckschanze) von Fellbach-Schmidlen zeigen andererseits, dass man die Kulturausübung im Bereich solcher Schanzen dennoch nicht aus der Diskussion bringen kann (1).

Nach meiner Einschätzung sind keine überzeugenden Anhaltspunkte für eine profane Nutzung im Sinne von Wohn- und Siedlungsraum gegeben. Zumindest nicht innerhalb der Schanzen; dass sie hin und wieder in der Nähe von Siedlungen liegen, ist wieder etwas anderes. Auch die gängige Pauschalfloskel „Kultplatz“ vermag nicht zu befriedigen.

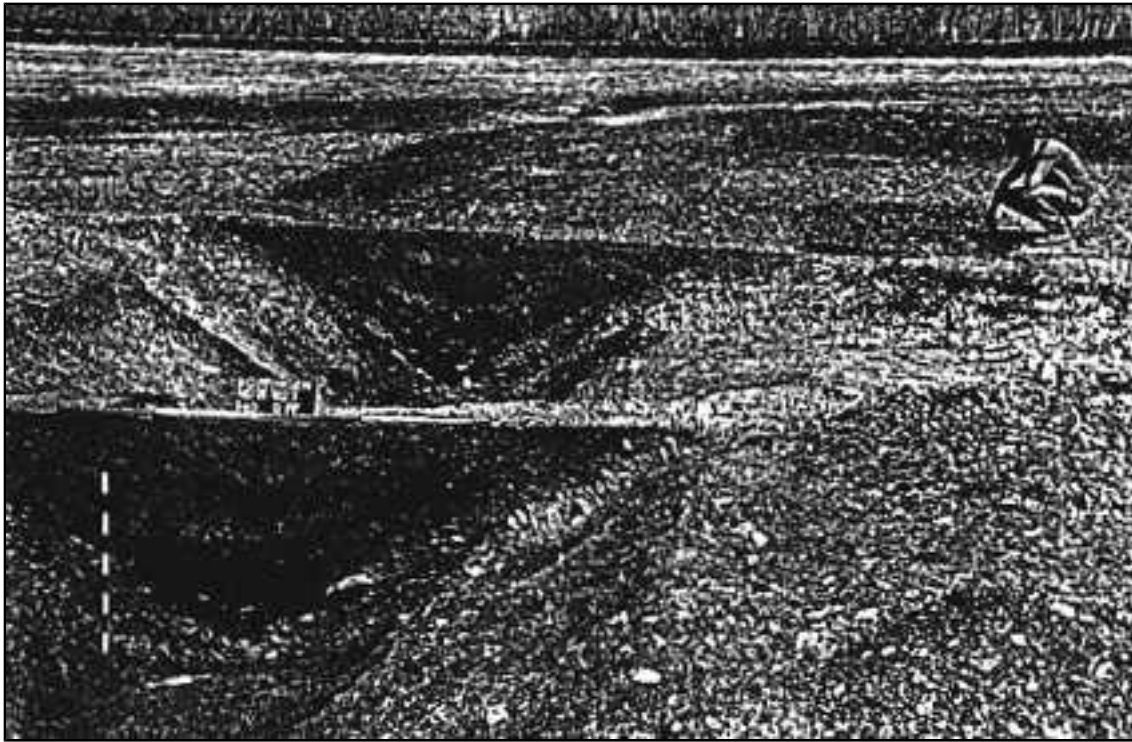


Abb. 7: Profilschnitt eines Schanzengrabens (13).

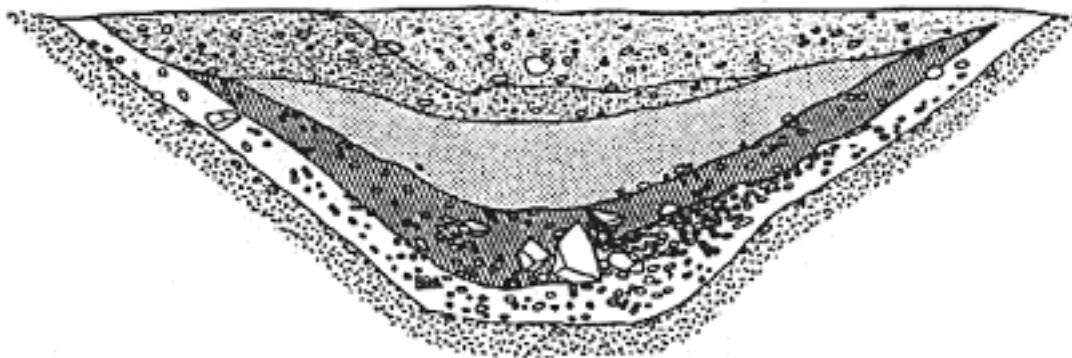


Abb. 8: Profilschnitt eines Schanzengrabens (13).

Hypothesen zur Funktion - interdisziplinäre Forschung

Die Varianten „Verstärkung kosmischer Energie“ und „Informationsspeicher“, die bei den Megalithbauten durchaus eine Rolle spielen mögen, können bei der vorliegenden Betrachtungsweise außer acht bleiben. Ansonsten sollen hier die fünf Aspekte der megalithischen Anlagen ihre Entsprechung finden. Das heißt, dass natürlich vorkommende Schwingungspotentiale verstärkt und modifiziert werden, um (vorwiegend beim Menschen) physische und psychische Reaktionen oder Veränderungen herbeizuführen. Dann liegt die Aufgabe der Viereckschanzen in der gezielten Errichtung von Kraftfeldern für einen bestimmten Zweck und einen bestimmten Zeitraum (17). Das Grundwissen über die ultrafeinen natürlichen Energieströme und tellurischen Kräfte wurde wohl bereits (aus der Megalithkultur) überliefert. Die Grundwirkkräfte (Wasser und Gestein) finden wir auch bei den Keltenschanzen. Siehe den schichtweisen Aufbau der Keltenschanzen mit unterschiedlichen Boden- und

Gesteinsschichten sowie das reichhaltige Wasservorkommen. Der Graben führte meist Wasser, in Schanzennähe sind häufig Quellen oder Bachläufe. Der Rutengänger Reinhold Lück konstatiert bei allen untersuchten Schanzen in nordwestlicher Richtung Quellen (16). Die Schanzen, die ich gesehen und erkundet habe, lagen alle in wasserreicher Gegend (Abb. 2). Der Name „Röser“ („Rösse“, „Räse“, „Reise“) bedeutet „Wasserloch“.

Vor allem aber befinden sich unterhalb der Schanzen wasserführende Schichten, sogenannte Blind Springs und künstlich angelegte Wasserschlaufen (siehe Geise).

Auch die Schächte könnten - zumindest teilweise - der Erschließung von Stauwasser gedient haben (8). Durch Schichtung, Wasserkräfte und zusätzliche ferromagnetische Verstärker (gezielt ausgestreute Eisenspäne oder eisenhaltiger Kugelbasalt [Jünemann]) wurden die energetischen Felder erzeugt. Geise spricht hier auch von Ionisierung sowie dem Einbringen von sich paarweise gegenüberliegender Resonanzkörper unterschiedlicher Polarisierung.

Es gelang den Erbauern, Felder, ob elektrisch, magnetisch oder radioaktiv, zu erzeugen, sowie die natürlichen tellurischen Kräfte, wie sie in der Radiästhesie bekannt sind (pathogene Zonen, Wachstumszonen, usw.), - möglicherweise in Kombination - zu nutzen. Dass allein schon pathogene Reizzonen erheblichen Einfluss auf Wohlbefinden und Gesundheit haben (bis hin zum Krebsauslöser, was übrigens schon in den 1920er Jahren empirisch ermittelt wurde, s. „Das Wunderbare“ von R. Olden, Rowohlt 1932), bestätigen Ärzte, Heilpraktiker, Bau- und Elektrobiologen, und vor allem die Betroffenen selbst.

Schallwellen. Zum anderen ist nach meiner Ansicht eine Art Transformator oder Schwingungsverstärker oder -neutralisierer anzunehmen, der am Körper getragen wurde - dazu mehr unter „Die Spiralform“.

Zunächst einige exemplarische Hypothesen zur Anwendung der Schanzenergie (dabei bitte an die entsprechenden Megalith-Aspekte denken). Grundsätzlich geht es um Beeinflussung des Menschen in den Gehirn- und Körperfunktionen, aber auch dem mentalen bzw. spirituellen Bereich, wobei die Grenzen fließend sind.

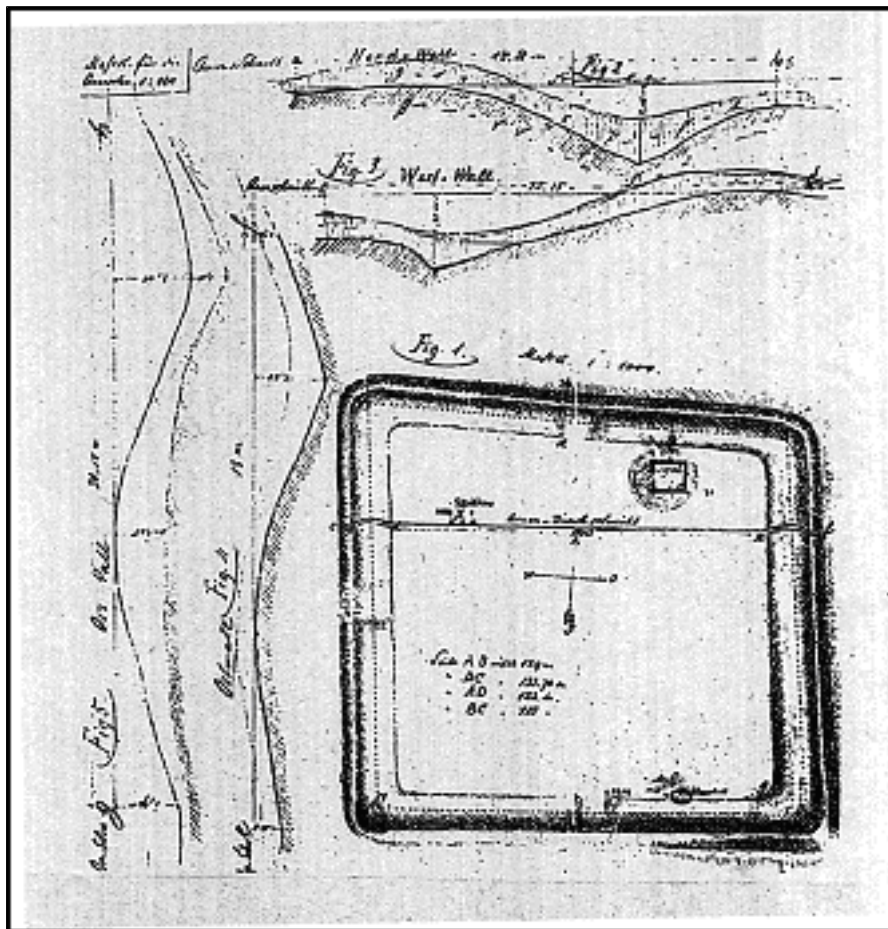


Abb. 10: Schanze bei Hardheim-Gerichtstetten (8).

a) bei Gerichtsentscheidungen (Viereckschanze als Gerichtsstätte, siehe [2] und Abb. 10, Name „Gerichtstetten“): durch die Positionierung auf dem manipulierten Platz wird eine Falschaussage dadurch angezeigt, dass - wie auf belasteten Plätzen üblich (siehe WBM 3/98) -, die Stressanzeichen forciert wurden (Prinzip des heute noch verwendeten Lügendetektors) - Bestrafung gleich nebenan im „Opferschacht“, wo ja menschliche Reste nachgewiesen wurden.

b) vor Kämpfen, indem eine Ausschüttung von Testosteron angeregt wurde (und mit zusätzlicher Beeinflussung der mental-psychischen Ebene, wie zuvor beschrieben und/oder mittels Hypnotechniken); die Römer berichten sehr beeindruckt von der Raserei und Todesverachtung der Kelten (9).

- c) durchaus auch zur Harmonisierung im seelischen Bereich und Förderung von Heilungsprozessen.
- d) zur großräumigen Umgebungsbeeinflussung im Sinne einer leichteren Führbarkeit der Bevölkerung durch die Machtelite, oder ähnliche Manipulationen an der (ahnungslosen) Mehrheit durch eine Minderheit, die den Wissensvorsprung hatte - siehe als aktuelles Beispiel das beängstigende HAARP-Projekt der amerikanischen Militärs (RZ 83/96, 85+87/97).
- e) zu Initiationsriten.
- f) zur Unterstützung divinatorischer Zwecke.
- g) Unterstützung anderer Psychotechniken, wie Hypnose u.ä. (17).

Ich nehme also an, dass die Schanzen zwar nach einem einheitlichen System arbeiteten - siehe Abb. 11 - von dem die Gleichförmigkeit der Anlagen herrührt - aber für durchaus unterschiedliche Zwecke genutzt wurden.

Beispielsweise vielleicht auch im Rahmen von Bestattungen, da häufig Hügelgräber in der Nähe sind. Das heißt, die Anlage an sich ist zunächst einmal eine neutrale Energiequelle, wie unser elektrischer Strom, die dann für die verschiedenen Aufgaben genutzt wird.

Daher kommen die Schanzen einzeln, in Zweier- und Neunerverbänden, im Zusammenhang mit einem Oppidum (oder nicht) usw. vor - je nachdem, wo und wie die Kraftfelder benötigt wurden.

Eigene Forschungen ergaben auch eine Korrespondenz zwischen Stätten des Erzabbaus und dem Vorkommen von Keltenschanzen.

Abschließend zu einem sehr wichtigen Punkt, der schon als fünfter Megalithaspekt angeschnitten wurde.

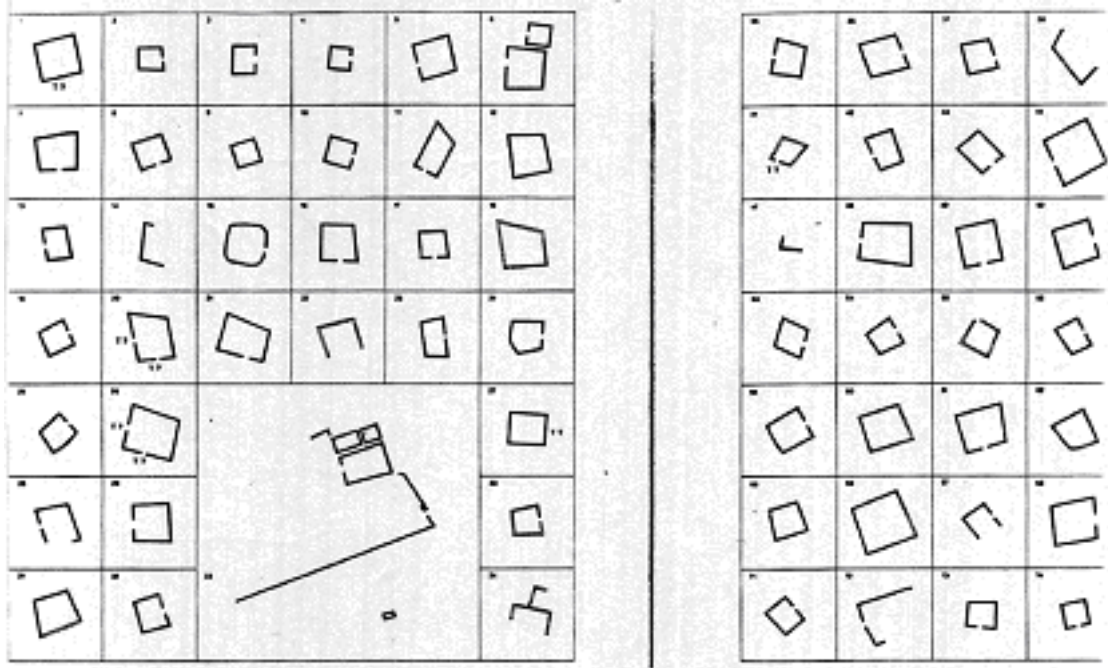


Abb. 11: Grundformen der Viereckschanzen in Baden-Württemberg (8).



Abb. 12: In Spiralform: „Königssitz von Tara“ (mit Steinsetzungen) (9).



Abb. 13: Bronzenes Schmuckstück in Spiralform (11).



Abb. 14: Fingerring aus Bronzeblech mit spiralförmiger Verzierung (11).

Die Spiralform

Wie erwähnt, ist die Spiraldarstellung auf den Steinzeugnissen der gesamten Megalithzeit auffallend häufig.

Abbildungen der Spirale reichen weit in die Vergangenheit des Menschen

zurück. Man kann ohne weiteres von einem zentralen Motiv der Menschheitsgeschichte sprechen. Den Ureinwohnern Neuseelands (Maori) zum Beispiel ist diese Form so wichtig, dass sie sie als Tätowierung im Gesicht tragen.

Dass den früheren Menschen die Spiralform so wichtig war, ist ein weiteres Indiz für ihre hohe Intelligenz und ihren tiefen Einblick in die Zusammenhänge des Lebens.

Die Spirale wurde sehr richtig als Grundmuster der umgebenden Natur (sowohl im Großen als auch im Kleinen) erkannt. Sie steht für *die* zentrale Kraft des Universums, die mit den Ursprüngen des Lebens zu tun hat. Spiral- oder Wirbelformen in der Natur begegnen uns immer dort, wo (Lebens-) Kräfte entstehen, Erneuerung stattfindet, und dies in zyklischen Abläufen geschieht. Stichwortartige Beispiele:

- Spiralförmige Struktur der DNA.
- Spiralnebel der Galaxien des Universums.
- Spiralförmige Flugbewegung des Adlers.
- Spiralförmig angeordneter Aufbau der Blüten.
- Spiralförmiger Wasserabfluss.
- Spiralförmig zirkulierende Meeresströmung.
- Spiral- und Rotationsprinzip im gesamten Wettergeschehen (z.B. Taifune, *Wirbelstürme*).
- Technisch genutzt als Spiralfeder oder Wendelgewinde.
- Im Schiffs- und Flugzeugbau, beim Antrieb durch Wirbelerzeugung.

Die elektrischen Ströme im magnetischen Wechselfeld bilden ebenfalls eine Spiral- oder Wirbelstruktur.

Es gibt noch hunderte Beispiele, die jeder bei bewusster Wahrnehmung entdecken kann. Der griechische Naturphilosoph Anaxagoras bringt es auf einen Nenner, wenn er den Wirbel als jene Kraft beschreibt, in der das System, in welchem der Mensch lebt, Gestalt annahm. Auch die Kelten erkannten dies.

Eine Potenzierung der Spiralwirkung liegt in der Form der Doppelspirale, die bereits rein symbolisch die unendliche Energie darstellt. Auch das Symbol allein hat schon Wirkung. Weitere Ausführungen zur reinen Symbolwirkung würden jedoch den Rahmen dieser Abhandlung sprengen.

Die Spirale wurde von den Kelten als Schmuckform bevorzugt, aber auch für andere Vorhaben wusste man die Spiralkräfte zu nutzen (siehe Abb. 12).

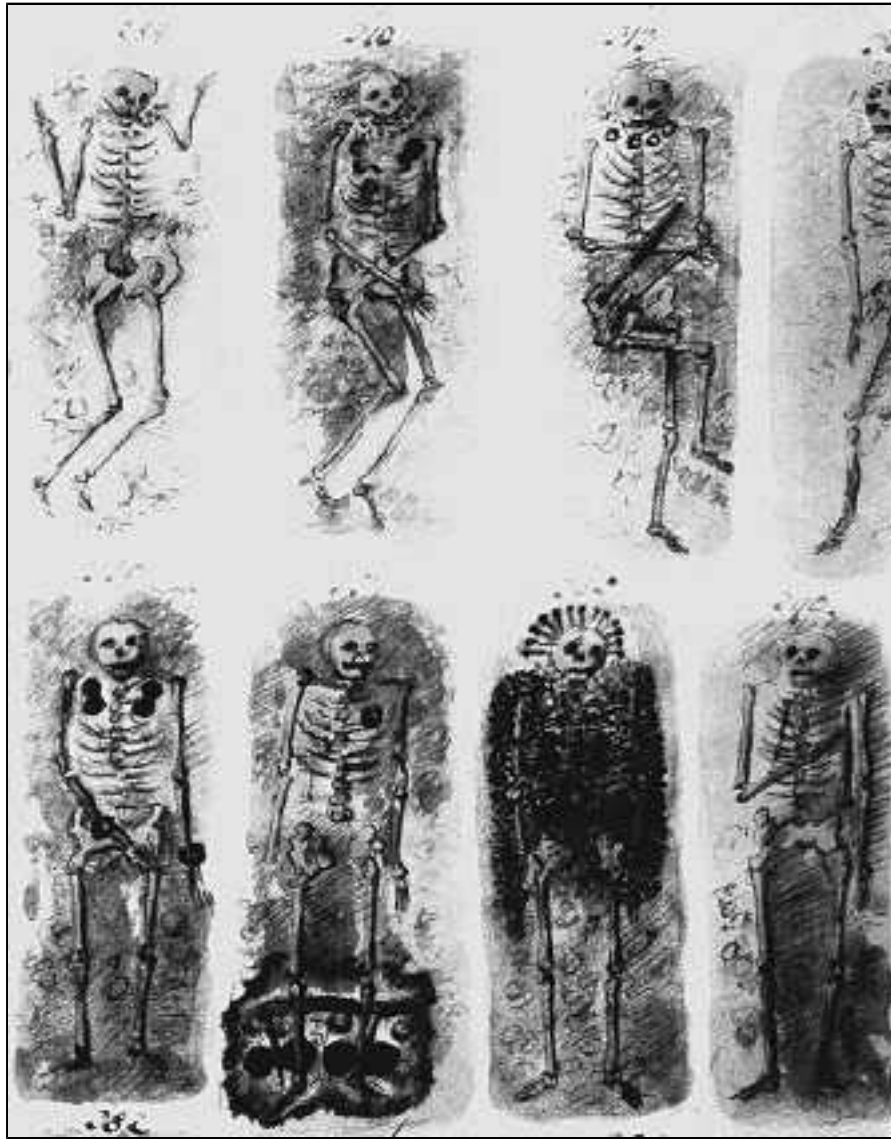


Abb. 15: Aquarelle einiger Gräber, die Johann Georg Ramsauer zwischen 1846 und 1863 in der Grabanlage von Hallstatt in Österreich freilegte (9).

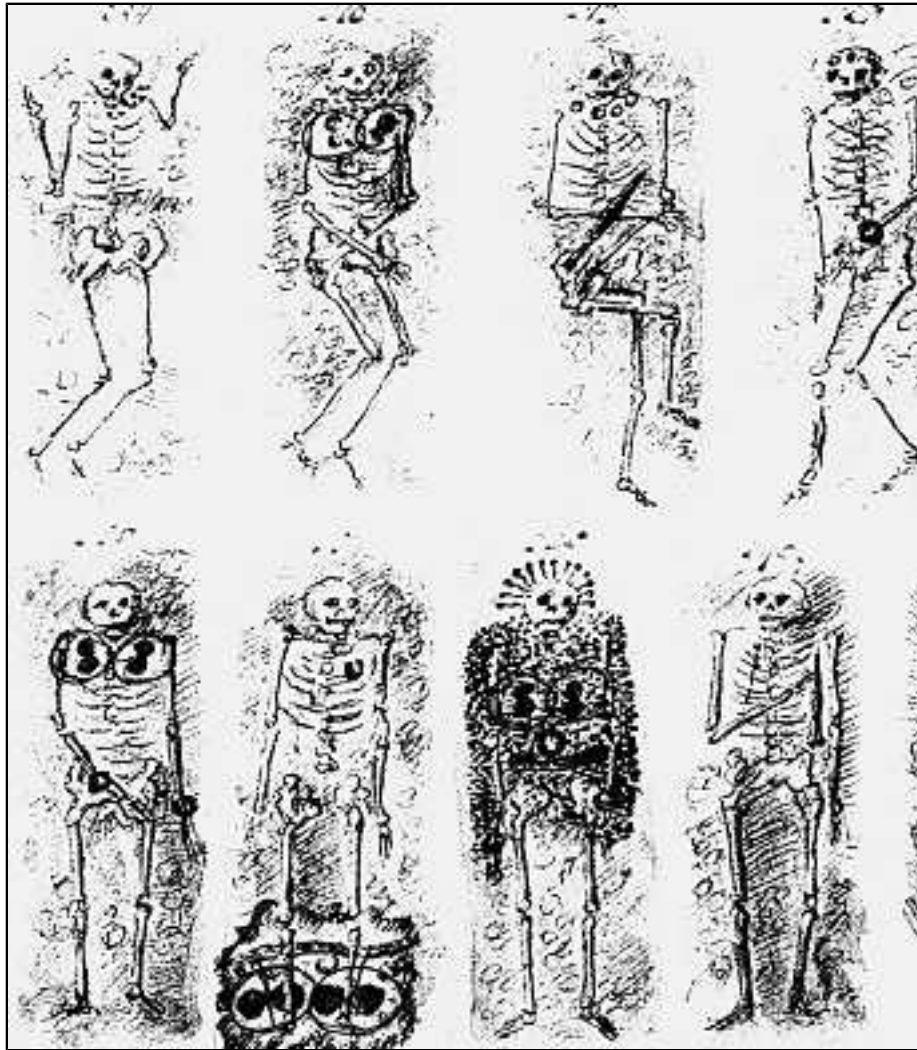


Abb. 16: Dasselbe Bild, hier kenntlich gemacht: Lage des Spiralschmucks in den Hallstattgräbern.

Funde (Abb. 13 und 14) aus Hügelgräbern auf der Schwäbischen Alb (Keltenschanzen in der Nähe!), zeigen, dass der Spiralschmuck an den Händen und Knien getragen wurde. Das Material - Bronze - enthält zu 80 - 90 % Kupfer und wäre daher geeignet, Energieströme aus Bodennähe (daher als Knieband getragen) aufzunehmen und moduliert oder verstärkt durch den Körper zu leiten. Der Grund für die Platzierung der Spiralringe an den Händen wäre noch weiter zu erforschen (Polarisierung, Verstärkung der Fließkraft oder ähnliches?).

Ich behaupte, dass die Kraftfelder, die in den Viereckschanzen erzeugt wurden, mittels der Spiraltransformatoren in den Organismus der Träger Eingang fanden, wobei keine bessere Form als die (Doppel-) Spirale gefunden werden konnte, da sie eine potenzierende Wirkung auf die Durchflussenergie hat (siehe auch Wicklung einer Spule aus Kupferdraht - spiralartig gedrehtes Gewinde - das dem Aufbau eines magnetischen Feldes dient).

Außerdem wird der Energiefluss in der Doppelspiralform aufrecht erhalten. Eine weitere Möglichkeit ist die Kondensatorwirkung der Spiralen, wodurch eine Ladung gespeichert werden konnte.

Betrachten wir nun exemplarisch die Nutzung der Viereckanlagen als Ladestation vor Kampfhandlungen.

Die Krieger - versehen mit dem Spiraltransformator oder -generator - durchschreiten die Kraftfelder, wobei mittels elektrischer Impulse die Ausschüttung des Aggressionshormons Testosteron ausgelöst und damit eine hochkämpferische Stimmung herbeigeführt wurde. Des weiteren erfolgte nach dem selben Prinzip die Errichtung einer Art elektromagnetisches Schutzschild um den Körper.

Hierbei ist wichtig, an welchen Körperbereichen (man denke dabei auch an die Chakrenlehre) die Spiraltransformatoren getragen wurden. Äußerst aufschlussreich zu dieser Frage sind die Aquarelle der Grablegungen von Hallstatt in Österreich (Abb. 15 und 16). Eventuell wurde der Körper zuvor mit entsprechenden (leitenden oder isolierenden?) Salben oder Ölen präpariert. Hierin ist meines Erachtens der Grund dafür zu sehen, dass die Kelten immer nackt in die Schlacht zogen, nämlich um das Kraftfeld, das um den Körper herum aufgebaut worden war, möglichst lange zu erhalten. Soweit zunächst meine Hypothesen.

Ich würde gerne im Sinne einer experimentellen Archäologie weiter forschen und mittels einer Rekonstruktion der Spiraltransformatoren einen Selbstversuch unternehmen. Dazu werden gebraucht:

- a) Eine (noch) funktionierende Keltenschanze.
- b) Interessierte und experimentierfreudige Mitmenschen, die über (fundierte) physikalische und/oder medizinische Kenntnisse verfügen.
- c) Ein(e) kunsthandwerklich Begabten/Begabte, der/die den Spiralschmuck originalgetreu rekonstruieren kann.
- d) Menschen, die Lust haben, an der spielerischen Lösung von Rätseln mitzuwirken.
- e) Gönner und Sponsoren.

Ich kann mir vorstellen, dass auch offizielle Stellen wie Keltenmuseen die Experimente mit Rat und Informationen unterstützen werden. Interessierte wenden sich bitte an:

Frank J. Ebner

Justinus- Kerner- Straße 5, D-71409 Schwaikheim, Tel. 07195/ 52930

Abkürzungen der Fundstellen:

WOG Zeitschrift „Wissenschaft ohne Grenzen“

WBM Zeitschrift „Wetter, Boden, Mensch“

ZS	Zeitschrift „Zeitenschrift“
ESO	Zeitschrift „Esotera“
RZ	Zeitschrift „raum&zeit“

Quellen

(soweit nicht im Text genannt)

- 1) A. Haffner, „Heiligtümer und Opferkulte der Kelten“, Stuttgart 1995.
- 2) J. Jünemann, „Wo einst der Druide stand“, Selbstverlag
- 3) H. Bauer, „Die Heuneburg“, Federsee 1987.
- 4) M. - L. Plessen und D. Spöri, „Heilrituale an bretonischen Quellen“, Privatdruck, Casti, Schweiz o. J.
- 5) S. Brönnle, „Die Kraft des Ortes“, Falken 1998.
- 6) J. - P. Mohen, „Megalithkultur in Europa“, Stuttgart, Zürich 1989.
- 7) O. Alexandersson, „Lebendes Wasser“, Steyr 1995.
- 8) Bittel/Schiek/Müller, „Keltische Viereckschanzen“, 1990.
- 9) J. Simon, „Das Zeitalter der Kelten“, 1996.
- 10) B. Schmidt/H. Ludewig, „Der Wirbel“, Volksverlag 1986.
- 11) J. v. Föhr, „Hügelgräber auf der schwäbischen Alb“, Stuttgart 1892.
- 12) Blätter des Schwäbischen Albvereins, Heft 4/98.
- 13) F. Fischer, „Der Heidengraben bei Grabenstetten“, Stuttgart 1982.

Anm. d. Red.

14) Die EFODON-DOKUMENTATION DO-12 von Gernot L. Geise, „Keltenschanzen“, ist inzwischen völlig vergriffen und wird auch nicht mehr neu aufgelegt. Aufgrund der nach wie vor großen Nachfrage nach diesem Thema und der auf dem Markt fehlenden Keltenschanzen-Literatur hat der Autor jedoch das Material überarbeitet, ergänzt und auf den neuesten Stand der Forschung gebracht: „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“, Hohenpeißenberg 2002.

15) Die Vorstellung, Keltenschanzen seien eine Art Gutshöfe gewesen, wird in der Archäologie teilweise vertreten, inzwischen jedoch wieder in Frage gestellt. Sie ist völlig gegenstandslos, denn ein dauernder Aufenthalt auf einer Keltenschanze ist absolut tödlich. Unsere Vorfahren fühlten noch etwas sensitiver als wir und wussten um die gesundheitlichen Gefahren des Aufenthaltes auf einer Schanze, deshalb mieden sie sie und betrachteten sie als Tabu-Gebiet. Aus diesem Grund ist es auch unvorstellbar, dass Siedlungen

um Schanzen angelegt worden sind. Das geschah erst in unserer heutigen Zeit, die radiästhetisch vorhandene Gefahren ignoriert.

16) Reinhold Lück: „Thermen, Mühlen, Keltenschanzen“, EFODON-DOKUMENTATION DO-15 (vergriffen).

17) Die Hauptfunktion einer jeden Schanze liegt - nach den Erkenntnissen des EFODON e.V. - in einer großräumigen Wetterharmonisierung. Rein körperlich feststellbare Phänomene dürften Nebeneffekte gewesen sein, die man natürlich entsprechend nutzte.

Ist die Arbeitswut des Menschen genetisch programmiert?

© 1998 Gernot L. Geise (veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 30/1998)

Wenn es stimmt, was die Überlieferungen aussagen, dann können wir davon annehmen, dass die Menschheit, so wie sie sich als Homo sapiens darstellt, das Ergebnis von Genmanipulationsversuchen ist, die in „grauer Vorzeit“ Außerirdische an irdischem „Biomaterial“ vornahmen, das sie mit eigenen Erbmaterialien kreuzten. Nach den ältesten Überlieferungen, den sumerischen Schrifttafeln, machten sie dies, um sich einen willigen Arbeiter zu erschaffen. Diese genetische Neuzüchtung wurde beispielsweise u.a. dazu eingesetzt, um für seine Herren Erzabbau unter Tage vorzunehmen. In diesem Zusammenhang ist es interessant, dass man in Südafrika uralte ausgebeutete Goldminen gefunden hat, die in Zeiten zurückdatiert werden, in denen nach „schulwissenschaftlicher“ Lehrmeinung der Mensch, wenn überhaupt, dann als „Halbaffe“ herumgelaufen sei, die also - nach dieser Lehrmeinung - unmöglich von diesem Vormenschen angelegt sein können.

Die Wissenschaft verneint bisher jede Überlegung zur künstlichen Erschaffung des Menschen und verweist sie vehement in das Reich der Märchen. Ebenso nimmt die Wissenschaft heute immer noch eine evolutionäre Entwicklung der Arten an, vom Einzeller zum Menschen.

Dies, obwohl es inzwischen genügend Überlegungen gibt, dass dieses Gedankengebäude der Evolution nur eine Hilfskonstruktion für nicht verstandene Zusammenhänge ist.

Dies, obwohl es bis heute nicht gelungen ist, auch nur einen einzigen geeigneten Nachweis für die wissenschaftlichen Vorstellungen zu erbringen.

Dies, obwohl sich immer mehr zeigt, dass die wissenschaftlichen Vorstellungen falsch sind: zuletzt im genetisch geführten Nachweis, dass der Neandertaler, der bis dato als einer unserer Vorfahren galt, einer anderen Art angehörte und keine Verwandtschaft mit uns hat (1).

Vielleicht liegt das sture Festhalten an Hilfskonstruktionen daran, dass es für viele eine erschreckende Vorstellung ist, dass wir das Produkt einer anderen Spezies sein sollen. Wir haben schließlich plastisch vor Augen, mit welchen - teilweise üblen - Methoden wir mit den Lebewesen unserer Mitwelt verfahren, um sie unseren (angeblichen) Bedürfnissen anzupassen. Wir behandeln Tiere und Pflanzen, als ob sie unbelebte Materie wären, die wir nur noch nach unseren Wünschen und Vorstellungen umzuformen oder auszurotten hätten. Dabei wird geflissentlich übersehen, dass auch sie ein Bewusstsein haben und Lebewesen wie wir sind. Dass eine überlegene Spezies auf diese Weise den intelligenten Menschen geschaffen haben soll, wirkt dann natürlich erschreckend auf uns.

Doch die sumerischen Texte, die als die ältesten schriftlichen Überlieferungen

gelten, weitaus älter als die Bibel, beschreiben diesen Vorgang detailgenau. Der amerikanische Orientalist Zecharia Sitchin hat hier bahnbrechende Arbeit geleistet, die er in mehreren Büchern veröffentlicht hat (2). Obwohl man heute weiß, dass sich die hebräische Sprache aus dem Akkadischen entwickelt hat, sind im Alten Testament der Bibel immer noch sehr viele Weisheiten aus sumerischer Zeit enthalten.

So berichtet auch die Bibel - deren überwiegender Teil des Alten Testaments heute als mehr oder weniger „verwässerte“ Version der sumerischen Texte gilt - von dem ersten Menschen, der hier Adam genannt wird, und der von den später monotheisierten Göttern erschaffen wurde, um als *Arbeiter* den „Garten Eden“, also ein Agrargelände, zu bearbeiten und zu pflegen. Wir wollen hier einmal die Diskussion um Adam herauslassen, ob er ein Synonym für ein Volk war oder auf was sich sein Name bezog.

Ob ein Einzelner oder ein ganzes Volk - Adam wurde erschaffen, um die Felder und Obstplantagen der „Götter“ zu betreuen. Allerdings durfte er nicht von allen Früchten essen, sie waren seinen Herren vorbehalten. Wir kennen die Geschichte: die aus seinem genetischen Material erzeugte Eva überredete ihn, denn doch einen der verbotenen „Äpfel“ zu essen, worauf ihm „die Augen aufgingen“ und er mitsamt Eva der göttlichen Plantage verwiesen wurde.

Märchen oder nicht - die sumerischen Texte berichten Ähnliches. Wie wir bereits im Zyklus „Unser marsianisches Erbe“ rekonstruiert haben, stammt der „moderne Mensch“ ganz offensichtlich nicht von der Erde (3). Dazu ist er nicht gut genug an irdische Verhältnisse angepasst. Betrachtet man sich die Eigenarten und -schaften des Menschen genauer, so wird man den Eindruck nicht los, er sei eine Art Mischwesen. Seine Spur führt zum Mars, und unsere Vorfahren (die Erschaffer des heutigen Menschen) scheinen aus dieser Richtung auf die Erde emigriert zu sein. Nicht freiwillig, sondern gezwungenermaßen, um der atomaren Zerstörung ihres Planeten zu entgehen. Nun ist es nicht ganz problemlos, ein Lebewesen von einem gewohnten Lebensraum in einen völlig anders gearteten Lebensraum zu verpflanzen. Vor diesem Problem müssen auch die vom Mars geflüchteten Überlebenden der großen marsianischen Katastrophe gestanden haben.

Der Planet Mars ist heute - wie wir wissen - ein gründlich zerstörter Planet, auf dem nach unseren Erkenntnissen kaum noch irgend ein Leben möglich ist. Doch die Wissenschaft nimmt an, dass bis vor etwa 25 bis 50.000 Jahren der Planet Mars ein erträgliches Klima besessen habe, mit einer dichteren Atmosphäre, mit Flüssen und Meeren. Über damaliges Leben in irgendeiner Form gibt es derzeit noch keine Verlautbarungen. Wie es jedoch unschwer erkennbar ist, muss der Mars zumindest großflächig mit pflanzlichem Leben bedeckt gewesen sein, das bei der damaligen atomaren Katastrophe in einem planetenweiten Brand vernichtet wurde. Dafür spricht seine fast reine Kohlendioxid-Atmosphäre, denn Kohlendioxid entsteht überwiegend durch Verbrennung von pflanzlichem Material. Dafür spricht auch das Fehlen von Sauerstoff in der marsianischen Atmosphäre, denn jedes Feuer benötigt Sauerstoff, um brennen zu können.

Selbst wenn wir damals annähernd irdische Umweltbedingungen auf dem Mars annehmen, bleiben im Vergleich zur Erde eine Reihe von Unterschieden, die einen Hinderungsgrund für eine problemlose Übersiedlung vom Mars zur Erde darstellen. Die Schwerkraft (Gravitation) des Mars ist wesentlich geringer als die der Erde, und der Luftdruck kann nicht so hoch gewesen sein wie der irdische, wenn auch höher als heute (heute beträgt der Luftdruck auf der Marsoberfläche nur noch rund ein Prozent des irdischen, glaubt man den NASA-Angaben). Mit großer Wahrscheinlichkeit stimmte auch die Zusammensetzung der Atmosphäre nicht überein. Meiner Meinung nach dürften diese Punkte für Übersiedler die größten Probleme bereitet haben.

Einen - für Marsgeborene - einigermaßen erträglichen Luftdruck erhält man auf der Erde, indem man sich in höheren Gebirgsregionen aufhält. Und wirklich schreiben viele Überlieferungen davon, dass „die Götter“ auf Berggipfeln gelebt hätten. In allen Religionen werden Berge und Berggipfel mit „den Göttern“ in Verbindung gebracht, die von dort „herabgestiegen“ seien. Wenn sich also „die Götter“ - technisch hochstehende Lebewesen - einst auf Berggipfeln niedergelassen hatten, so sollte man danach suchen. Es müssten noch heute Reste irgendwelcher Stationen findbar sein. Doch was sage ich. Wie wenig auf diesem Gebiet geforscht wird, zeigt ein Beispiel: In Bayern (insbesondere Oberbayern) gibt es kaum einen Berg oder Berggipfel, auf dem nicht irgendwelche uralten Reste ehemaliger Befestigungen vorhanden sind (die ich aber, bitte sehr, keinesfalls außerirdischen Besuchern zuordnen möchte!) und die in keiner Landkarte verzeichnet sind. Doch die offizielle Schreibweise besagt, dass Bayern vor dem Mittelalter fast menschenleer gewesen sei...

Den vom Mars emigrierten Siedlern blieb keine andere Wahl, sie mussten sich an die irdischen Gegebenheiten anpassen, ob sie wollten oder nicht, denn sie konnten nicht mehr zurück zu ihrem Heimatplaneten. Anscheinend konnten verschiedene mitgebrachte Pflanzenarten relativ problemlos angepflanzt werden, möglicherweise nach einer gewissen genetischen Anpassung.

Da die Zahl der Emigranten begrenzt gewesen sein dürfte (die Bibel spricht zwar von 144.000. Das dürfte jedoch mit größerer Wahrscheinlichkeit eine kabbalistisch zu deutende Zahl sein) und die mitgeführten technischen Gerätschaften wohl auch nicht das Optimum dargestellt haben dürften, blieb als letzte Konsequenz für Ackerbau und Viehzucht nur die „Handarbeit“ übrig. Und hier kommen wir wieder zu Sitchins Übersetzung der sumerischen Aufzeichnungen. Danach hätten die Anunnaki genannten Siedler irgendwann „gemeutert“, weil ihnen die Arbeiten zu beschwerlich wurden, woraufhin die oberste Führung beschlossen habe, eine Art Hilfsarbeiter zu entwickeln.

Man nahm das vorhandene irdische „Biomaterial“, einen affenähnlichen Vormenschen, und begann, mit dessen genetischen Informationen zu experimentieren und sie zu manipulieren. Hierbei sollte in erster Linie ein Menschentyp entstehen, der den Erzeugern zwar äußerlich glich, aber gewisse Grundprogrammierungen besaß. Auch wir konstruieren heute Roboter und versuchen, sie so menschenähnlich wie möglich zu gestalten.

Dass die menschliche Entwicklung sich tatsächlich zurückverfolgen lässt, zeigt sich beispielsweise daran, dass schon Mitte 1994 Studien der Universität von Kalifornien in Berkeley ergaben, dass es vor etwa hunderttausend Jahren nur eine einzige Sprache gegeben habe. Wenn der Mensch - was ich annehme - eine genetische Kunstschöpfung ist, dann kann es auch nur eine einzige Sprache gegeben haben (aus der sich dann im Laufe der Zeit die anderen Sprachen entwickelten). Diese Ursprache muss die Sprache der „Götter“, also der Emigranten vom Mars, gewesen sein. Welche sonst? In diesem Zusammenhang sind auch die Untersuchungen von Erhard Landmann interessant, der Hieroglyphen, Inka- und andere Schriften lesen kann, indem er sie mit der althochdeutschen Sprache vergleicht (4), oder die Schrift- und Sprachvergleiche von Gerd Lichtenauer (5).

Eine der Programmierungen des „Arbeitstieres“ Mensch ist bis heute das Verlangen nach Arbeit geblieben. „Der Mensch ist zur Arbeit geschaffen worden“. Schließlich - so die sumerischen Überlieferungen - wollten die „Götter“ einen Arbeiter erschaffen, der willig bis zum Umfallen arbeitet, ohne zu meutern. Die Grundprogrammierung der absoluten Loyalität gegenüber den „Erschaffer-Göttern“ war wohl nicht sehr ausgeprägt, denn kaum hatten sich die „neuen“ Menschen genügend vermehrt, rebellierten sie gegen das „göttliche“ Joch, was dann auch in schöner Regelmäßigkeit auf brutalste und „unmenschlichste“ Art niedergeschlagen wurde, wie es beispielsweise in den biblischen Berichten nachzulesen ist. Die „Götter“ hatten keinerlei Mitleid mit ihren Geschöpfen, genauso wenig wie wir es mit Tieren haben, die wir bedenkenlos und ohne jede Skrupel umbringen, wenn sie uns lästig werden. Erst später, als die Vermischung zwischen „Göttern“ und Menschen fortgeschritten war, änderte sich deren Verhalten.

Inwieweit bei der genetischen Manipulation die Intelligenz der Erzeuger mit übertragen wurde, bleibe dahingestellt. Möglicherweise waren die ersten Arbeiter nur bessere dressierte Tiere in Menschengestalt.

Wie es weiterging, steht auch in der Bibel, als die „Gottessöhne“ erkannten, dass die irdischen Frauen doch recht anziehend aussahen und sie diese schwängerten (was eine weitere Anreicherung „göttlichen“ Gengutes im Menschen bedeutete). Auch dieser Passus der Bibel erscheint mir nachvollziehbar, denn erstens ist es sehr gut möglich, dass bei den Überlebenden der Marskatastrophe ein recht großer Männer-Überschuss bestand, und weiterhin ist es vorstellbar, dass die marsianischen Frauen größtenteils radioaktiv geschädigt waren (was für die männlichen Überlebenden selbstverständlich auch zutraf). Letztlich flüchteten sie aus einem Atomkrieg zur Erde. Weiterhin bestand nach wie vor das rein körperliche Problem der Anpassung an diesen Planeten und das Überleben der Rasse. Wir wissen heute, dass sich eine radioaktive Schädigung insbesondere auf die Fortpflanzungsfähigkeiten katastrophal auswirkt. Die Emigranten vom Mars müssen also fieberhaft nach Möglichkeiten gesucht haben, ihre Rasse zu erhalten. Betrachtet man die Überlieferungen, seien es sumerische Berichte oder die Bibel, so stellt man fest, dass tatsächlich der persönliche Einfluss und die körperliche Präsenz der „Götter“ kontinuierlich zurückgingen, bis sie

nur mehr vergeistigt vorhanden waren. Mit anderen Worten: sie waren ausgestorben. Offensichtlich ist es ihnen jedoch zuvor gelungen, zumindest ihre Genstrukturen erfolgreich auf den ihnen bereits körperlich gleichenden Menschen zu übertragen. In den Mythen wird dann nicht nur von „Gottessöhnen“ geredet, sondern zu späterer Zeit auch von „Halb-“ oder „Dreiviertelgöttern“, wobei bei herausragenden Persönlichkeiten gar der genaue Anteil des „göttlichen“ Potentials angegeben wird.

Wir haben also möglicherweise zwei Parallelschöpfungen vorliegen: Den reinen Arbeiter und den erdangepassten Nachkommen der Mars-Emigranten. Die beiden dürften sich kaum voneinander unterschieden haben und waren vielleicht sogar identisch.

So einfach, wie es klingt, durch genetische Eingriffe ein neues Wesen zu erschaffen, ist es nicht. Das zeigen auch unsere heutigen genetischen Versuche. Geschichtlich gesehen, sprechen die Sagen von Mischwesen eine deutliche Sprache dafür, dass die „Götter“ auf diesem Gebiet recht viel experimentiert haben müssen, ehe sich der gewünschte Erfolg einstellte.

Die relativ wenigen „Götter“ schufen sich also Hilfskräfte, die für sie die Arbeit erledigten. Diese Tradition hat sich bis in heutige Zeiten erhalten: Überlegene Eroberer irgendwelcher Länder ließen zu allen Zeiten die (technisch) niedriger stehenden Eingeborenen für sich arbeiten. Der Unterschied zwischen ihnen und den „Göttern“ besteht nur darin, dass heutige „Herren“ bereits fertige Hilfskräfte vorfinden, während die Emigranten vom Mars bestenfalls affenähnliche Tiere vorgefunden haben dürften, die erst „umgeformt“ werden mussten.

Ich bin der Meinung, dass bei der menschlichen Sucht nach Arbeit eine gezielte Programmierung vorliegen muss, die bis heute wirksam ist. Und ich wundere mich, dass auf diese naheliegende Erkenntnis bisher (meines Wissens) noch niemand gekommen ist. Es muss eine gezielte Programmierung sein, das erkennen wir daran, dass die Menschen bis zum heutigen Tag (weil es genetisch verankert ist) geradezu ein unnatürliches Verlangen nach Arbeit haben, was im Tierreich in dieser Form nicht zu beobachten ist. Tiere „arbeiten“ nur zum Lebensunterhalt. Ist dieser gesichert, hören sie auf zu „arbeiten“. Nicht so die Menschen.

Jedem ist bekannt, dass viele Menschen nach dem Eintritt ins Rentenalter sterben, weil sie „keine Aufgabe“ mehr haben, weil ihnen die „gewohnte Arbeit“ fehlt. Die glücklichsten Rentner sind diejenigen, die es schafften, rechtzeitig vor dem Beginn der „Altersruhezeit“ einen gleitenden Übergang zu anderen Beschäftigungen zu schaffen. Und jeder kennt den Ausspruch, dass ein Rentner keine Zeit habe, weil er zu viel zu tun habe. Dieser Ausspruch ist nicht etwa „aus der Luft gegriffen“, wie jeder bestätigen kann, der einen Rentner kennt, wobei es dahingestellt bleiben mag, wie sinnvoll die meist selbstgesuchten Tätigkeiten eines Rentners sind.

Es ist bekannt, dass viele Menschen erkranken, wenn sie der Arbeit entzogen werden und längere Zwangspausen - aus welchen Gründen auch immer -

einlegen müssen. Viele Menschen, die dem „Arbeitsleben“ entzogen sind, suchen sich eigene Arbeiten, und sei es zu Hause oder im Garten.

Seien wir ehrlich: wie lange können wir regelrecht nichts tun? Jetzt wird mancher sagen: „Das ist überhaupt kein Problem, das kann ich sofort“. Dem stimme ich zu. Doch wie lange kann man dieses Nichtstun durchhalten? Ein paar Wochen sicher (man denke an den verdienten Urlaub). Doch irgendwann, nach ein paar Wochen Nichtstun, wird man unruhig. Es ist „unnatürlich“, nichts zu tun. Man fängt an, sich selbst irgendwelche „Beschäftigungen“ zu suchen und wird auch bald fündig, denn irgendetwas gibt es immer, das man tun kann, und wenn es noch so sinnlos ist.

Die andere Seite ist das „Erfolgsgefühl“, die „Erfüllung“, manchmal ein regelrechtes Glücksgefühl, das man empfindet, wenn man eine Arbeit endlich zufriedenstellend geschafft hat. Auch das erinnert mich sehr an eine gezielte Programmierung.

Mich hat es schon in den siebziger Jahren sehr nachdenklich gemacht, dass die Gewerkschaften forderten: „Arbeit für alle!“. Ich fragte mich schon damals, warum man die Leute zur Arbeit zwingen wollte. Warum fordern alle Parteien, heute und immerdar, die Arbeitslosen müssten Arbeit bekommen? Sollte die Parole nicht besser heißen: „Geld für alle!“? (Ich bin mir bewusst, dass diese Forderung in unserer Gesellschaft unrealistisch klingt). Denn es geht den Gewerkschaften ja nicht darum, dass mehr malocht wird, sondern dass den Menschen ein höheres finanzielles Einkommen (im Gegenwert zur Arbeit) geboten wird. Die vielen Arbeitslosen mögen mir diesen Gedankengang verzeihen, doch mit offenen Augen betrachtet (gerade in der vergangenen Wahlkampfzeit) finde ich es geradezu erschreckend, mit welchen nicht nur verbalen Methoden um Arbeit, um das „Recht auf Arbeit“, gekämpft wird. Es wird darum gekämpft, dass jeder das Recht hat, seiner inneren Programmierung zur Arbeit nachgehen zu können! Und das sollen möglichst alle, ohne Ausnahmen, ob sie wollen oder nicht. Für mich sind diese Forderungen regelrecht pervers („Denn sie wissen nicht, was sie tun“).

Der Geld-Gegenwert allein kann es nicht sein, der uns zur Arbeit zwingt, das beweisen eindrucksvoll die unzähligen Menschen, die freiwillig und völlig ohne Gegenleistung, ehrenamtlich und selbstlos irgendeine Funktion und die damit verbundene, oftmals recht reichhaltige Arbeit ausüben.

Und auch die „Herrschenden“, die Unternehmer, die Chefs, selbst die hochrangigen Politiker oder Millionäre sind von diesem Arbeitszwang nicht ausgenommen. Dass sie sich auf irgendwelchen Lorbeeren ausruhen und ihre Mitarbeiter „die ganze Arbeit“ machen lassen, ist ein Vorurteil, das nur entstehen konnte, weil der Normalbürger nur selten hinter ihre „Fassaden“ schauen kann. Führende Persönlichkeiten haben oftmals einen weitaus längeren Arbeitstag als der einfache Arbeiter, der oft um 16:00 Uhr Feierabend hat, auch wenn ihre Einkommen (wenn man davon noch reden kann) in keinem Vergleich zum Arbeiterlohn stehen.

Unsere ganze Kultur ist demgemäß zwangsläufig auf Arbeit aufgebaut. Ohne

Arbeit kein Geld, ohne Geld keine Lebensmittel. Selbst wenn wir diese unsere widernatürliche Programmierung erkennen und uns dessen bewusst würden, könnte dieses System nicht geändert werden, weil alles, unsere gesamte Zivilisation, darauf aufbaut. Der Hauptgrund ist jedoch der, dass wir dieser inneren Programmierung nicht entrinnen können. Ich nehme mich hierbei nicht aus.

Was wäre, wenn es möglich wäre, dass wir diese unsere Zivilisation, auf die wir nun mal wirklich nicht stolz sein können, weil sie uns an den Abgrund unserer Existenz gebracht hat, abschaffen würden, und damit auch die widernatürliche Einrichtung des Geldes? Würden sich die Menschen dann anders verhalten, als es ihnen ihre genetische Programmierung vorgibt? Ich glaube es nicht.

Anmerkungen und Literatur

(1) Der untersuchte Neandertaler-Knochen wurde auf ein Alter von 50.000 bis 80.000 Jahren geschätzt. Die Genetiker Prof. Svante Pääbo und Matthias Krings (Münchener Ludwig-Maximilian-Universität) fanden darin fossiles Erbgut (DNA) und stellten aufgrund ihrer Untersuchungen fest, dass keine genetische Verwandtschaft zum heutigen Menschen besteht.

(2) Beispielsweise: „...und die Anunnaki schufen den Menschen“, Essen/München/Bartenstein/Venlo/Santa Fe 1995

(3) Band 1: G. L. Geise: „Die Pyramiden - eine Brücke vom Mars“; Band 2: G. L. Geise: „Planet Mars - und was die NASA verschweigt“; Band 3: G. L. Geise: „Woher stammt der Mensch wirklich? Die Spur führt zum Mars“; Band 4: Dieter Vogl: „Die Mars-Apokalypse. »...und das Erdland wurde Chaos!«“, EFODON e.V.

(4) Erhard Landmann: „Weltbilderschütterung. Die richtige Entzifferung der Hieroglyphenschriften“, Wolke Verlag 1993, ISBN 3-923997-93-0

(5) Gerd Lichtenauer: „Das Volk der Titanen“, Berlin 1998, ISBN 3-8280-0661-2

Gernot L. Geise

Unsere Existenz: Nur ein Traum?

273 Seiten, 35 Abb., Hardcover

ISBN 3-89539-616-8







Michaels-Verlag, Edition EFODON

Standardmentalität in den modernen westlichen Superzivilisationen

Kurt Schildmann

Ja, es stimmt: nach einiger Diskussion kommt prompt das konventionelle Eingeständnis: wir sind oft unfundiert überheblich, ungerecht, selbstbezogen. Doch dann ist es wieder einmal nur eine hohle Phrase, denn in monumentalen wissenschaftlichen Werken wird es der Allgemeinheit offen oder versteckt eingehämmert, daß Evolution uns, gerade uns, unwiderlegbar hochkatapultiert habe, und daß noch unsere angeblichen, alt-steinzeitlichen Vorfahren namentlich im geistigen Bereich noch nicht so begabt gewesen seien wie wir es heute sind. Hermann Müller-Karpe, „Geschichte der Steinzeit“ (Bechtermünz Verlag/Weltbild Verlag/C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1974/1998), Extrakt von „Handbuch der Vorgeschichte“ 1974, nunmehr 395 Seiten, weiß es genau. Spottbillig einsehbar.

Stimmt das wirklich? Waren diese „Steinzeitmenschen“ nicht eher - geographisch-klimatisch vorgegeben - ausgegrenzt, etwa Ausgewiesene oder Verbannete, Ausgestoßene, in die Verrohung Abgedrängte einer Luxusgesellschaft? Fein säuberlich schildert Müller-Karpe (Seite 47 und 256), was geschehen ist: „Von einer Hochkultur pflegt man zu sprechen, wo eine Schrift bekannt ist“. Und das sei, wie er meint, im frühen 3. Jahrtausend nur im südlichen Mesopotamien, in Elam, und dann in Ägypten der Fall. Namentlich am Beispiel Ägypten zeigt er (ab Seite 256), wie mühsam sich dort die Schrift aus Piktogrammen, beginnend über die Nennung der Bilder, dann weiter über ihre Verwendung bei der Wiedergabe von lautlich ähnlichen, doch bedeutungsmäßig ganz verschiedenen Wörtern/Partikeln, heranentwickelte zu einem funktionierenden Schriftsystem. Gültig auch für Sumer und Elam. Unerwähnt bleibt im ganzen Müller-Karpe-Werk die Existenz der Indusschrift. Unerheblich, da sie ja gleichartig zustande gekommen sein muß ...

Doch hier liegt der Hase im Pfeffer. Die Indusschrift ist nicht nur syllabar-phonetisch konstruiert, sondern auch lautanalytisch, nach dem a/u/i-Prinzip, wo zwei Striche -a- anzeigen, drei Striche -u-, und vier Striche -i- anzeigen: ka/ku/   , ra/ru/ri, II III IIII, ksa/ksu/ksi,   , etc.

Indus-Siegel-Texte finden sich im alten Sumer. Konträr zu Müller-Karpes Hochkultur-Evolutionsdeutung steht hier mit der Indusschrift, zeitgleich mit dem angeblichen Beginn der Hochkulturen, eine in Konzeption und Struktursystematik allen späteren Schriften der Welt, unsere moderne Schrift einbezogen, weit überlegene Schrift. Die Indusschrift ist anschaulich, unmittelbar logisch nach phonetischen Prinzipien und Er-

kenntnissen konstruiert, wie sie uns heute mit wissenschaftlichem Getöse als das Gebäude der Phonetik in Universitäten dargelegt werden.

Folgerichtig mache ich geltend: Gäbe man zwanzig Babies von Steinzeitmenschen in eine Gruppe moderner westlicher Familien, und würde man sie dort so aufziehen wie moderne westliche Kinder aufgezogen werden, im Endeffekt würden sich diese Kinder dann in nichts von letzteren unterscheiden, weder in der Anzahl der hervorragend Begabten, noch der weniger Begabten, bzw. der Versager. Ja, nach neuesten Feststellungen (siehe etwa EFODON-SYNESIS Nr. 29) lebten offenbar Menschen zusammen mit den Dinosauriern. Das zuvor Gesagte dürfte dann auch für zwanzig menschliche Babies aus der Dinosauerierzeit gelten. Auch damals dürften gleichzeitig Steinzeitmenschen neben Hochkulturmenschen gelebt haben. Auch damals gab es schon eine Art Indusschrift. Höchstwahrscheinlich finden wir eines Tages die Bibliotheken nicht nur der Induskultur, sondern auch die aus der Dinosaurierzeit, und ggf. auch auf dem Mars.

Das heißt also: der Mensch ist kosmisch verbreitet, war und ist es seit eh und je. Geologische Kataklysmen fanden nicht statt, um ihn zu bestrafen, sondern um die Vermischung der mehr als 3 x 33 chemischen Elemente und der vier klassischen Elemente durchzusetzen, notwendig für das Wachstum des Biokosmos. Programmiert laufen sie ab. Elemente = Götter, 3 und 10, 3 mal 10, richtig oder falsch gelesen, im Maya Chilam Balam als 13. In Indien als 30/33, sind allesamt beim Kataklysmus beteiligt.

Kataklysmus, was ist das? Nur der Mensch, mit seinem hohen Zeichensetzungspotential, kann sich einbilden, mit Wörtern, Vergleichen oder Satzgebäuden Kataklysmen auszumalen. Er tut es, und genießt es. Ja, vielfach läuft er den Anführern in den Untergang begeistert nach. Er will etwas erleben, und selbst, wenn es der Untergang ist. Offenbar ist er als Roboter geplant, doch verwildert, nach seiner Entlassung in die Freiheit. Nun stört er mit der Explosion der Völkermassen den irdischen Biokosmos mehr, als ihm dienlich zu sein. Stärkstens arbeiten zur Zeit die wildgewordenen Roboter an der Verwirklichung ihrer Kataklysmusträume.

Wie herrlich stark sind sie doch dabei.



Zum Problem der außerirdischen Interventionen

(c) Kurt Schildmann (veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 30/1998)

Ich bin der Meinung, dass es gewiss einen außerirdischen biologischen Kosmos gibt, der mit dem irdischen biologischen Kosmos im Clinch liegt. Dabei kommen Psi-Kräfte zur Wirkung, ferner genetische Manipulationen und Reaktionen, auch das Klonen, und schließlich „technische“ Maßnahmen. Zur Technik gehören Sprechenlernen, auch Schreiben und Lesen. Gerätschaften bauen und bedienen, Rohstoffe suchen, erschließen, verwerten, letztendlich Kataklysmen auslösen als Säuberungs- und Neubeginns-Maßnahmen. Menschen imitieren das mit Kriegsführung, auch mit Wirtschaftskriegen oder Werbefeldzügen. Nun zum Thema Sprache, die weitgehend mit Fiktionen operiert, wenn einem Laut eine Bedeutung zugeordnet wird.

Das haben Außerirdische, als die überlegene Partei, anscheinend hervorragend im Griff, besser noch, als wenn ein Vater seinen Kindern zunächst Märchen erzählt. Der wirklich vorausschauende Vater legt Wert auf gutartikulierte, korrekte, deutliche Aussprache bei seinen Kindern. Ihre Freiheit muss er einschränken durch Disziplin. Eine disziplinierte Artikulation kann erfolgreich sein wie eine disziplinierte Kampftruppe. Das Mittel für diszipliniertes Denken, Sprechen und Schreiben führten die Außerirdischen ein mit ihrer Protogrammatica Cosmica, wiederholt im Verlauf von Millionen Jahren, auf der Erde und auf anderen Planeten. Diese Grammatik ist einfach für die bereits genetisch Prädisponierten (prädisponiert = im Voraus vorbereitet sein) und schwer für die nicht so gut Prädisponierten. Letztere bilden sich ein, ohne sie auskommen zu können. Im heutigen Zustand der Menschheit stimmt das auch. So oder so kann man fast jeden verwerten, vermarkten, brauchen, missbrauchen.

Der Schlüssel zur Protogrammatik ist der Kopf, dessen einzelne Teile mit den Lauten bezeichnet werden, die das Teil erzeugt. Dann wird, virtuell, Körper mit Kopf verglichen (2 Augen : 2 Zitzen, Nase : Nabel usw.). Körperteile empfangen, analog, mit besonderer Markierung, die Bezeichnung korrespondierender Kopfteile. Das Gleiche gilt im Verhältnis der Körperanhängsel zu den Kopfanhängseln.

Ein weiterer bedeutsamer Schritt ist die virtuelle Gleichsetzung des Menschen mit der Welt, die als Weltriese (Vishnu, Purusa, Pankow, Ymir usw.) vorgestellt wird. Die Schädeldecke ist dann das Himmelsgewölbe, nicht knöchern, sondern gläsern (Kristallschädel) gedacht. Die Perlen, oder tausend Äuglein im Haupthaar des Weltriesen sind die Fixsterne, virtuell, versteht sich. Sonne und Mond sind die beiden Augen des Weltriesen. Der Palast (palatum = Gaumen) auf einem siebenstufigen Berg (die sieben Halswirbel des Weltriesen) ist die Stelle, zu der ein riesiger roter Teppich (die Zunge) führt, wo die Befehle artikuliert werden, wo der Befehlshaber sitzt. Ein Säulengehege aus weißem Marmor (die Zähne) umgibt ihn. Die „hohe Pforte“ zum kaiserlichen

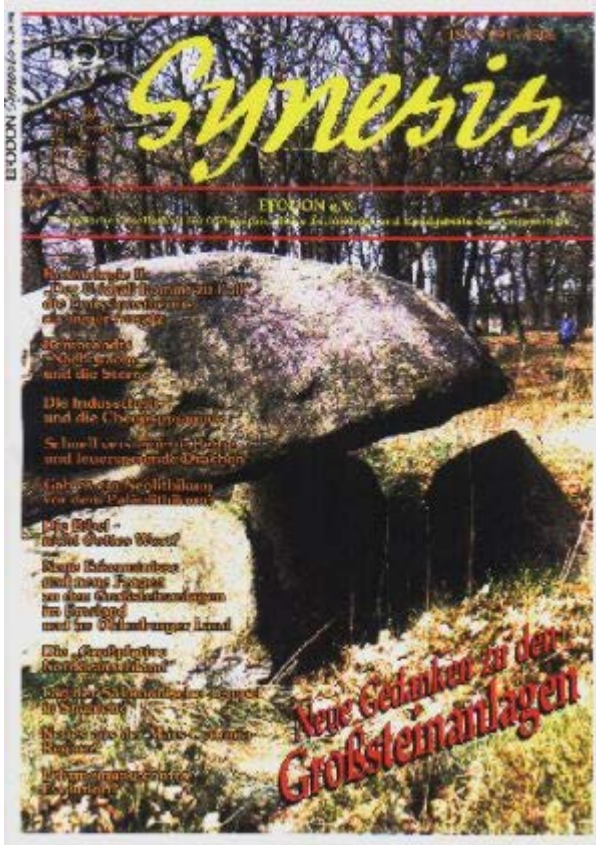
Thronsaal vergleicht sich mit dem äußeren menschlichen Mund.

Der Leib des Weltriesen ist unser Globus. Man wusste lange schon vor Kopernikus, dass er umschiffbar ist. Der südliche, zirkumpolare Ozean ist der Gürtel des Weltriesen - das weiß jeder indische Schiffer und Fischer - ein Gürtel, dessen „Lippen“-Ränder mit roten Korallen besetzt sind, in dem Perlen und Muscheln als geldwerte Schätze schlummern, alles virtuell, versteht sich. Der Nabel liegt ein wenig oberhalb des Gürtels. Für die Antike bedeutete das noch: hehrer Kultort (Delphi von IE/Indo-Europ. *gwelbhos „Nabel, Uterus“ etc.). Für die Polynesier reichte der Ozean bis über den Nabel: te pito te henua = Osterinsel, = Nabel der Welt. Für die Ägypter war der Nil ein Schweißrinnsal auf dem Rücken des Weltriesen. Tausendfach gibt es Namensschöpfende Ausdeutungen der virtuellen Weltriesenwelt. Ursprünglich wurden alle „Organe“ des Weltriesen mit einem a-Präfix versehen.

Die Protogrammatik gilt als erste Sprachlektion für alle mit menschenähnlichen Wesen besiedelten Planeten des Universums. Nicht Adam hat den Dingen die ersten Namen gegeben, sondern die importierte Protogrammatik. Das inkorrekte Sprechen hat in der Folge viel ruiniert, doch einiges schimmert noch durch. Für Tüftler interessant. Sinnlos für andere.

Was soll nun eine Perspektive in Richtung Protolingua in einer Zeit krassester Extreme? Hier Fressorgien, dort Millionen Verhungerner; hier hochgeputzte Landwirtschaft, dort sich ausdehnende Wüsten. Der um seinen Job bangende, gestresste Berufstätige will sich zwischendurch irgendwie erholen. Abgesehen von Drinks, Sex und Drogen sind da immer noch die schönen Künste und die Literatur. Letztere mit Visionen imaginärer oder tatsächlich verlorener Paradiese. Obgleich man dabei den Spott brutalster Machtansammler und ihrer Helfer hinnehmen muss, so baut ein winziges Häufchen seine Erkenntnisse weiter aus, gestärkt durch die geistige, zugleich magische Kraft der Thematik. Viel Glück! Doch sachte, sachte: der Neid lauert in der Weltkrise mehr als noch vor Jahren...

Kurt Schildmann war bis zu seinem Tod der Präsident der Studiengemeinschaft Deutscher Linguisten e.V. in Bonn. Seine epochale Arbeit ist die Entzifferung der Indusschrift (wir berichteten darüber).



„Der Urknall kommt zu Fall“ - die Emissionstheorie als neuer Ansatz

(Kosmologie II)

© 1998 Karlheinz Baumgartl, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr.
29/1998

Die gegenwärtige Kosmologie geht von einem *Anfang* des Universums aus. der Urknall-Theorie („big bang“). Man schätzt das ‚Alter‘ des Universums auf 15 bis 20 Milliarden Jahre. Diese Theorie, die ein halbes Jahrhundert die meisten Physiker beherrscht hat, ist nicht mehr haltbar (1). Sie wird heute nur noch von einigen einflussreichen Professoren und ihren Gefolgsleuten am Leben erhalten. Diese Weltsicht gründet hauptsächlich auf der *Deutung* der galaktischen Rotverschiebung des Lichtes als Dopplereffekt. Aber es gibt noch *andere* Ursachen für diese Rotverschiebung, die bisher von den führenden Wissenschaftlern ignoriert werden. Daraus ergaben sich in neuerer Zeit Schwierigkeiten, die zu neuen Gedankenansätzen zwingen. Hier wird ein solcher neuer Ansatz vorgestellt:

Lothar Pernes brachte in seiner Schrift „Eine neue kopernikanische Revolution in der Physik und in der Astronomie“ (2) die „Emissionstheorie“ (oder ballistische Lichttheorie) wieder ins Gespräch. Im folgenden wird hier versucht, den Inhalt dieser kleinen, tatsächlich revolutionären Schrift, kurz darzustellen: „*Etwa um 1965*“, schreibt Pernes, „*stieß man bei den sogenannten Quasaren auf Linienverschiebungen, die einer Wellenverlängerung vom bis zum fünffachen der ursprünglichen Wellenlänge entsprachen. Deutete man diese Linienverschiebungen im Sinne des Dopplereffekts, dann hätten diese Objekte eine Fluchtgeschwindigkeit von der bis zu fünffachen Lichtgeschwindigkeit! Seit 1965 also schon sollte es nun gravierende Zweifel daran geben, dass der Dopplereffekt als einziger Effekt bei den Linienverschiebungen in den Spektren der Sterne eine Rolle spielt! Spätestens bei einer »Fluchtgeschwindigkeit« von 1 c (Lichtgeschwindigkeit) hätte die Alarmglocke schrillen müssen, und die Suche nach einem anderen, noch unbekanntem Effekt beginnen müssen, der so gewaltige Linienverschiebungen in den Spektren der Quasare verursacht. Spätestens seit damals hätte man wissen müssen, dass es noch einen anderen Effekt als den Dopplereffekt geben muss!*“

Die „kopernikanische“ Lösung

Pernes schreibt sinngemäß: Was die „Fluchtgeschwindigkeiten“ von bis zur fünffachen Lichtgeschwindigkeit bei den Quasaren (1977 bei dem Quasar 3C273 sogar millionenfache Lichtgeschwindigkeit!) spätestens vermuten lassen, lässt sich ab sofort exakt nachweisen: der Effekt ergibt sich aus der Emissionstheorie. Der Effekt lässt sich quantitativ sehr gut erfassen und anhand der spektroskopischen „Doppel“-Sterne, der kurzperiodischen „Pulsations“-Veränderlichen, der „Quasare“ und der galaktischen

Rotverschiebung eindeutig nachweisen. Diese Lösung ist also eine Bestätigung der Emissionstheorie und der Newtonschen Physik überhaupt. Sie liegt in nichts anderem als in der genauen und konsequenten Befolgung der alten Galilei-Transformation bis hinein in den Bereich der allerkleinsten Geschwindigkeitsdifferenzen.

Die Linienverschiebungen in den Spektren bedeuten nichts anderes als eine Wellenlängenänderung. Wenn eine Lichtwelle von der Lichtquelle abgeschickt wird, dann wird natürlich erst der Wellenanfang auf den Weg geschickt. Das Wellenende geht erst eine winzige Zeitspanne später auf den Weg. Hat sich die Geschwindigkeit der Lichtquelle, z.B. infolge eines Umlaufs oder Rotation, in dieser Zeitspanne auch nur geringfügig geändert, so hat das Wellenende nach der Emissionstheorie eine *andere* Geschwindigkeit als der Wellenanfang. Auf dem jahrzehnte- oder jahrhundertelangen Weg führt dann diese winzige Geschwindigkeitsdifferenz zwischen Wellenanfang und Wellenende zu einer Wellenlängenänderung. Das ist alles. Je länger der Weg zu uns, also je größer die Entfernung, desto größer die Wellenlängenänderung. Eine Beziehung zum Hubble-Effekt ist also schon hier unverkennbar. Bezüglich der rechnerisch-mathematischen Zusammenhänge wird auf seine Arbeit (2) verwiesen.

Die Ausführungen von Pernes zeigen, dass *jede* Umlaufbewegung einer Lichtquelle, sei es bei einer Sonne als Lichtquelle auf einer Umlaufbahn, oder bei einem Umlauf vieler Lichtquellen bei einer rotierenden Sonne um die Sonnenachse, in der Mitte der vorderen Umlaufhälfte eine maximale Wellenverlängerung erzeugt. Rotierende Sonnen, deren Rotationsachse nicht gerade in Blickrichtung liegen, täuschen also stets nur eine „Fluchtgeschwindigkeit“ vor, die mit zunehmender Entfernung wächst. Da die meisten Sonnen rotieren, ergibt sich daraus die galaktische Rotverschiebung. Das „expandierende Universum“ samt „Urknall“ sind damit widerlegt. Nach der Emissionstheorie ergeben sich noch komplexere Zusammenhänge:

Die spektroskopischen „Doppel“-Sterne, die bisher stets als Gegenbeweis der Emissionstheorie gehandelt wurden, erweisen sich als einfache Sonne-Planet-Systeme. Pernes führt aus, dass die beobachteten Wellenlängen-Änderungen bei den spektroskopischen „Doppel“-Sternen auf diesen neu erkannten Effekt zurückgeführt werden müssen. Tatsächlich ist es noch nie gelungen, einen (kurzperiodischen) spektroskopischen „Doppel“-Stern im Teleskop als doppelt nachzuweisen. Die *Quasare* erweisen sich demnach lediglich als besonders schnell rotierende Sonnen in größeren, aber durchaus normalen Entfernungen von etwa fünftausend bis fünf Millionen Lichtjahren. Der quasistellare Charakter, von dem die Quasare ihren Namen haben, wird damit verständlich. Die bisherigen Probleme des Quasarphänomens („Knaurs moderne Astronomie“, Kapitel 7.9) lösen sich auf. Die kurzperiodischen „Pulsations“-Veränderlichen pulsieren nicht und sind auch keine Überriesen. Ihre periodischen Helligkeitsschwankungen lassen sich als unterschiedliche Lichtgeschwindigkeiten bei besonderen Sonne-Planet-Systemen nachweisen, bei denen eine besonders kleine Sonne von einem besonders schweren Planeten umlaufen wird. Die regelmäßigen Helligkeitsschwankungen ergeben sich dadurch, dass in periodischen Zeitabständen das später ausgesandte

schnellere Licht gleichzeitig mit dem früher ausgesandten langsameren Licht beim Beobachter eintreffen.

Mit der Entdeckung des Effekts ergeben sich gegenüber dem bisherigen kosmologischen Weltbild erhebliche Vereinfachungen und Korrekturen von entscheidender Bedeutung. Das bisherige astronomische Weltbild, bestehend aus Konstruktionen wie „expandierendes Universum“, „Urknall“, „Schwarze Löcher“, „schnell pulsierende Überriesen“, „rasend umlaufende enge Doppelsterne“ und mit „Lichtgeschwindigkeit flüchtende Galaxien“ reduziert sich nun auf ein statisch im Gleichgewicht ruhendes Universum, auf normale Sonne-Planet-Systeme und auf normale rotierende Sonnen. Wo es bisher kaum Nachweise für Planetensysteme gab, sind nun unzählig viele Sonne-Planet-Systeme nachweisbar. Das ist für sich allein schon, neben der großen Systemvereinfachung eine bedeutende Erkenntnis. Soweit L. Pernes.

Gerd Duering (3): Je länger ein Lichtstrahl unterwegs ist, um so langwelliger wird er. Sein roter Farbanteil wächst. Für diese Rotverschiebung ist es unerheblich, ob die Lichtquelle sich von uns wegbewegt oder nicht. Eine flüchtende Lichtquelle verstärkt diese Rotverschiebung... Heute weiß man, dass jeder Lichtstrahl die Tendenz hat, auf seinem Weg langwelliger zu werden. Licht verwandelt also immer seine Leuchteigenschaft zu einer Wärme-Eigenschaft. Der Lichtstrahl hört nicht auf, langwelliger zu werden, wenn er einmal „rot“ geworden ist. Er durchbricht diese Farbgenze und dringt in den Infrarotbereich ein. Es entsteht letztlich immer eine Wärmestrahlung. Es lässt sich leicht ermitteln, dass die Umwandlung von sichtbarem Licht zur Wärmestrahlung nach einem Flug von zehn bis zwanzig Milliarden Lichtjahren vollzogen ist. Alle weiter entfernt existierenden Lichtquellen sind von uns nur noch als schwache und verwaschene Wärmequellen wahrnehmbar. Da diese äußerst schwache Strahlung wie eine großflächige Infrarotstrahlung erscheint, erfahren wir diese als die „Hintergrundstrahlung“, die bisher als das „Echo des Urknalls“ gedeutet wurde. Damit wird auch die optische Grenze des Universums erkennbar. Es sieht für uns so aus, als ob in einer gewissen Entfernung keine normalen Lichtquellen mehr existieren, sondern nur noch Radiosterne.

Literatur

(1) Hans Jörg Fahr (Universität Bonn) „Der Urknall kommt zu Fall“ (1992), Kosmos-Verlag Stuttgart

(2) Lothar Pernes „Eine neue kopernikanische Revolution in der Physik und Astronomie“ (1985), (gegen Kostenersatz zu beziehen: Lothar Pernes, Mich.-Haslbeck-Str. 12, 85640 Putzbrunn)

(3) Gerd Duering „Das neue Weltbild oder die Grenzen des Universums“ (1998), 91091 Großenseebach

Volker Ritters

Rembrandts „Nachtwache“ und die Sterne

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 29/1998)

Rembrandts „Nachtwache“ schmückte seit 1642 (und möglicherweise bis 1683) den Schützensaal (rechts hinten [Abb. 1]) im ersten Stockwerk des neuen Anbaues an den alten Turm der *Kloveniers-Doelen* [Abb. 2] in der *Nieuwe Doelenstraat* in Amsterdam. Sie beinhaltet aktuelle Geschehnisse, so den Besuch der Maria de Medici in Amsterdam (mit ihrem spanisch gesinnten und jesuitisch geprägten Hintergrund) vom 1. bis 5. September 1638, also vor genau 360 Jahren, wie wir schon sahen (SYNESIS Nr. 28, S. 31ff.).

Rembrandts Schützenstück (von 1640-42) beinhaltet nicht nur jene politischen Botschaften (des Strebens nach Unabhängigkeit von Spanien, 1648 erfüllt im Friede zu Münster) und die von der Verborgenen Geometrie schon bekannten philosophisch-religiösen Bereiche (s. etwa ME-12, ME-19), sondern auch Aussagen über den Sternenhimmel und seine Beziehung zum Menschen, was folgend gezeigt werden soll.

In den Bildern eingeweihter Meister (die von der Königlichen Kunst der gotischen Dombauhütten wußten und diese in der Verborgenen Geometrie des Bildes darstellten) sieht man gelegentlich einen aufgerichteten Stab in zentraler Position, der eine verlängerte Erdachse oder einen Peilstab darstellen kann (s. Rothwangl, S. 5ff.)

Eine verlängerte Erdachse, die auf den Polarstern gerichtet ist, versammelt um sich die scheinbar umlaufenden Kreisbahnen der benachbarten Sterne. Und die Erkenntnis dieser Verhältnisse (fester Punkt und Umlaufbewegungen) kann durch Peilungen mit Hilfe von Peilstab und Peilungsmarkierungen (Peilergebnissen) gewonnen werden. Peilergebnisse (graphische Notierungen) lassen also eine feste Position des Polarsternes und die veränderten Positionen anderer Sterne in ihren Umlaufbahnen erkennen.



Abb. 1 (Kupferstich 1748)

Ob dieser Peilstab in der Verborgenen Geometrie (in der bildenden Kunst) enthalten ist, soll nun geprüft werden. Zuvor soll noch eine Vereinfachung für die Bildwelt unterstellt werden: Kreisbewegungen am Himmel werden, sofern der Peilstab nicht mit der verlängerten Erdachse identisch ist (sofern der senkrechte Peilstab nicht direkt auf den Polarstern gerichtet ist) Peilergebnisse in von der Kreisbahn abweichenden Bahnen ergeben [Abb. 3], die bei der Suche im Bild der Einfachheit halber ausgelassen werden. Bei der Suche wird vielmehr vereinfachend angenommen, daß es kreisförmige Ergebnisse um den Peilstab herum gibt [Abb. 4]. (Bei sinnvollen Ergebnissen kann diese Unterstellung als wahrscheinlich angenommen werden).



Abb. 2: Af beelding van 't pragtig Konst vuur gebouw 't welck ter eere voor 't groot Moscovis gesantschap door bevel der Ee: Groot agtbaare Heere Burgermeesteren ende regeerders der Stad Amsterdam vertoont is, by de kolveniers doele den 29. Augustus 1697. (Radierung von Moucheron/v.d. Berge, 1697)

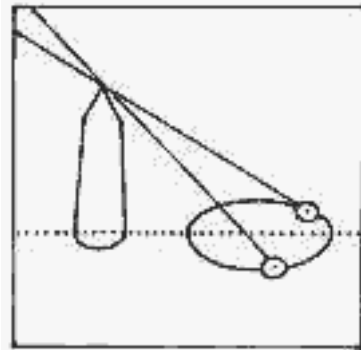


Abb. 3: Peilstab und Peilergbenisse.

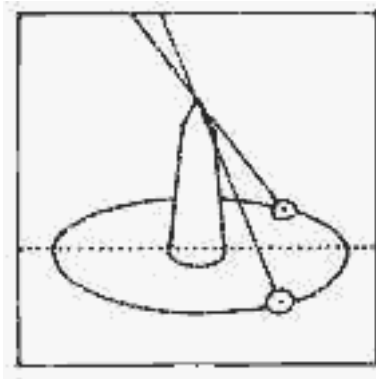


Abb. 4: Peilstab in Übereinstimmung mit der verlängerten Erdachse.

In Raffaels Schule von Athen [Abb. 5] erhebt Platon den rechten Zeigefinger und bildet mit Unterarm, Hand und Zeigefinger einen deutlich aufgerichteten Peilstab, um den herum, auf acht Kreisbahnen angelegt, jeweils zwei wichtige Punkte liegen. Es sind

1. der Punkt Schönheit (Sch.) und der Meistergriff des Aristoteles am Handgelenk,
2. die Mitte des magischen Dreiecks (das Wort Gottes) und der Nacken (der Mund Gottes) der Figur Religo (R.),
3. der Punkt Religo (R.) und der Nacken (der Mund Gottes) des Diogenes,
4. der Punkt Weisheit (W.) und der Beginn des Weges des Meisters zwischen den beiden Säulen Jakin und Boas (J+B),
5. des Evangelisten Lukas' Griffel, er schreibt das Geschlechtsregister des nathanischen Jesus auf (Falck-Ytter, S. 62), und die Hand des Jünglings, die den Boten des Alten und Neuen Testaments aufhält (Falck-Ytter, S. 45ff.),
6. der Meistergriff des Apollo am Handgelenk und der Nacken (der Mund Gottes) der Figur, die den Anfang der Reise des Weges der zwölf Stufen der Wandlung bedeutet [Abb. 6, P0],
7. der Meistergriff der Athena am Handgelenk und das Buch der Weisheit,
8. die Erdkugel und das Zirkelgelenk.

Es geht um die Arbeit des Meisters (1.), um das Empfangen des Gotteswortes (2.), der Religo (3.), um den eigenen Tempelbau (4.), um die gebremste Annahme des Neuen Testaments (5.), um den eigenen mühsamen Weg (6.) zum Buch der Weisheit (7.), und dann schließlich darum, daß die Erde, die Menschen, in der Liebe Gottes stünden (8.).

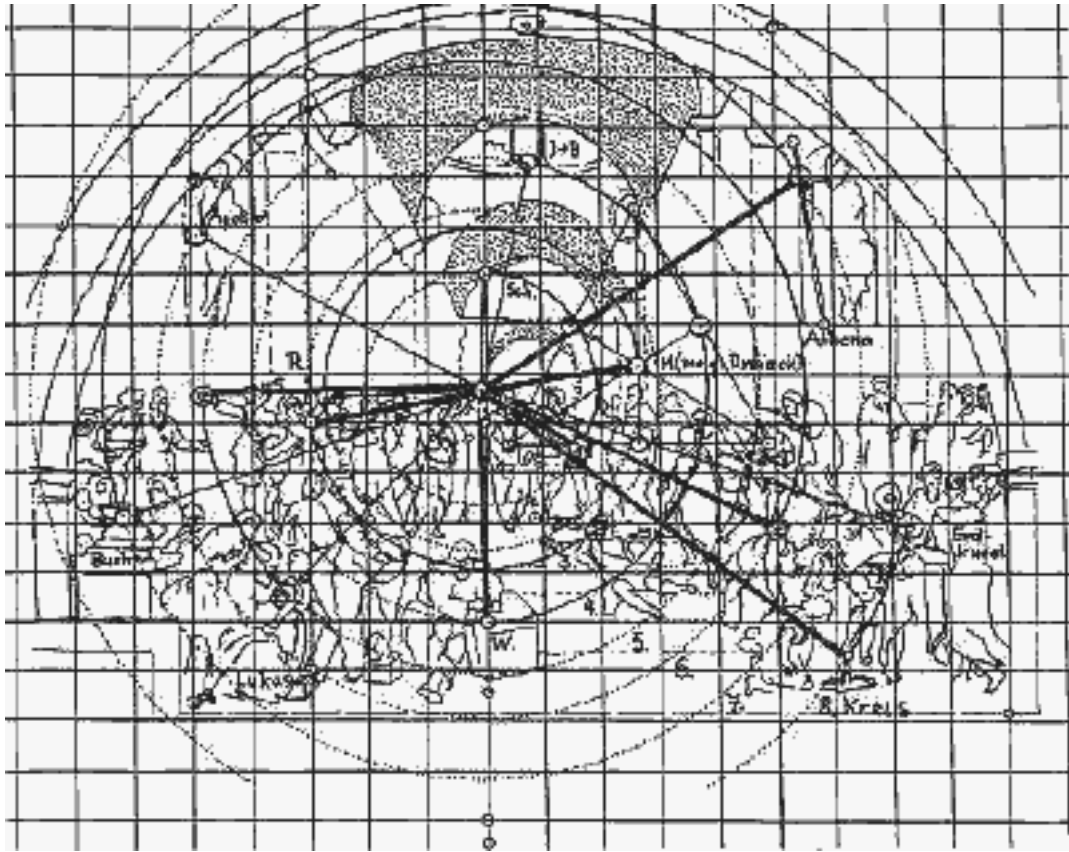


Abb. 5: Raffaels Schule von Athen und Peilerggebnisse

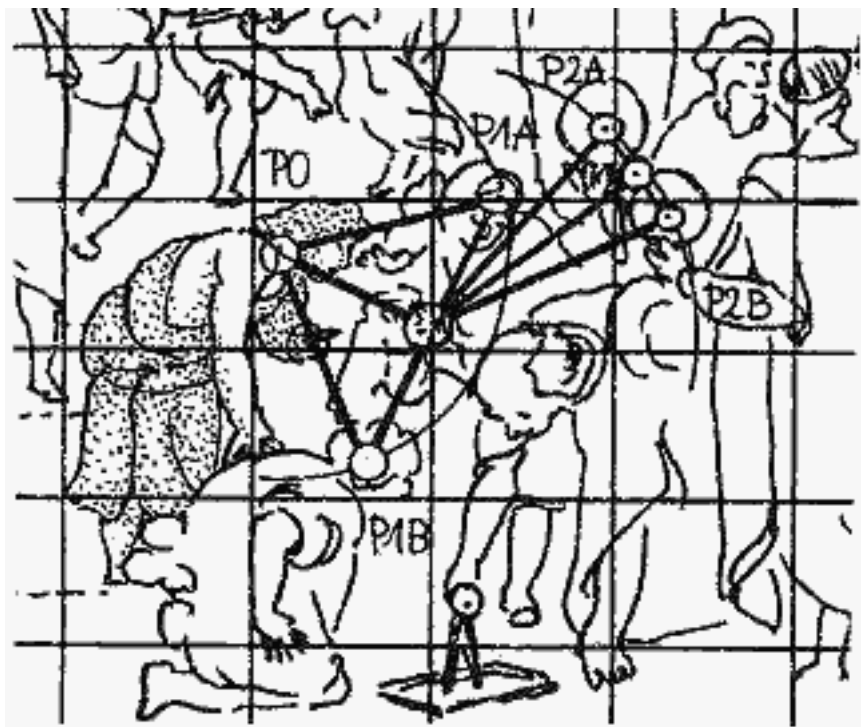


Abb. 6: Die Figur bei Euklid in der Position von P0.

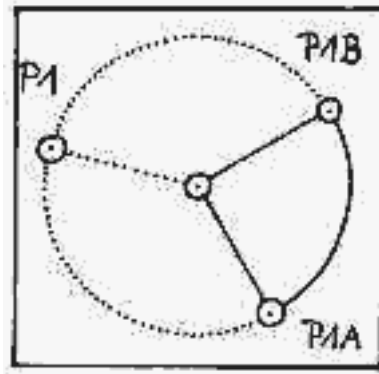


Abb. 7: Peilerggebnisse und versammelnder Gegenüberpunkt.

Diese Peilerggebnisse sind (wenn wir den oben gemachten Einschränkungen/Bedingungen noch etwas bis zu einem möglichen sinnvollen Ergebnis folgen können) aus den Sternen empfangen, sie kommen von oben. Und doch sehen wir nicht Sterne auf den Kreisbahnen, sondern philosophisch-religiöse Inhalte und Bedeutungen dieses Bildes, die auf jedem Kreis eine Zusammenführung beider Bedeutungen, eine Zusammenfassung beider Punkte, erlauben. Und die Erklärung für die höhere Herkunft dieser Inhalte wäre auf der den Peilerggebnissen gegenüberliegenden Seite des Peilstabes zu suchen, denn auf dieser Seite liegt die Herkunft, und da liegen die Ursachen für die Peilungen.

Geometrisch heißt also die Untersuchungs-Anordnung (um nachzusehen, ob Sinnvolles entsteht): 1. Zwischen beiden Peilerggebnissen wird der Punkt, der beide Peilerggebnisse eint, aufgesucht, und 2. auf dem Kreis in die Gegenüberposition gebracht. Also für die Punkte P1A und P1B (Ergebnisse) wird auf dem gleichen Kreis gegenüberliegend (auf der Seite der Herkunft) der versammelnde Punkt P1 markiert [Abb. 7]. Damit wird geometrisch eine Form für die Erforschung der Herkunft von den Sternen, für das Bewußtsein von einer höheren Urheberschaft, gesetzt.

Die Verbindungen dieser Punkte (P1 bis P8 [Abb. 8]) ergeben wieder Figuren, die auch gelesen/gedeutet werden können. Die Strecke P1-P2 ist in der Strecke P7-P8 gut fünfmal enthalten und beide laufen annähernd parallel. Sie bedeuten Fünf, also Leben, und sie bilden einen Schacht von links oben nach rechts unten, wie es etwa beim Licht-Schacht im Externstein-Relief zu sehen ist (ME-12, S. 126). Es ist ein mit Leben erfüllter Schacht zwischen unten und oben, zwischen Erde und Himmel, zwischen Leben und Ewigem Leben. Dann zeigt die Figur P2-P3-P4-P5 eine Schleife, die in dem Zeichen für Werdung (Zirkelkorrespondenz 7/8, 1986, S. 275 [Abb. 9 a]) enthalten ist in Gestalt des den Zugang hierzu darstellenden Feldes links oben (r&z-special 8, S. 51 [Abb. 9 b]). Diese Schleife ist also wie ein Schlüssel. Die Werdung steht zwischen Gärung, Fäulnis (vorausgehend) und Erhebung, Wiedergeburt (nachfolgend) und meint die Überwindung des Körperlichen, Fleischlichen als Vorbereitung zur Erhebung der Seele zum Lichte (s. Hieber S. 28).

Diese Schleife als Zugangsschlüssel zur Werdung ist nicht nur in der Figur P2-

P3-P4-P5, sondern auch in der Figur P5-P6-P7-P8 ausgedrückt, einmal nach oben gewandt, einmal nach unten. Die Verwandlung als Übergang bezieht sich auf zweierlei, auf ein Verlassen und Weggehen und auf ein Erreichen und Hingehen. So ist auch hier eine zweimalige Darstellung desselben, eines Weggehens und eines Hingehens, zu sehen - und zudem bezogen auf den Lichtschacht, der den offenen Weg zwischen unten und oben darstellt.

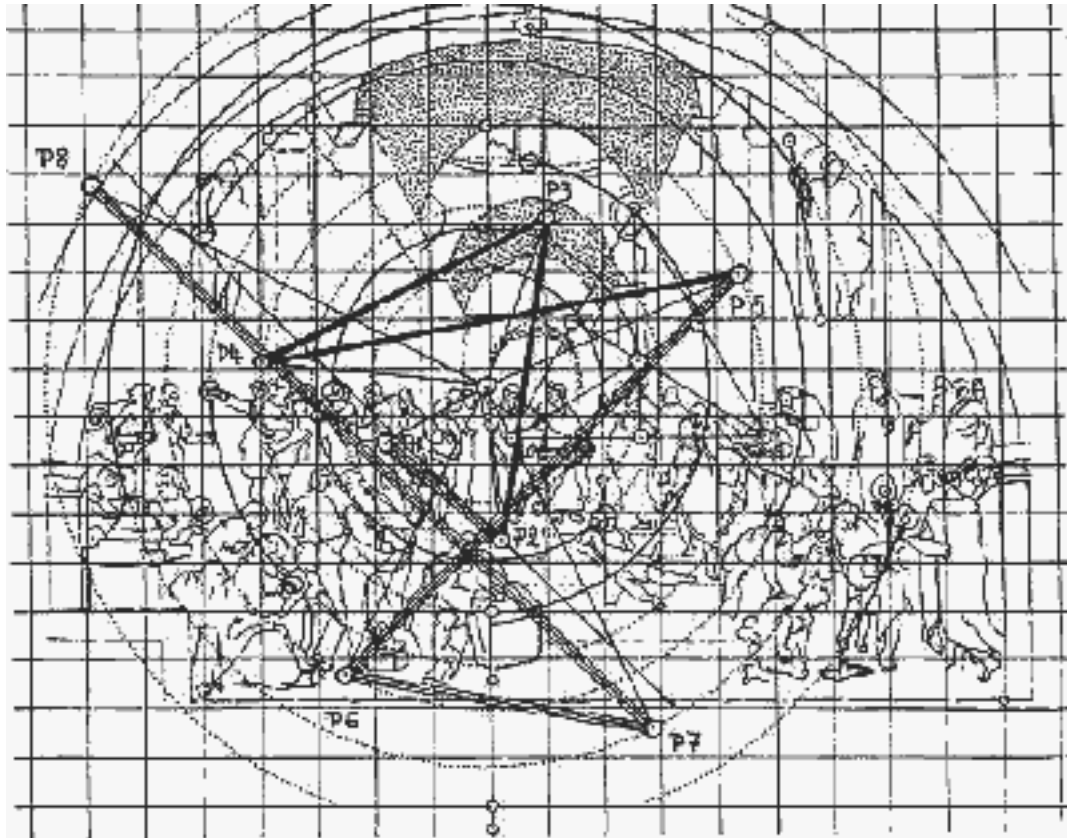


Abb. 8: Raffaels Schule von Athen mit Verursachungen der Peilerggebnisse.

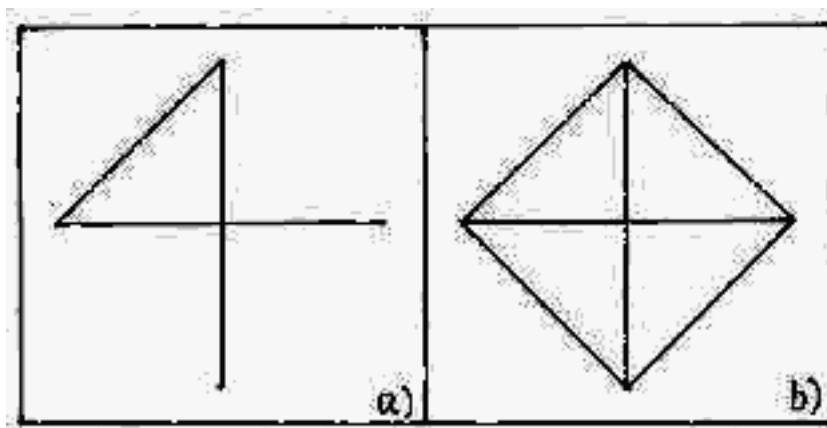


Abb. 9: Schleife und Zeichen für Werdung.

Das Ergebnis zeigt also nicht nur den Inhalt (die Arbeit des Meisters am eigenen Tempelbau mit dem Hinweis, die christliche Botschaft anzunehmen, so daß die Liebe zu den Menschen käme), sondern zugleich dessen Hintergrund, das Bewußtsein seiner Herkunft von oben, hier dargestellt im Bild

vom Lichtschacht und von der Werdung.

In Kenntnis dieser sinnvollen Darstellung einer von den Sternen kommenden Botschaft (im Bild durch Peilstab und konzentrische Kreise ausgedrückt) - wird nun auch bei Rembrandts Nachtwache nach Ähnlichem gesucht.

Rembrandt war zwar nie nach Italien und Rom gereist, hatte aber doch in seiner Sammlung Stiche nach römischen Bauten und nach italienischen Meisterwerken. Er besaß allein vier Bände mit Stichen nach Raffael (Rosenberg S. 32), und Raffaels Schule von Athen soll er gekannt haben (Gerson, S. 74). Rembrandt zeichnete Raffaels Bild von Castiglione auf einer Auktion in Amsterdam und setzte sich selbst z.B. in einer Radierung in ähnliche Pose [Abb. 10, 11]. Rembrandt (1606-1669) schien also künstlerisch mit Raffael (1483-1520) zu wetteifern. Da nun die Komposition der Nachtwache auch äußerlich Ähnlichkeiten mit der Komposition der Schule von Athen aufweist (locker gestreute Menschengruppen und zwei zentrale männliche Figuren vor einer frontal gesehenen Tor- und Hallenanlage), soll die verborgene Geometrie in beiden Werken verglichen werden, und zwar speziell der Peilstab in ihr:

In Rembrandts Nachtwache [Abb. 12] hält nun der Hauptmann Frans Banning Cocq den Daumen seiner linken Hand hoch, der auch einen Schatten auf den Bauch des neben ihm gehenden Leutnants Willem van Ruytenburgh wirft. Dieser Daumen betätigt sich also als Schattenwerfer und ist wie ein Peilstab anzusehen, der hier eine Beziehung von der Sonne zu einem bestimmten Ort vermittelt.

Um den Daumen herumlaufend sind vier Kreisbeziehungen zu finden, die direkt zum politischen Thema des Bildes passen. Es liegen jeweils auf einem Kreis:

1. *Vendel* (Fahne, Kompanie) und Stock auf der Erde (Wurzel, Verwurzelung, Heimat),
2. Pulverfläschchen (Feuer, Licht, Religion) und unteres Spießende (Hl. Georg, Drachentöter, den Querriegel/die Waagerechte des Tieres durchstoßend zur Freilegung des senkrechten/aufrechten Weges nach oben),
3. Eisenring (Ankettung, Fremdherrschaft) und Trommelstock (Trommelwirbel, Staubwedel wie bei der Fahne der Inquisition, s. SYNESIS Nr. 28, S. 35, Abb. 9),
4. Hand am Pulverhorn (eigene Verfügung, Macht über das Pulver, Eigenmacht) und Mundwinkel des Puttenkopfes (Ort für Salomos Siegel der Verschwiegenheit).

Die Sterne sagen hier also: Das Wehrwesen steht zur Heimatstadt, zum Vaterland (1.), die freie Religionsausübung ist gegen den behindernden Querriegel, der ans Tierische/Materielle anbindet (2.), die Gefahr der Ankettung an spanische Inquisition (3.) lauert im Rücken (s. im Bild) der verschwiegen (seit 1578 ohne demokratische Nachwahlen) ausgeübten Eigenmacht/aristokratischen Regierung in Amsterdam (4.).



Abb. 10: Le Comte Castiglione von Raffael (Stahlstich, 19. Jh.)



Abb. 11: Selbstbildnis Rembrandts, B 21 (Radierung, Kopie um 1870)

Diese politischen Aussagen der Peilerggebnisse nach dem Stand der Sterne passen zum Schützenbild der Nachtwache, das ja gerade die Stärke der

Kompanie der angesehenen Bürger des II. Amsterdamer Wehr-Bezirk unter Banningh Cocq darstellt. Dann gibt es auch hier sinnvolle Nachforschungen nach den Verursachern der Peilergebnisse (Erforschung der Herkunft, Bewußtsein von einer Urheberchaft) [Abb. 13]:

Die gemittelten Werte der Bögen (aus den Peilungen) werden wieder auf der Gegenseite des Peilstabes auf jeweils gleichem Kreis eingezeichnet. Es entstehen so die Punkte P1, P2, P3, P4. Diese Punkte liegen nun auf einem einzigen Kreis (um M) und steigen von Fußbodenhöhe mit P4 über P1, P2, zum Zenit (zum Punkt über Cocqs Daumen) in P3 an.

Weiterhin liegen diese vier Punkte an bedeutungsvollen Orten:

1. Der Punkt P4 liegt auf der rechten Vorderpfote des Hundes, das ist der erste Schritt nach rechts vorn, den der Lehrling bei seiner Einweihung bei den drei merkwürdigen Schritten, vom Westen kommend, gen Süden tut (Position des Lehrlings).
2. Der Punkt P1 liegt am Hutrand des Spießträgers, das ist der Ort des Geistigen, das ist der Süden, in dem der Geselle arbeitet (Position des Gesellen).
3. Der Punkt P2 liegt im ovalen Steinschild rechts unten, das ist im Andreaskreuz die Zeit 24 Uhr, Beginn der Dunkelheit und der Verwandlung im Norden, wo der Meister arbeitet (Position des Meisters).
4. Der Punkt P3 liegt über Cocqs Daumen, er bildet in diesem Zusammenhang den höchsten Ort, es ist der Osten (das Ziel der ganzen Arbeit).

Danach beschreibt die aufsteigende Bahn vom Erdboden bis zum Zenit die Arbeit des Eingeweihten vom Anfang und über alle Stufen hinweg bis zu seinem Ziel im Ewigen Osten. Dieses sagt einmal, daß hier der Eingeweihte (als Ursache für Peilergebnisse) den Lauf der Sterne beobachten und deuten kann, bzw. daß ihm von oben die Eingebung zukommt, zum anderen, daß hier eine innere Entsprechung zu den dargestellten Werten des freien und aristokratisch regierten Gemeinwesens vorliegt: Einem inneren Streben nach Vervollkommnung entspricht die äußere selbstbewußt und stark auftretende Erscheinung von Wehrwesen und Regentschaft.

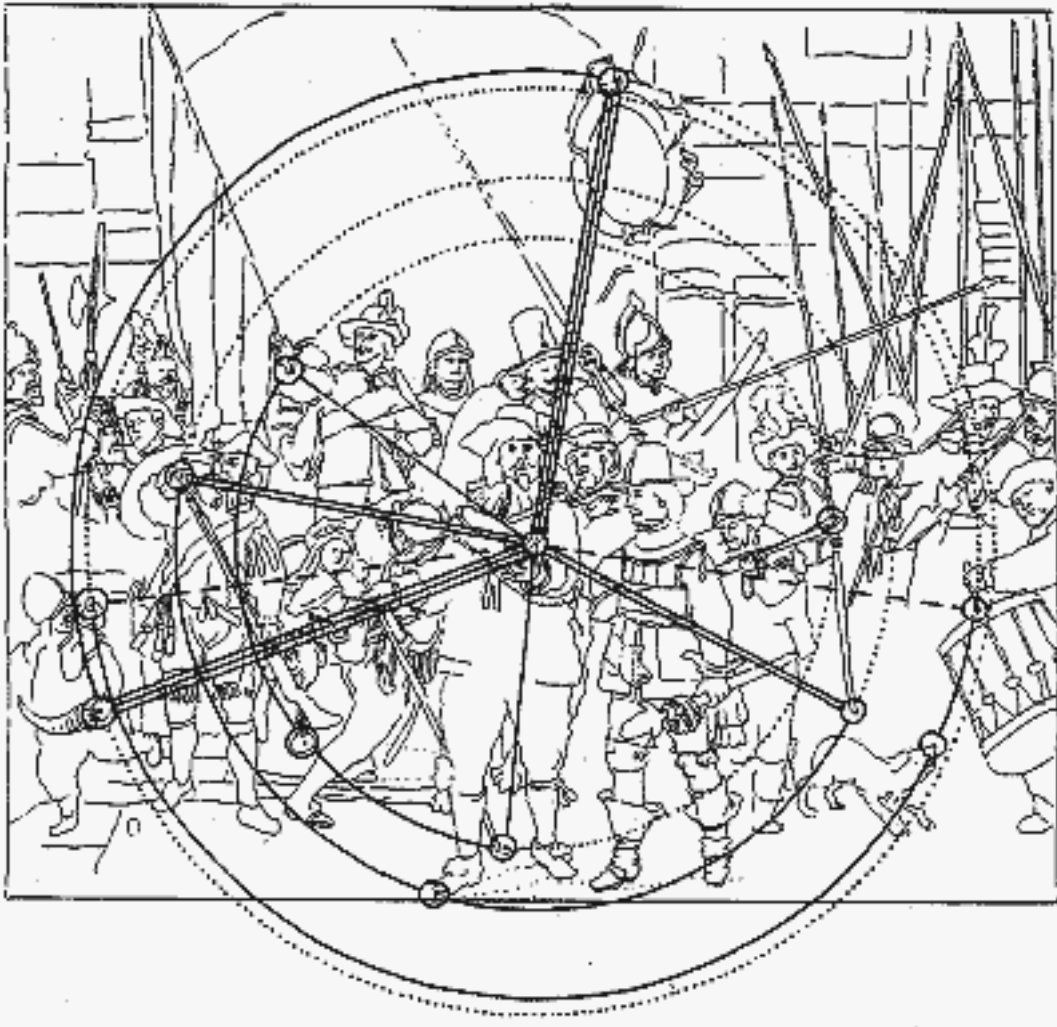


Abb. 12: Rembrandts Nachtwache und Peilerggebnisse

Während die Peilerggebnisse mit den Erforschungen ihrer Herkunft einen irdischen Forscher-Horizont beschreiben, der sich seiner Anbindung an höhere Regionen bewußt wird, gibt es noch eine Darstellung der Sterne des Himmels selbst, es sind kreisende Mühlräder (s. Rothwangl, S. 8, 11, 19), die auch in Raffaels Schule von Athen und in Rembrandts Nachtwache auftreten (siehe ME-21).

Die Überprüfung der Kreise um Cocqs Daumenspitze kann direkt vor dem Bild auf einfache Weise vorgenommen werden. Mit vorgefertigten, kreisrunden Papierscheiben mit etwa 3, 4 und 5 cm Radius und einem Loch in der Mitte von ungefähr 5 mm Durchmesser, kann man vor dem Bild das Loch auf Cocqs Daumen halten und dann durch Veränderungen des Abstandes zwischen Scheibe und Auge einen markanten Punkt, etwa den Fahnenstockgriff auf den Rand legen, um nachzusehen, ob die anderen Punkte (Stockende, Geldsack, Gewehrmündung) auch auf dem Kreis liegen. (Dasselbe geht natürlich auch mit bedruckter Transparentfolie.)

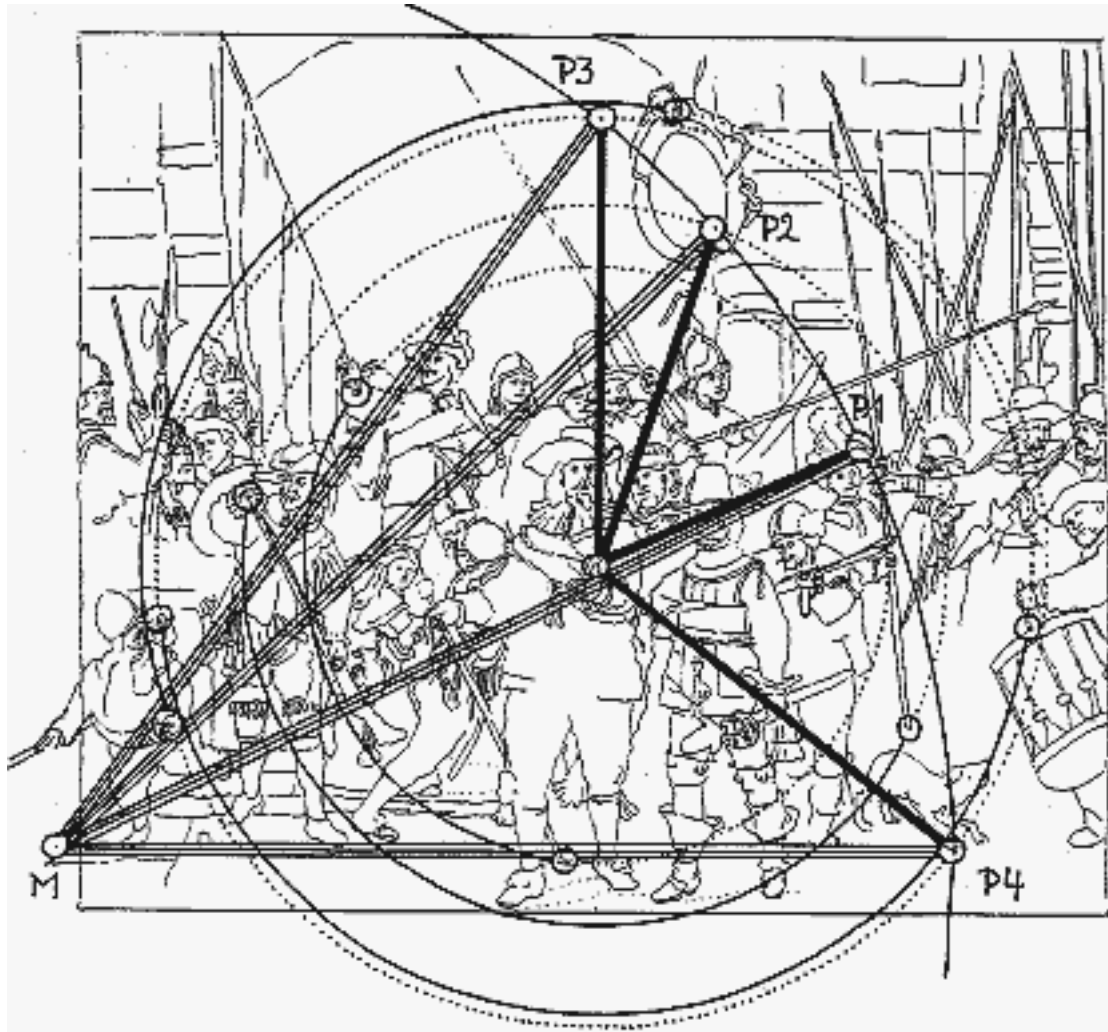


Abb. 13: Rembrandts Nachtwache und Verursachungen der Peilergebnisse.

Wenn auch die Nachtwache keine Nachtwache ist, so können wir doch jetzt wenigstens die Sterne am Himmel der Nachtwache sehen.

Literatur

Falck-Ytter, Harald: Raphaels Christologie, Stuttgart 1983.

Gerson, Horst: Rembrandt paintings, New York 1968.

Hieber, Otto: Der Johannes-Meistergrad, Bad Harzburg 1964 (4. Aufl.).

Ritters, Volker: Das Relief an den Externsteinen Hohenpeißenberg 1997 (EFODON ME-12)

Ritters, Volker: Lucas Cranach schuf das Externsteinrelief Hohenpeißenberg 1997 (EFODON-ME-19)

Rosenberg, Adolf: Rembrandt, des Meisters Gemälde Stuttgart und Leipzig 1904.

Rothwangl, Sepp: Beginnt 2000 ein neues Zeitalter? in: raum&zeit Nr. 93, EHLERS Verlag, Sauerlach 1998.

raum&zeit Special 8: Verborgene Geometrie. Geheimsprache und n Bildern von Dürer bis Boucher, von Volker Ritters, EHLERS Verlag, Mühlweg 2 C, 82054

Sauerlach, 1996.

Zirkelkorrespondenz (Mitteilungsblatt der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland) Uetersen.

Bildnachweis

Abb. 1, 2, 10, 11 (Tiefdrucke): Privatsammlung; Abb. 3 bis 9, 12, 13 (Zeichnungen): Volker Ritters.

Volker Ritters

Rembrandts „Nachtwache“ Sinnbilder und Verborgene Geometrie im Bild und in Amsterdam

280 Seiten, über 178 Abbildungen, Leinen, ISBN 3-932539-10-9
EFODON e.V. (ME-21)



Der wahre Sinn der Cheopspyramide

Kurt Schildmann

Die Cheopspyramide steht seit Jahrtausenden in Ägypten im Zentrum der inzwischen geborstenen Kontinentalscheibe. Eine Provokation! Offiziell wird ihre Bedeutung herabgespielt, bis auf Null. Doch der Besucherstrom wächst, bei sich ändernder Mentalität der Bestauner. Mit zahllosen Konstruktionstheorien will jeder einzelne sie zeitlich einordnen, um das materiell Verblüffende verständlich zu machen; mit aberwitzigen Nachberechnungen, zur Freude der Offiziellen, denn das Materielle, das Konkrete soll ja, muß ja heute zählen. Was schert uns Herkunft und Zukunft von Mensch und Kultur? Was kümmern uns uralte, unentzifferte Texte, die besser als unentziffert anzusehen sind, auch wenn die Indusschrift 1994 entziffert wurde (rechtsläufig, Textsprache: Altes Sanskrit [1])? In dieser genialen, phonetischen Silbenschrift gibt es zugleich Piktogramme. Das Pyramidendreieck, konzipiert, invertiert, als Gegenstück zum nach unten weisenden, sumerischen Vulvazeichen ∇ , somit in der Form \triangle , bedeutet in der Indusschrift UPAMA = der Höchste, der Oberste. Dazu kommen in der Indusschrift drei verschiedene Zeichen für 30, mit denen dreimal dreißig ‚Götter‘ (oder Elementarstrukturen) bezeichnet werden, nämlich $\text{☞} \text{☞} \text{☞}$ (= 3 x 2 x 5), $\text{☞} \text{☞} \text{☞}$ (= 3 x 10), und $\text{☞} \text{☞} \text{☞}$ (= 30) aus der Kerbstockserie: $\text{☞} = 10$ (so in Ur-Sumer und in China), $\text{☞} = 20$, $\text{☞} = 30$, und so fort. Die Verschmelzung des Pyramidenzeichens mit einem Kerbstockzeichen für 30, $\text{☞} \text{☞}$, ergibt $\text{☞} \text{☞}$ und bedeutet ‚der Oberste der Dreißig‘ (bzw. des Dreißigersystems).

Das Wissen davon verbreitete sich vor Jahrtausenden global. In den alten Sanskrittexten der Burrows Cave (Illinois, USA) geschrieben, leicht differierend, in Indusschrift, erscheint es des öfteren, bereits nuanciert in „Jupiter, der Chef der 30 (Götter)“. Das Verschmelzungszeichen $\text{☞} \text{☞}$ existiert aber auch, dreifach nebeneinander, im Siegel eines hethitischen Großkönigs. Die Hethiter hatten die drei Pyramiden von Giza in Ägypten natürlich gesehen und bestaunt. Mit der Abbildung im Siegel unterwarfen sie sich dem dreifachen Weltwunder, siehe Abbildung unten. Doch wie kamen sie zur Verschmelzungsdarstellung? Wusste man, dass in der Cheopspyramide drei Etagen existierten, wie im Verschmelzungszeichen vorgegeben? Es ist die Grundkammer, darüber die Königinkammer, darüber die Königskammer, letztere heute berühmt wegen mancher unerklärlichen physikalischen Wirkungen.

Zu Hethiterzeiten lebte man noch unter der Fuchtel der Götter und schätzte sich selbst als ihre Kreaturen, als ihre Kinder. Auch war man damals überzeugt, dass „Götter“, zu Ehren des Höchsten der Götter, in Stein ein gigantisches Abbild seines in der Indusschrift benutzten Piktogramms im Zentrum der irdischen Kontinentalgruppierung errichtet haben. Als Mahnung, als Drohung. Doch heute haben überragende Bedeutung neue Symbole, wie etwa die Ideogramme für US-Dollar, für Yen, für DM. Erst durch die uralte, disziplinierte Indusschrift wurde der Mensch einst diszipliniert und kultiviert. Als Fessel empfunden, stürzt sich heute die Menschheit in abertausend Freiheiten, in Enthemmung, in die Globalisierung aller Geschäfte, in den Kampf aller gegen alle. Selbstredend auch in einen Kampf gegen den ‚Höchsten der Götter‘, in der Einbildung, ihn bald zu entthronen und zu unterwerfen. Der schauerliche Undank der Kinder ...

Anmerkungen

Im klassischen Sanskrit bedeutet tridaśa ‚30‘ und zugleich ‚die 30 Götter‘, 30 als runde Zahl für 33 (ursprünglich wohl 3 mal 30). Als ‚Herr der 30‘ gilt, wie auch in den Burrows Cave Texten, Gott Indra/Jupiter (A. A. Macdonell, E-Skt. Dict. 1893, London, p113-b).

(1) vgl. Kurt Schildmann: „Die Entzifferung der Indusschrift. Chronologischer Bericht der Entzifferungsarbeit“, EFODON-DOKUMENTATION DO-26.



Matrix of the Seal of Mur,ili II., from Ugarit. C. F. A. Schaeffer, ed. Ugaritica III [1956] 89, fig. 109.

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 29/1998)

Schnell versteinerte Berge und feuerspeiende Drachen

© 1998 Hans-Joachim Zillmer, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 29/1998

Viele Berge bestehen aus Sedimenten, die sich irgendwann verfestigt haben. Ging dieser Vorgang schnell oder langsam vor sich? In diesem Beitrag werde ich Erscheinungsformen beschreiben, die auf eine schnelle Entstehung von entsprechenden Gebirgen hindeuten, womit eine Parallele zu dem Phänomen der versteinerten Fußspuren gegeben ist.

Das Rätsel der versteinerten Dinosaurier-Fußspuren wird als solches nicht erkannt oder diskutiert, da ein Versteinerungsvorgang wissenschaftlich als normaler Vorgang dargestellt wird. Man meint, wenn etwas lange genug herumliegt, wird es schon irgendwann versteinern.

Durch die im Wasser aufgelösten Silikate wird ein organischer Stoff imprägniert. Diese Mineralien ersetzen den Wasserstoff- und Luftgehalt des organischen Stoffes und beginnen mit dem Versteinerungsprozess durch Verkieselung oder Silifizierung (1). Dadurch kann sehr hartes Opal oder Quarz entstehen, und das Endprodukt ist etwa fünfmal schwerer als normales Kiefernholz. Der ganze Vorgang braucht nur genug Zeit, und die stand angeblich zur Verfügung, da die Erde mehrere Milliarden Jahre alt sein soll.



Die gefalteten Berge am Sullivan River in British Columbia (Kanada) können nicht durch senkrecht wirkende Kräfte erzeugt worden sein. Das Ausgangsmaterial war eine plastische, elastische Masse und erhärtete

schnell, da keine Risse entstanden sind. (Abdruck mit freundlicher Genehmigung des „Geological Survey of Canada“. Bild Nr. GSC 180345)

Bei versteinerten Fußabdrücken muss ein anderer Prozess abgelaufen sein. In SYNESIS Nr. 27 habe ich die Voraussetzungen (Regionalmetamorphose) für die Erhärtung von Kalkstein dargelegt (2). Die geochemischen Voraussetzungen (Hitze und Druck) liegen an der Erdoberfläche, global gesehen, nicht vor, wenn man von Vulkanausbrüchen oder ähnlichen örtlichen Naturkatastrophen absieht. Kalkstein kann auch durch Ablagerung biologischer Organismen erzeugt werden, jedoch kann diese Lösung keine Erklärung für die hier behandelten Erscheinungen sein.

Da es auf der ganzen Welt versteinerte Fußspuren und Fundstücke gibt, müssen weltweit auch ähnliche geochemische Voraussetzungen vorgelegen haben. Das die Fußspuren beinhaltende - heutzutage feste - Felsgestein muss zum Zeitpunkt der Entstehung der Abdrücke weich gewesen sein. Ansonsten hätte der Hobel der Erosion alles verwischt und unkenntlich gemacht.

Bei den Ausgrabungen in Glen Rose am Paluxy River konnte ich feststellen, dass die soliden Kalkgesteinsschichten Mächtigkeiten von mindestens dreißig Zentimetern aufweisen und, wie die Schalen einer Zwiebel übereinander, wie mit Flutwellen schichtweise gebildet, oder besser gesagt, abgelegt wurden (1, 2). Das Gestein wuchs nicht langsam Millimeter für Millimeter, da es wegen der darin verewigten Spuren formbar und somit nass (Schlamm) gewesen sein muss. Aus dieser Erkenntnis lässt sich auf ein anderes Phänomen als Ursache im gigantischen Maßstab schließen.

Ganze Gebirge entstanden, wie das die Fußspuren beinhaltende Kalkgestein, schnell, und nicht langsam über lange Zeitepochen hinweg. Berge aus massivem Gestein weisen oft eine Schichtung auf, die steiler als der normale Schüttwinkel (Reibungswinkel) des trockenen Ausgangsmaterials ist. In diesem Fall muss der Felsen aber schnell entstanden sein, da bei einer zweifellos im Laufe der Zeit entstehenden Austrocknung des weichen Ausgangsmaterials Böschungsbrüche hätten entstehen müssen. Mit anderen Worten: wenn Felsschichten entstanden sind, die einen steileren Winkel als ihre eigene innere Reibung (auch unter Berücksichtigung der Kohäsion) aufweisen, muss die Erhärtung des weichen Ausgangsmaterials relativ schnell gegangen sein. Eine langsame Entstehung scheidet aus.

Die Geologen bevorzugen eine andere Erklärung für die oft steil angeordneten Felsschichten: Sie sollen nach der allmählichen Erhärtung durch über lange Zeiträume hinweg wirkende Kräfte aus dem Erdinneren in die Höhe verschoben worden sein. Meine Theorie von der schnellen Erhärtung der Erdkruste analog den Angaben in der Genesis ergibt eine Lösung, die ganz einfach logisch erscheint. Eine langsame Verfestigung der Sedimente, Zentimeter für Zentimeter, zu Fels- und Gesteinsschichten, kann es nur im Ausnahmefall geben. Nehmen wir an, dass sich das Gestein verfestigt hat und nun große Kräfte aus dem Erdinneren oder umgelenkte Seitenkräfte aus dem gerne

beschriebenen Zusammenschieben der Kontinentalplatten wirken. Dieses Szenarium ist das geologische Rezept für die Entstehung der Gebirge.



Oberflächennaher Fund eines Dinosauriers in Rabbit Valley in der Nähe von Grand Junction (Bild: Museum of Western Colorado, Grand Junction)

Nehmen wir weiterhin an, diese Kräfte wirken in der von der Wissenschaft propagierten Intensität, dann gibt es ein nicht gerne diskutiertes Problem. Verformt man nachträglich verfestigtes, sprödes Material (feste Sedimentschichten), wie in unserem Fall, durch Ausübung von Druck, um ein Gebirge zu erzeugen, müssen große Risse entstehen. Als Statiker denke ich unmittelbar an Betonkonstruktionen wie Betondecken. Das spröde Material Beton wird durch Stahleinlagen verstärkt, damit es an der zugbeanspruchten Seite nicht aufreißt. Massiver Fels kann, wie Beton, nur geringe Zugspannungen aufnehmen, ohne aufzureißen. Insbesondere, da in der Natur im allgemeinen kein zusätzliches Material zur Verstärkung der Zugzonen vorhanden ist, oder, wenn zufällig doch, es sicher an der falschen Stelle liegt.

Halten Sie eine Tafel Schokolade (= Felsschicht) an beiden Enden fest und drücken Sie jetzt in der Mitte auf diese Tafel. Die Schokolade wird sich etwas durchbiegen und zwar so lange, wie das Material (Schokolade, Fels) die Zugspannungen auf der durchgebogenen Seite aufnehmen kann. Sobald Sie ein bestimmtes Maß des Drucks überschreiten, treten Risse auf, und die Tafel Schokolade bricht auseinander. Sie können keinen „Berg“ oder „Gebirge“ erzeugen, da das Material nicht elastisch oder plastisch genug ist, nicht sein kann. Dieses einfache Beispiel müsste jeden überzeugen, und ich brauche Ihnen keine Formel über Material- oder Bruchspannungen aufzuzeichnen.

Plastische Gebirge

Wie aber entsteht ein Gebirge? Es bleibt nur eine Möglichkeit: Der Fels oder das Sedimentgestein müssen weich (elastisch, plastisch) gewesen sein. In dieser Konsistenz kann man das Rohprodukt in jede beliebige Form bringen: schnell und ohne Risse. Mit anderen Worten: Die Gebirge entstanden während eines Weltunterganges (Sintflut) sehr schnell in weichem Zustand und erhärteten innerhalb eines kurzen Zeitraumes, wahrscheinlich im Minutentakt. *Wissenschaftliche Beweise* stelle ich in meinem Buch „Darwins Irrtum“ vor (3).

Nehmen wir jetzt noch einmal die Tafel Schokolade und erwärmen sie. Plötzlich kann man das gewünschte Gebirge oder jede andere beliebige Form bilden, auch große Risse. Die Rissbreite hängt von der Menge der zugeführten Wärme, und damit von der Konsistenz der Schokolade ab.

Als Bauunternehmer sehe ich tagtäglich Beton erhärten. Kalkstein ist aber nichts anderes als natürlicher Beton: Ein Gemisch von Kalziumkarbonat, Zuschlagsstoffen (Sand, Kies) und Wasser. Falls es die Sintflut gab, dann herrschten über sehr große Gebiete hinweg hohe Temperaturen von mindestens tausend Grad. Das ist *die* Voraussetzung zur Verflüssigung des Gesteins und der Erze. Aber gleichzeitig bildet sich auf natürlichem Weg aus Kalkstein Zement. Und damit ist die Voraussetzung gegeben, dass Kalksteinschichten, wie Beton, schnell und nicht langsam erhärten. Diese von mir vorgestellte Theorie benötigt nur eine Voraussetzung: Zu einem bestimmten Zeitpunkt eine Temperatur von mehr als tausend Grad. Diese Voraussetzung wurde durch eingehende Computeruntersuchungen nachgewiesen, falls ein oder mehrere große Asteroiden einschlugen und einen Weltuntergang hervorriefen.

Neueste Computersimulationen aus dem Jahre 1996, die am renommierten „Sandia National Laboratory“ in New Mexiko (USA) durchgeführt wurden, beweisen, dass beim Aufprall eines Asteroiden mit zehn Kilometern Durchmesser in neun Sekunden ein dreißig Kilometer tiefer Krater erzeugt wird. Die beim Aufprall ausgelösten Schockwellen pflanzen sich durch den gesamten Erdball fort. Sie werden im Erdinnern wie von einer optischen Linse gebündelt und auf die andere Seite des Planeten gerichtet, wo in der Nähe vielleicht gerade ein anderer Einschlag zu verzeichnen ist. Unter diesen Erschütterungen bricht die Erdkruste weltweit auf, so dass es zu gewaltigen Vulkanausbrüchen kommt.

Sedimentgebirge

Einen Beweis für die schnelle Verfestigung eines Gebirges kann man am Sullivan River (siehe Foto) in Kanada sehen. Die Schichten verlaufen in steil angeordneter Wellenform. Bemerkenswert ist die homogene Struktur des gesamten Gebirges. Die offizielle Stellungnahme stellt diese Erscheinung als Paradebeispiel für die lange andauernden, gewaltigen Kräfte in der Erdkruste dar. Aber wie ich schon ausführte, müssten bei einer Verformung in kaltem, sprödem Zustand des Felsens zwangsläufig Risse auftreten: Dieses

Erscheinungsbild entspricht nicht geologisch-wissenschaftlicher Weltanschauung und zwar unter *keiner* Voraussetzung. Das Gebirge aus Sedimentgestein am Sullivan River, und auch viele andere Gebirge auf der ganzen Welt, *müssen* schnell aus einer nassen Masse, wie Beton, entstanden sein. Es gibt noch mehrere solcher Beispiele, die ich in meinem Buch „Darwins Irrtum“, auch mit Bildern, dokumentiere (3).

Das Massengrab

In der (Wüste) Gobi findet man gut erhaltene Fossilien, und es gibt so viele Dino-Skelette, dass man von einem Massengrab sprechen muss. Bisher wurde die Meinung geäußert, dass Sandstürme diese Urtiere überrascht und mit Sand bedeckt hätten. Es fragt sich nur, wie aus diesem Sand fester Sandstein werden konnte? Aufgrund der Struktur des Sandsteins schloss ein Team von Wissenschaftlern der „University of Nebraska“, des „American Museum of Natural History“, des „Berkeley Geochronology Center“ und der „Mongolian Technical University“ einen Sandsturm als Ursache aus, wie aus einer Meldung vom 7. Mai 1998 hervorgeht (4). Für den Tod der Dinosaurier sollen jetzt nach starken Regenfällen plötzlich abrutschende Sandlawinen verantwortlich sein, die die Tiere unter sich begruben und sie so vor einem natürlichen Zersetzungsprozess schützten.

Das hört sich abenteuerlich an, denn dann müssten an vielen Orten solche Lawinen losgegangen sein, da der Dinofriedhof in der Mongolei sich über große Gebiete erstreckt. Trotzdem ist die Begründung richtig und wurde von mir schon in meinem Buch „Darwins Irrtum“, wie auch in den Artikeln der vorangegangenen SYNESIS-Ausgaben, festgestellt: Nur nasse Massen können für die bekannten Phänomene der Vernichtung und Konservierung diverser Urtiere in festem Gestein verantwortlich sein (1, 2). Hangrutsche sind nur ein örtliches Phänomen. Da die Dinosaurier weltweit gleichzeitig ausstarben, müssen ähnliche Szenerien global abgelaufen sein: Die Sintflut fand statt, und damit gab es auch genügend nasse Sandmassen. Unter diesen Umständen gab es natürlich auch Sandstürme, nur dass die leichten Sandkörner nach ihrer Absetzung durch das Wasser der die Sintflut begleitenden Wassermassen oder Regenfälle durchnässt wurden. Jetzt fehlt nur noch das Bindemittel (Kalzium), um den Sand zu Sandstein erhärten zu lassen. Auch im Meerwasser sind heute noch Kalziumionen gelöst, aber dieses Problem kann im Rahmen dieses Artikels aus Platzgründen nicht beschrieben werden (3).

Dino-Spuren in Kanada

In der Nähe von Grande Cache in Alberta (Kanada) gibt es spektakuläre Dinosaurier-Spuren. Zwei Pfade in Links-Rechts-Folge laufen parallel einen massiven Felsabhang hinauf. Die Schicht mit den darin enthaltenen Spuren muss aus einer dünnen, nassen Schlammschicht bestanden haben, die den Hang heute wie eine Art Estrich überzieht. Man erkennt auf dem Foto, dass diese Schicht sehr dünn ist. Die darunter liegende Gesteinsformation weist keine Spuren auf, wie man in der Mitte des Bildes erkennen kann. Also war sie schon früher erhärtet. Die dünne Deckschicht erhärtete nach der Entstehung bei einer Überflutung schnell.



Diese Dinosaurier-Pfade wurden in der Nähe von Grande Cache (Kanada) gefunden. Man erkennt, dass die Abdrücke nur in einer dünnen Schicht entstanden sind. Die darunter liegende Felsschicht war zu diesem Zeitpunkt bereits erhärtet. Eine langsam kontinuierliche Erhärtung kommt in diesem Fall nicht in Betracht, denn die oberste Schicht erhärtete allein zu einem bestimmten Zeitpunkt schnell (Foto: Darren Tanke/Jeff Polling)

Ein ähnliches Erscheinungsbild gibt es am Rande des Wiehengebirges. Dort sind Fährten von Sauropoden und Theropoden auf einer schrägen Felsplatte zu besichtigen, die angeblich 150 Millionen Jahre alt sein sollen.

Im Pinto Creek in der Nähe von Grande Prairie in Alberta fand man mehrere Dino-Knochen zwischen den Gesteinsbrocken im Flussbett. Nach -zig Millionen Jahren? Ausgewaschen aus dem Flussbett in den Bergen? Da die Erd- und Gesteinsschichten mit Fossilien nicht beliebig dick sind, stellt sich die Frage: Warum findet man gerade heutzutage so viele Dinosaurier-Skelette oder -reste an der Erdoberfläche? Oder sind es Überbleibsel der erst vor kurzer Zeit ausgestorbenen Dinosaurier?

Im Gadafaova-Tal in Niger, Afrika, existiert eine Art Massengrab für Dinosaurier. Auf einer Länge von hundertfünfundsiebzig Kilometern starben hunderte verschiedener Exemplare in dem ehemaligen Flusstal. Sie liegen maximal zehn Meter tief begraben, wobei die Wirbel teilweise als Kette kleiner Hügel aus dem Wüstensand herausragen. Entsprechende Funde wurden in der (Wüste) Gobi (Mongolei) gemacht.

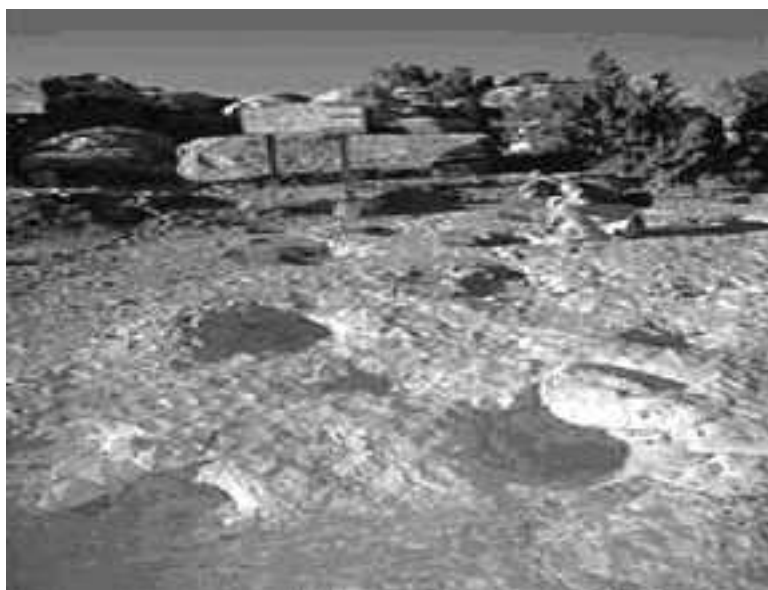
Im April 1998 berichtete die Zeitschrift „Illustrierte Wissenschaft“ über einen ungewöhnlichen Fund. Der britische Hobbygeologe Alan Dawn fand das nahezu unversehrte Gerippe eines etwa drei Meter langen, fleischfressenden Schwimmsauriers. Dieses Skelett des angeblich vor 150 Millionen Jahren ausgestorbenen Tieres lag nicht tief im Boden vergraben, wie man aus geologischer und biologischer Sicht annehmen würde, sondern *die Knochen ragten aus der Erde heraus* (5).

Das Phänomen der oberflächennahen Funde nach 64 Millionen Jahren ist weltweit zu beobachten, entspricht aber in keiner Art und Weise unserem derzeitigen Weltbild.

Außerdem stellt sich die Frage, warum etwas überhaupt versteinern kann. In Afrika müsste der Boden voll von Fossilien und zu versteinern beginnenden Knochen vieler toter Tiere sein, die dort in den vergangenen Jahren gestorben sind, falls unser Weltbild von den Urzeiten richtig wäre. Dass dem nicht so ist, bedarf keiner weiteren Ausführungen. Es gibt nur eine Lösung: Die Kadaver wurden innerhalb kürzester Zeit durch schnell erhärtendes, angeschwemmtes Material, Sand, Löß oder Flugasche, überdeckt und konserviert. Dieser Vorgang muss weltweit abgelaufen sein, denn Dinosaurier, Tiere und Pflanzen versteinerten, auch in der heutigen Eiswüste Antarktis.

Dinosaurierfunde mit Haut

In New Mexiko fand George Basabilvazo („New Mexiko State University“) 1997 die Knochen eines angeblich siebzig Millionen Jahre alten Sauriers. Dr. Spencer Lucas vom „New Mexiko Museum of Natural History and Science“ sowie der Geologe Brian Anderson aus Phoenix identifizierten an den Knochen eine dreidimensionale Hautstruktur wie bei den uns heute bekannten Eidechsen. Die Frage ist nur: Wie konnte sich diese Haut trotz langsam vor sich gehender Versteinerung erhalten?



Versteinerte Dinosaurier-Spuren in der Nähe von Maob, Utah. Die Spuren

erscheinen wie gerade erst im Schlamm hinterlassen. Kann diese Versteinerung lange Zeit beansprucht haben? Diese dicht an der Erdoberfläche liegenden Abdrücke sollen -zig Millionen Jahre alt sein (Foto: Utah Travel and Adventure)

Laut einer Meldung vom 1. April 1997 stolperten zwei Teenager in den späten Augusttagen des Jahres 1996 auf einer Bank im Flussbett des Blue River nahe Memphis (Tennessee) über das Skelett eines Theropoden. Neben der Tatsache, dass diese Knochen nach -zig Millionen Jahren an der Erdoberfläche gefunden wurden, war die Tatsache bemerkenswert, dass die Knochen teilweise noch die Hautstruktur trugen (6). Warum gibt es dann aber nicht mehr solcher Funde? Dass dieser Dinosaurier in vulkanischer Asche eingebettet war, bestätigt, dass diese Urtiere aufgrund einer plötzlich einsetzenden Katastrophe ausstarben, wodurch auch die Haut erhalten bleiben konnte. Fand dieses Ereignis nur örtlich oder global auf der ganzen Welt statt?

Datierungen und die Gleichförmigkeit

Aufgrund der bisherigen Schilderungen muss auch die Frage nach dem Zeitpunkt gestellt werden, denn die wissenschaftlichen Datierungsmethoden basieren auf den Gleichförmigkeitstheorien und damit auf den entsprechenden Prinzipien. Fand ein Weltuntergang statt, können auch die Altersbestimmungen, wegen der andersartigen und nicht konstanten Rahmenbedingungen, nicht richtig sein. Das ist vergleichbar, wenn man voraussetzt, dass man auf einer Autobahn immer eine konstante Geschwindigkeit fahren kann, was im Idealfall bei einem gleichmäßigen Verkehrsfluss auch gegeben ist (Datierungsmethoden). Aber ein Stau (Katastrophe) ergibt unterschiedliche Geschwindigkeiten. Andererseits könnte die Autobahn auch so frei sein, dass man schneller als bei durchschnittlich vorausgesetztem Verkehrsfluss ankommt, beispielsweise nachts. Vor den selben Problemen stehen die wissenschaftlichen Datierungsmethoden. Sie sind nur für einen idealen Fall (Gleichförmigkeit während aller Zeitepochen) richtig, der jedoch nie eingetreten ist.

Die ganze Problematik wird bei folgendem Vergleich einfach aufgezeigt. Wenn man eine Kerze in einem geschlossenen Raum mit einem Fenster abgebrannt auffindet, kann man aufgrund des Sauerstoff- und Kohlendioxidgehalts des Raumes, sowie der Größe und dem Restwachs der Kerze, im Verhältnis zur Ausgangsgröße, ausrechnen, wie lange die Brenndauer war. Es werden dabei konstante Rahmenbedingungen, wie der geschlossene Raum und der vorhandene Sauerstoffgehalt, angenommen und vorausgesetzt. Bis zu diesem Punkt entspricht diese Situation der gängigen wissenschaftlichen Altersbestimmung. Wer weiß aber, ob das Fenster, vergleichbar mit dem Himmel, nicht irgendwann geöffnet und nach einer bestimmten Zeit auch wieder geschlossen wurde? Wie lang dauerte die Unterbrechung? Gab es in der Vergangenheit, beispielsweise beim Öffnen des Fensters, besondere Bedingungen für ein beschleunigtes Brennen? Wurde die Kerze möglicherweise

durch Wind oder andere Ereignisse in der Vergangenheit gelöscht und durch einen anderen Vorgang wieder entzündet? Einfache Fragen, aber keine Antworten. Die Lebensdauer der Kerze ist nur unter bestimmten Annahmen und Voraussetzungen bestimmbar. Entsprechende unbekannte Randbedingungen gibt es auch bei der Datierung des Alters organischer und auch anorganischer Stoffe.

Sage oder Wirklichkeit?

Im Mittelalter wusste man von Drachen zu berichten, die von einem mutigen Ritter getötet wurden. Der berühmte Drachenstich ist geradezu ein „geflügeltes“ Wort. Handelt es sich hierbei um eine reale Szene? Gab es im Mittelalter noch große Echsen, vielleicht auch kleinere Dinosaurier von der Größe des Komodowarans, die die Sintflut überlebt hatten?

Die Wikingerschiffe waren mit Drachenköpfen verziert, und der „Heilige Georg“ soll die Stadt Beirut von einem Drachen befreit haben (7). Darstellungen von Drachen gibt es auf der ganzen Welt, besonders in Fernost - und man kennt auch prähistorische Zeichnungen von Dinosauriern, wie auf den Steinen von Ica (8), die jedoch gerne als Fälschungen dargestellt werden.

Bereits der deutsche Paläontologe Edgar Dacqué zog 1924 ernsthaft das Zusammenleben von Dinosauriern und Menschen in Erwägung (9). Die Konsequenz war, dass er frühzeitig pensioniert wurde und seinen Universitätsstuhl verlor.

Der französische Zoologe Francois de Sarre fragt: *„Warum soll der Mensch nicht älter sein als der Dinosaurier...?“* und weiter: *„Damals waren Säugerreste nicht aus Schichten bekannt, in denen Reptilien aufgefunden wurden (daher die Bezeichnung »Zeitalter der Reptilien« für das Mesozoikum). Nun wissen wir, dass es doch welche (darunter Morganicodon) gab... Vielleicht gibt es doch Menschenfossilien (oder -spuren) in diesen Erdschichten...“* (10).

Koexistenz aller Lebewesen

Die durch versteinerte Funde am und im Paluxy River bewiesene Koexistenz von Dinosauriern und großen Säugetieren wird durch neueste Forschungen bestätigt. Am 30. April 1998 erschien im britischen Wissenschaftsmagazin „Nature“ (Vol. 392/1998) die Meldung, dass die amerikanischen Biologen Sudhir Kumar und Blair Hedges von der „Pennsylvania State University“ nach dem Studium fossiler Erbsubstanz die Meinung vertreten, dass die meisten Säugetierarten schon vor über hundert Millionen Jahren existierten, also Zeitgenossen der Saurier waren. Unter diesen Umständen muss man ernsthaft fragen, wo bei einer Koexistenz von Sauriern und Großsäugern die Evolution geblieben ist? Klar und deutlich gesagt: **Koexistenz und Evolution schließen einander aus!** Das gleichzeitige Leben aller Geschöpfe beweist demzufolge auch eine vollzogene Schöpfung. Auf jeden Fall erzeugte diese offizielle Meldung große Aufregung unter den Paläontologen. Eine Kehrtwendung in Richtung der von mir beschriebenen Prinzipien beginnt sich

auch in wissenschaftlichen Kreisen anzubahnen, in Übereinstimmung mit den von mir vorgelegten Beweisen (11).

Unsere Vorfahren als Hellseher?

Die Erdkruste erhärtete, gemäß meinen Überlegungen, in großen Teilen der Welt schnell, als Folge eines Weltuntergangs. In diesem Fall können alle uns bekannten Datierungsmethoden, aufgrund der nicht konstanten Randbedingungen, nicht stimmen. Die Art und Weise der zu findenden Reste von Dinosauriern und anderen Lebewesen, in Verbindung mit den Beschreibung der Drachen in den Sagen, macht deutlich, dass nicht das Menschengeschlecht so alt ist wie das der Dinosaurier, sondern umgekehrt: Die Dinosaurier starben vor kurzer Zeit mit den Menschen in der Sintflut.

Die sagenhaften Darstellungen von feuerspeienden Drachen muss man aber in die Welt der Fabel und Übertreibung einreihen, oder? Gemäß einer Meldung des Wissenschaftsmagazins „Bild der Wissenschaft“ (Ausgabe 4/1995) machte Professor John Shindler vom „Museum of Natural History“ in New York in der Nähe des „Petrified Forest“ in Colorado einen sensationellen Fund:

Dass dieses Tier anscheinend von einem Felsbrocken erschlagen wurde, erscheint unter normalen Bedingungen fast zweifelhaft. Berücksichtigt man aber den plötzlichen Tod der Dinosaurier unter katastrophentypischen Umständen auf der ganzen Welt, dann handelt es sich wahrscheinlich nicht um ein zufälliges Ereignis.

Aber eine andere Entdeckung in diesem Zusammenhang ist wesentlich interessanter und macht nachdenklich. Man entdeckte Eiweißreste (!) am Unterkiefer eines Tyrannosaurus Rex, von seiner angeblich letzten Mahlzeit. Seltsam war, dass dieses Eiweiß denaturiert war, so, als wenn es wie ein Spiegelei in einer heißen Pfanne gebraten worden wäre. Außerdem entdeckte man in dem gut erhaltenen Magen (!), der chemische Eigenschaften wie „Teflon“ gehabt haben soll, pflanzliche Speisereste und Mahlsteine. *„Wenn T-Rex nach dem Abendessen rülpste, kam brennbares Methan aus dem Saurier-Pansen in einen höher gelegenen Teil des Magens, in dem die Mahlsteine des Monsters gegeneinander schlugen. Hatte der Saurier zufällig eine Portion Feuersteine zu sich genommen, konnten Funken entstehen und dem Dino schlug die Flamme aus dem Maul...“* (12).

Anmerkungen

- (1) Zillmer, H.-J.: „Die Evolution, frei erfunden?“ in EFODON SYNESIS Nr. 26/1998
- (2) Zillmer, H.-J.: „Lebten Saurier und Menschen gleichzeitig?“ in EFODON SYNESIS Nr. 27/1998
- (3) Zillmer, H.-J.: „Darwins Irrtum“, Langen Müller-Verlag, München (erscheint im August 1998)
- (4) „Spektrum der Wissenschaft, Im Brennpunkt“, Internet am 05.07.98
- (5) Illustrierte Wissenschaft Nr. 4/1998, Seite 24

- (6) (1. April 18997)
 - (7) Magazin „PM“, Sonderheft Nr. 13: „Dinosaurier“, Seite 37
 - (8) Petratu, C. und Roidinger, B.: „Die Steine von Ica“, Essen 1994
 - (9) Daqué, E.: „Urwelt, Sage und Menschheit“, München 1924
 - (10) Sarre, F. d.: „Über die Koexistenz von Menschen und Dinosauriern“ in Challenge, Berlin, Ausgabe 1/1997
 - (11) „Nature“, Vol. 392/1998, 30. 4. 1998
 - (12) „Bild der Wissenschaft“, Ausgabe 4/1995
-

Nachtrag:

Feuerspeiende Saurier waren Aprilscherz!

Es klang so logisch, war scheinbar wissenschaftlich untermauert und erschien als eine „normale“ Meldung in „bild der wissenschaft“, schon in der Ausgabe Nr. 4/1995: „Heißer Atem“. In diesem Beitrag wird geschildert, dass ein Prof. John Shindler vom Museum of Natural History in New York bei Ausgrabungen Saurier freigelegt hätte, in deren Mägen sich Steine befanden. Es wurde durchaus glaubhaft rekonstruiert, wie diese die bei der Verdauung entstehenden Methangase entzünden konnten.

Dieser Meldung sind sicher nicht nur wir „auf den Leim gegangen“ und haben sie in unseren Arbeiten zitiert.

Vielleicht wäre der „Nachweis“ von feuerspuckenden Dinos noch in weitere Untersuchungen eingeflossen, wenn nicht Dr. Zillmer direkt beim Natural History Museum in New York nach Prof. Shindler gefragt hätte, woraufhin man ihm mitteilte, dass dieser nicht bekannt sei. Auf Anfrage bestätigte ihm dann „bild der wissenschaft“, dass es sich bei der Meldung um einen Aprilscherz gehandelt hätte.

„Das ist ein Ding! Da muss man noch vorsichtiger werden!“, meinte Dr. Zillmer. Denn wer rechnet damit, dass sich eine Meldung in einem seriösen Wissenschaftsmagazin als Verulking herausstellt? Bei uns hat es immerhin dreieinhalb Jahre gedauert, bis der „Aprilscherz“ als solcher erkannt wurde. In wie viele Bücher ist er wohl als „Tatsache“ eingeflossen?



Der Beweis: Schicht für Schicht trägt Prof. John Shindler von der Felswand verbrannte Nahrungsreste ab, die ein feuerspeiender Dinosaurier dort hinterlassen hat.

PALÄONTOLOGIE

Heißer Atem

Amerikanische Wissenschaftler haben nachgewiesen, was Kinder und Großmütter schon immer wußten: In der Urzeit gab es feuerspeiende Drachen.

„Ich habe fest an ihre Existenz geglaubt – jetzt habe ich endlich Gewißheit“, freut sich Prof. John Shindler vom Museum of Natural History in New York. Shindlers Team sucht seit Jahren nach Beweisen für die Existenz feuerspeienden Tiere. „gibt es“

gel – mit Hilfe der gegeneinander reibenden Steinbrocken besser verdauen zu können („Tyrannosaurus beißt ins Gras“, bild der wissenschaft 4/1994). Genau in diesen Steinbrocken liegt das Geheimnis des Feuerspuckens.

„Ein Dinn-Magen“, erläutert Shindler, „ist eigentlich wie ein Kugelpanzer“. Da drin gärt es gewaltig nach dem Abkühlen. Par

Hans-Joachim Zillmer

Darwins Irrtum

Langen Müller, München 1998, ISBN 3-7844-2709-X



Die Homepage des Autors: www.zillmer.com

Gab es ein Neolithikum vor dem Paläolithikum?

© 1998 Horst Friedrich, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 29/1998

In NATUR UND KULTUR (1) hatte mein Freund Hubert Malthaner 1963 einen kleinen Beitrag unter dem Titel HOCHKULTUREN UND FLUGTECHNIK VOR DER SINTFLUT publiziert. Ohne Fragezeichen hinter dem Titel. Als einer der ersten hatte er dergleichen behauptet, und hatte sich dabei einerseits von William Nivens Entdeckung einer von Kataklysmen verschütteten prähistorischen Stadt unter dem heutigen Mexico City (2), andererseits von Desmond Leslies bekannter Zusammenfassung altindischer Angaben zu prähistorischer Luft- und Raumfahrt (3) anregen lassen.

Dieser Beitrag hatte damals noch eher Essay-Charakter gehabt. Seither ist viel Zeit vergangen und viel dazu publiziert worden. Nun hat Martin Freksa in einem ungewöhnlichen „Atlantis“-Buch (4) versucht, das Ganze in präzisen Thesen zu konkretisieren und in einen Zeitrahmen einzupassen.

Zu dem Buch sind ein paar Vorbemerkungen erforderlich. Freksa verfißt weder eine neue, sensationelle Atlantis-Lokalisierung, noch vertritt er die heute öfter anzutreffende „Atlantis-ist-überall“-These, im Sinne einer weltweit verbreiteten prähistorischen Hochkultur. Für ihn lag Atlantis ganz „konventionell“ im Atlantischen Ozean.

Freksas Ausführungen haben geradezu altväterliches Niveau. Das ist überaus selten geworden in unserer hastig-oberflächlichen Zeit, in der Halb-, Viertel- und Sechzehntel-Belesene keine Hemmungen haben, das Publikum mit Büchern ebenso sensationellen wie unhaltbaren Inhalts zu „bombardieren“.

Man muss das kultiviert-„zahn“ geschriebene Buch schon bis zum letzten Kapitel lesen, um zu entdecken, dass der Autor darin in der Tat zwei revolutionierende Thesen versteckt hat. Zuvor wird dem Leser erst eine kulturgeschichtliche Abhandlung (die jedoch ihren Sinn hat) über das ursprüngliche Atlantis-Szenarium der Antike vorgesetzt, das Vergessen des Atlantis-Themas während langer Jahrhunderte, das Wiedererinnern der Atlantisfrage bei den Renaissance- und Barockgelehrten, und schließlich die „Explosion“ des Atlantis-Themas, in Zusammenhang mit unserer Zivilisationskrise in neuester Zeit.

Freksa führt das schulwissenschaftliche Schema Steinzeit/Bronzezeit/Eisenzeit durch Funde prähistorischer Hochkultur-Artefakte ad absurdum und gelangt so zu einer Abfolge (von unten nach oben zu lesen), wie in Tabelle 1 dargestellt.

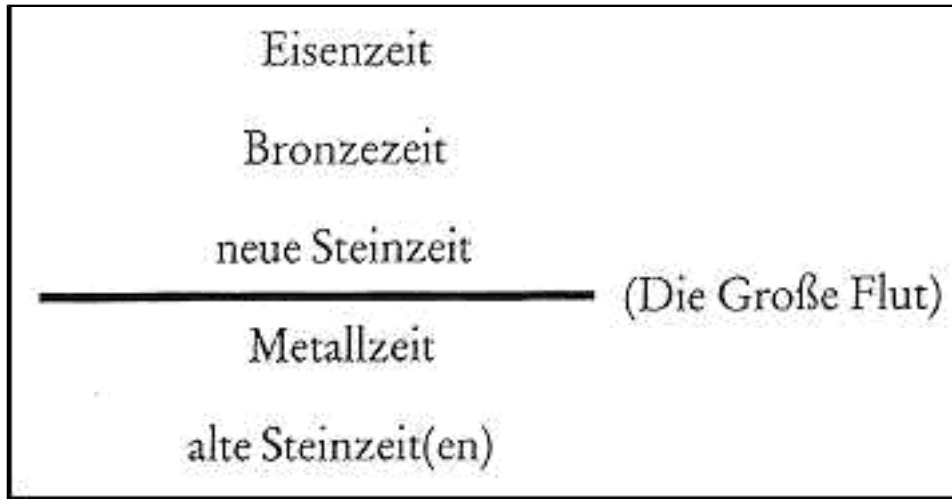


Tabelle 1

Auf eine prähistorische, vorsintflutliche Steinzeit folgt bei ihm eine metallurgiekundige Hochkulturzeit (= vorsintflutliche Metallzeit), der — nach der Sintflutkatastrophe — eine neue Steinzeit folgt. In diesem Schema würde also ein vorsintflutliches Neolithikum einem nachsintflutlichen Paläolithikum vorangegangen sein. Dies ist Freksas erste Haupt-These. Diese These reduziert er noch weiter auf den Kern wie folgt (Tabelle 2):

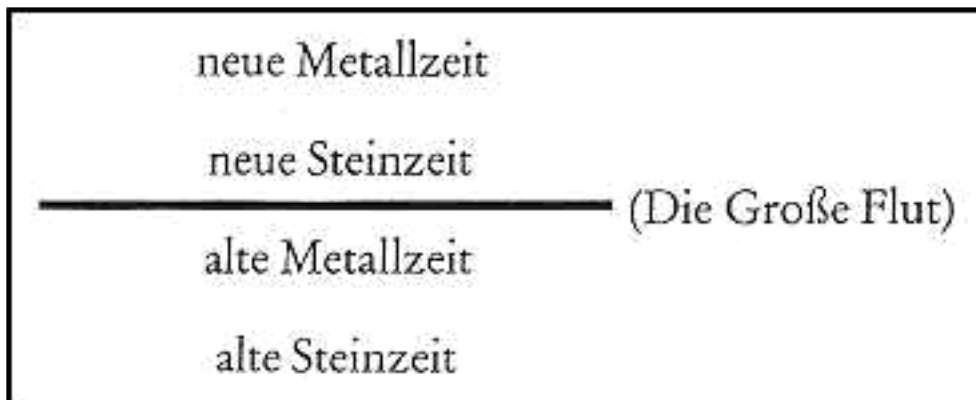


Tabelle 2

Seine zweite revolutionäre These ist: Atlantis wurde nicht, wie im Sintflut-Buch der Tollmanns (5) postuliert, durch einen Kometen-Impakt vernichtet, sondern durch den Einsatz einer prähistorischen Superwaffe, der ihrerseits zum Sintflut-Kataklysmus führte.

Wie sieht Freksas Zeitrahmen aus? Ihm zufolge hätte noch um -3.100 eine Hochzivilisation, vergleichbar unserer heutigen, nämlich Atlantis, existiert, die dann aber, noch vor -3.000, durch jenen von einer Superwaffe initiierten Kataklysmus vernichtet worden sei. Zugleich sei auch, durch den Sintflut-Kataklysmus, sämtliche sonstige Hochzivilisation auf unserem Planeten ausgelöscht worden. Reste der Menschheit überlebten, machten jedoch einen tiefen Sturz in eine neue (postdiluviale) Steinzeit mit.

Selbstredend sind in unserem Jahrhundert, in dem ja das Atlantis-Thema in

der Tat buchstäblich „explodierte“, auch schon von anderen Autoren in diesem oder jenem Punkt ähnliche Szenarien vorgeschlagen worden, erst letztthin (1996) wieder von David Childress in LOST CITIES OF ATLANTIS, ANCIENT EUROPE & THE MEDITERRANEAN (6). Das Freksa-Szenario scheint mir aber ganz besonders gut gelungen zu sein.

Womit nicht gesagt sein soll, dass der Verfasser dieses Beitrages sich mit allen Details des Buches identifiziert. Alle dergleichen Denkgebäude sind ja Menschenwerk, mithin (da niemand von uns göttliche Allwissenheit gepachtet hat) tentativen, provisorischen Charakters.

Immerhin kann man aber unseren Prähistorikern (die mich mit ihren „Stories“ allmählich unsäglich langweilen!) nur wärmstens anraten, ihre gewohnte Überheblichkeit Außenseitern gegenüber einmal zu zügeln und Freksas Gedanken ernsthaft ins Kalkül zu ziehen. Angesichts sich häufender Hinweise auf „vorsintflutliche“ Hochkultur-Artefakte ist es nämlich sinnlos geworden, die alte Abstreit- und Taubstellungs-Taktik noch länger fortzusetzen!

Was ist nun von Freksas „Szenarium“ zu halten? War es tatsächlich so, wie er meint? Das ist nicht so einfach zu sagen. Ein widerspruchsfreies Szenarium für einen so umfassenden Themenkomplex lässt sich nicht im Alleingang erstellen. Das kann niemand hoffen. Freksa ist zwar sehr belesen, aber es ist zu anzunehmen (ein Blick ins Literaturverzeichnis bestätigt es), dass er manchen wichtigen Punkt noch nicht in seine Betrachtungen einbezogen hat.

Die Vorschläge von Velikovsky (7), Dayton (8), Heinsohn (9) und Illig (10) für eine Chronologie-Revision, eine Chronologie-Zusammenschiebung, sind ihm beispielsweise offenbar unbekannt. Die Radiokarbon-Datierungsmethode, soeben von Blöss & Niemitz (11) als Produkt unwissenschaftlicher Manipulationen entlarvt, scheint er für etwas Seriöses, dem man Glauben schenken kann, zu halten.

Zu manchen von Freksas Sub-Thesen kann man durchaus geteilter Meinung sein. Dass der Zeus Alt-Griechenlands eine Widerspiegelung Krishnas sein soll (wegen der Atlantis vernichtenden Sudharshan-Superwaffe) erscheint, alles zusammengenommen, eher unwahrscheinlich. Für die These hingegen, dass die altwesteuropäische Megalithkultur aus der alten (vorsintflutlichen) Metallzeit, d.h. der prähistorischen Hochzivilisationszeit, stamme, könnte einiges sprechen.

Dass die Phönizier vom Persischen Golf stammen, glaube ich kaum. Weitaus mehr hat für sich, meine ich, Touchets These (12), wonach das uralte Cádiz das ursprüngliche „Tyros“ der (Proto-) Phönizier gewesen sei. Allerdings könnten jene Protophönizier, vor Freksas Sintflut-Kataklysmus, durchaus, wie in sonstigen fernen Ländern, auch am Persischen Golf Anlaufhäfen gehabt haben. Topper (13) hat gezeigt, dass im iberischen Westen gänzlich verschollene prä- oder protohistorische Hochkulturen wiederholt durch Mega-Kataklysmen vernichtet worden sind. Von dort dürften also die Protophönizier auch ihre Schrift nach Phönizien mitgebracht haben (14).

Freksa hinterfragt zu wenig die Szenarien der Schulwissenschaft, er ist da viel zu gutgläubig. Die „*heutige, weitgehend gesicherte Kenntnis der ägyptischen Dynastien-Folge*“ (S. 56): man merkt, hier ist das einschlägige Werk von Heinsohn & Illig (15) unbekannt. Schon Dayton (16) hatte ja in seinem Opus belegt, in welchem chaotisch-unglaublichen Zustand sich die derzeitige ägyptologische Chronologie befindet.

Bedeutung misst Freksa einer Schrift von „Bhagwan“ Shree Rajneesh („Osho“) unter dem Titel PHILOSOPHIA PERENNIS (17) zu, in der dieser sich zu Atlantis äußert. Darin wird der Untergang von Atlantis auf 2.500 Jahre vor Pythagoras datiert, also ebenfalls ins ausgehende -4. Jahrtausend. Rajneesh schreibt dazu (Übersetzung H.F.):

„Humanity is facing that same danger again. When man becomes powerful... When the power is too much and the understanding is too little, power has always proved dangerous. Atlantis was not drowned in the ocean by any natural calamity. It was actually the same thing that is happening today: it was man's own power over nature. It was through atomic energy that Atlantis was drowned...“.

„Der Menschheit droht heute wieder die gleiche Gefahr. Wenn der Mensch zu große Macht, bei gleichzeitig zu geringem Verständnis, erhält, hat Macht sich stets als gefährlich erwiesen. Atlantis versank nicht durch irgendeine Naturkatastrophe im Ozean. Es war der gleiche Vorgang, wie es heute geschieht: es war die Machtgewinnung des Menschen über die Natur. Atomenergie war die Ursache des Untergangs von Atlantis...“.

In diesem Sinne versteht Freksa auch die „Explosion“ des Interesses an der Atlantis-Frage in unserer Zeit: *„Ich sehe hinter diesem Phänomen ein tiefes Bedürfnis, das kennenzulernen, wovon unsere Zivilisation der Erde ist“* (S. 130). Oder erinnern wir uns? In der Tat wird ja heute nicht selten postuliert, dass alles dies (Atlantis, prähistorische Hochzivilisationen generell und deren selbstverursachten oder durch Außerirdische oder Mega-Kataklysmen verursachten Untergang) deswegen so interessiert, weil wir einst, in anderen Inkarnationen, dabei gewesen seien.

In Freksas Szenarium ist das vorkataklysmische Alt-Indien die Gegenmacht zur Atlantischen Zivilisation, die sich deren Weltherrschaftsbestrebungen mittels der Sudharshan-Superwaffe erwehren will. Die soeben stattgefundenen Atomwaffenversuche der verfeindeten Bruderstaaten des indischen Subkontinents lassen da die Spekulation aufkommen, ob unser Heute nur eine Widerspiegelung des vorsintflutlichen Einst ist? Weigert sich, wie „Bhagwan“ Rajneesh andeutet, eine schizoid-psychopathische Menschheit, aus den Erfahrungen der Vergangenheit zu lernen?

Wir haben hier einen unterschweligen Zusammenhang zwischen Freksas Atlantis-Opus und dem obenerwähnten Sintflut-Buch der Tollmanns. Die Atlantis-Sintflut-Katastrophe wird da zwar ganz unterschiedlich datiert (auf rund -5.050 und -7.550), bei den Tollmanns durch einen Kometen-Einschlag,

bei Freksa durch einen von Atom-Superwaffen verursachten Mega-Naturkataklismus hervorgerufen. Wissen muss man dazu allerdings, dass Prof. Tollmann ein großer Vorkämpfer für die Ächtung der Atomenergie ist.

Das indische Mahabarata-Nationalepos versteht Freksa als im Kern einen Bericht über jene unmittelbar vorkataklismischen kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Indien und Atlantis, demzufolge auch ein Land namens Patala in den Großen Krieg hineingezogen wurde. Von einem Mahabarata-Helden wird gesagt, er sei mit der Tochter eines Herrschers von Patala verheiratet gewesen. „*Patala aber ist von den Indern eindeutig als Amerika identifiziert worden und das Herkunftsgebiet jener Herrschertochter als Mexiko (Sanskrit: Makshika)*“ (S. 173). In diesem Zusammenhang ruft Freksa das Werk HINDU AMERICA von Chaman Lal (18) in Erinnerung, worin der Einfluss Alt-Indiens auf Alt-Amerika akribisch nachgewiesen wird. Im Sinne dieser Arbeit ist es also keineswegs erstaunlich, dass Kurt Schildmann Sanskrit-Inschriften in Amerika entdeckt hat (19).

Anmerkungen und Literaturquellen

(1) NATUR UND KULTUR Jhrg. 55, Nr. 2/1963

(2) Näheres in James Churchward: „The Lost Continent of Mu“, London 1959 (S. 229—239), auch im Essay „Hochkulturen im Tertiär?“ in Horst Friedrich: „*Einer Neuen Wissenschaft den Weg bahnen!*“, Hohenpeißenberg 1996.

(3) In Desmond Leslie & George Adamski: „Flying Saucers Have Landed“, Kap. „The Vimanas“ (S. 80—89), New York/London 1953.

(4) Martin Freksa: „Das verlorene Atlantis“, Tübingen (Klopfer & Meyer) 1997.

(5) Alexander & Edith Tollmann: „Und die Sintflut gab es doch“, München 1993.

(6) Stelle/Illinois (USA). Ähnliche Gedanken auch in anderen Childress-Büchern der „Lost-Cities“-Reihe.

(7) Etwa in Immanuel Velikovsky: „Worlds in Collision“, New York 1950 (deutsch: „Welten im Zusammenstoß“, Stuttgart 1951 und Frankfurt a. Main 1978), sowie von ebendiesem Autor „Ages in Chaos“, New York 1953 (deutsch: „Zeitalter im Chaos“, Frankfurt a. Main 1981).

(8) John Dayton: „Minerals Metals Glazing & Man“, London 1978.

(9) Gunnar Heinsohn: „Die Sumerer gab es nicht“, Frankfurt a. Main 1988.

(10) Heribert Illig: „Die veraltete Vorzeit“, Frankfurt a. Main 1988.

(11) Chr. Blöss & H.-U. Niemitz: „C14-Crash“, Gräfelfing b. München 1997.

(12) Jaques Touchet: „La Grande Mystification“, kapitelweise veröffentlicht in MÉDITERRANÉA, No. 29 (1988) — 47 (1992), Carcassonne.

(13) Uwe Topper: „Das Erbe der Giganten“, Olten/Freiburg 1977.

(14) Hierzu auch Horst Friedrich: „In welchem Land lag der Salomonische Tempel?“, in: EFODON SYNESIS 4/1994.

(15)G. Heinsohn & H. Illig: „Wann lebten die Pharaonen?“, Frankfurt a. Main 1990.

(16)Dayton: op.cit.

(17)Nicht zu verwechseln mit Aldous Huxley: „The Perennial Philosophy“, London 1944 (deutsch: „Die ewige Philosophie“, München 1987). Huxley zufolge wurde der Begriff „Philosophia perennis“ von dem großen deutschen Philosophen und Gelehrten Gottfried Wilhelm von Leibniz geprägt.

(18)Chaman Lal: „Hindu America“, Hoshiapur (Indien) 1956. Ein Exemplar befindet sich im Orient-Lesesaal der Bayer. Staatsbibliothek.

(19)Kurt Schildmann: „Zwei Weltsensationen“, in: EFODON SYNESIS 23/1997.

Die Bibel - nicht Gottes Wort?

© 1998 Heinz Günther Birk, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 29/1998

Die Bibel, das Buch der Bücher, die heilige Schrift, ist zugleich das umstrittenste Werk, das von Menschen geschrieben wurde. Damit haben wir den passenden Einstieg zu der provokant erscheinenden Überschrift. Natürlich wurden die umfangreichen Schriften des Alten und Neuen Testaments nicht vom „lieben Gott“ persönlich geschrieben, sondern durch den jeweiligen Propheten, Evangelisten oder neutestamentlichen Briefeschreiber. Doch auch diese Autoren sind seit vielen Jahrhunderten heftig umstritten. Es sollen sich - hier herrscht weitgehend Einigkeit unter Theologen und Bibelhistorikern - hinter den offiziellen Namen jeweils mehrere Schreiber verstecken. So wurde beispielsweise das umfangreiche Buch des Propheten Jesaja von mindestens zwei Autoren verfasst, die zu recht unterschiedlichen Zeiten gelebt haben sollen. Zwar ist die Zuordnung der verschiedenen Teile des Jesaja-Buches nicht unumstritten, doch der „zweite“ firmiert zumeist als „Deutero-Jesaja“.

Sind solche Umstände für eine wissenschaftliche Erforschung biblischer Schriften in hohem Maße hinderlich, machen nichtkanonische apokryphe Schriften mit gleichen Propheten- oder Evangelistennamen das Maß der Irrungen und Wirrungen voll. Von Epilogen, Akten und Apokalypsen sprechen Historiker und Theologen in diesen Fällen. Dazu kommt noch die im Jahre 1948 im Wadi Qumran an der Westseite des Toten Meeres gefundene, meist recht umfangreiche Peshar-Literatur (1). Nun hatte man geglaubt, die „echten“ Teile der jeweiligen Autoren anhand von Schreibstil und Ausdrucksweise zuordnen zu können. Zu diesen Themen füllt eine kaum zu überschauende Literatur mit sogenannten „allgemein akzeptierten Theorien“ die universitären Bibliotheken. Doch in den letzten Jahren mehren sich Zweifel an solchen, zugegebenermaßen „gerne genommenen“ Thesen, die bisher bei „kleinen Unverträglichkeiten“ am liebsten mit alten Hausmittelchen (hier ein wenig Klebeband, dort ein kleines Pflaster) behandelt wurden.

Nicht zuletzt die sogenannten Qumran-Rollen, die so mancher Liebhaber des gemütlichen Weltbildhäuschens liebend gerne dem Feuer überantworten würden, haben zu heftigen Debatten geführt. Bereits im Jahre 1957 sorgte der an der Universität Oxford lehrende, zum Kreise der Qumran-Editoren gehörende Prof. John Marco Allegro anlässlich eines Interviews der britischen BBC für helle Aufregung, indem er eine Neubewertung biblischer Schriften, insbesondere des Neuen Testaments forderte (2). Es müsse Schluss sein, so der Engländer (3, 4), mit der Bewertung des Evangeliums nach Johannes als dem angeblich jüngsten, hellenistischsten und gnostischsten aller Evangelien. Gerade das Studium der Qumran-Rollen zeige, dass diese Schrift in die früheste Tradition der Ur- und Frühkirche gehöre. Doch mit diesem Statement gab sich der hinfort als Störenfried bezeichnete Experte noch nicht zufrieden. Er legte hingegen noch nach und fachte das Störfeuer dermaßen an, dass es auch nach mehr als vierzig Jahren nicht zur Ruhe gekommen ist.

Die Briefe des Apostels Paulus erweckten Allegros Argwohn, denn es hätte den Anschein, dass der Heidenapostel den Jesus von Nazareth gar nicht gekannt zu haben schien. Kein Wunder also, dass Allegros Kollegen im Jerusalemer Rollensaal der Ecole de Biblique die Haare förmlich zu Berge standen. Nicht eine einzige Person aus dem Personenkreis um Leben und Wirken des Jesus von Nazareth erwähnt Paulus. Auch von den Aposteln des Herrn kennt er nur ganze drei, nämlich Kephas (Petrus), Johannes und Jakobus (den „Bruder des Herrn“).

Die Briefe des Paulus haben immer wieder die Debatte um eine Neuinterpretation der biblischen Schriften angefacht. Schon seit Jahrzehnten „hilft“ man sich daher mit „echten“ und „unechten“ Paulusbriefen aus diesem Dilemma. Doch es kann der Frömmste nicht in Frieden forschen, wenn es dem bösen Außenseiter nicht gefällt.

So erklärte der Berliner Pastor und evangelische Theologe Dr. Hermann Detering alle Paulus-Briefe für falsch (5). Fataler noch sind wohl seine Vergleiche mit einem derer größten Häretiker der Ur- und Frühkirche, dem schon vom „Kirchenvater“ Tertullian als Erzketzer bezeichneten Großbreeder Markarion (etwa 2. Jahrhundert nC). Auch die Gleichsetzung des „gefälschten Paulus“ mit dem bedeutenderen Gegner des Petrus in Rom, dem Simon Magus - von der Apostelgeschichte als böser und gottloser Mensch bezeichnet - brachte Dr. Detering Ärger (6). Den Vogel, zumindest aus unserer Sicht, schossen die beiden Schriftsachverständigen O'Toole und Matthew D'Ancona (7) ab, als sie mit durchaus diskutablen Indizien neutestamentliche Fragmente in Höhle Q7 (8) entdeckt haben wollten.

Die mögliche Brisanz dieser Thesen, NT-Fragmente in Qumran-Schriften, lässt sich problemlos vorstellen, selbst dann, wenn es nicht ausreicht, voreilig zusammengekleisterten Thesen näher zu treten (9), das Christentum sei aus dem essenischen Gedankengut heraus entstanden. Obschon sich an dieser Stelle eine eingehendere Kommentierung dieser mehr als diskussionswürdigen Thesen anböte, wollen wir unsere Diskussion um eine überfällige Neuinterpretation der Bibel mit Hilfe ebenfalls bedeutender Überlieferungen der sogenannten Kirchenväter führen.

Ein solcher hochbedeutsamer Kirchenvater war Eusebius von Cäsarea (etwa 260 bis 340 nC). Den Begriff „hochbedeutsam“ verdient Eusebius aus vielerlei Gründen. Das wertvollste Erbe besteht zunächst einmal aus den Zehn Büchern zur Kirchengeschichte (10). Da diese Kirchengeschichte nicht im Original erhalten ist (11), sind auch zahlreiche Wiedergaben von Schriften anderer Kirchenväter, die meist als verloren gelten, von Interesse. Eusebius gewinnt seine Bedeutung nach eigenen Berichten dadurch, dass der zuvor als Häretiker und Ketzer auf der Synode von Antiochien verurteilte Bischof von Cäsarea während des 1. Konzils von Nizäa als in hohen Ehren stehender Teilnehmer vom römischen Kaiser Konstantin rehabilitiert wurde. Jedoch, dies mag ein Grund für seine zuvor in Antiochien erfolgte Ketzerverurteilung sein, stellt er Sinn und Zweck des Konzils von Nizäa etwas anders dar, als dies in unseren Schulbüchern geschrieben steht.

Das Konzil von Nizäa gilt als der Entstehungsort dessen, was wir heute als das Neue Testament kennen. Aus der Fülle der bis dahin rund ums Mittelmeer existierenden etwa achtzig Evangelien wurden die uns bekannten vier kanonisiert. Unterstreicht diese Auswahlmethode schon den Sinn unserer als Frage formulierten Überschrift, gibt das von Eusebius beschriebene Motiv des Kaisers zur Einberufung des Konzils (12) zu weitergehenden Fragen Anlass. Nicht eine, nun für alle gültige, Fassung des Neuen Testaments, des „einzig wahren Glaubens“ zu erstellen, war es, was den Kaiser veranlasste, dieses recht kostspielige Konzil zusammenzuberufen. Der Hauptgrund lag eher in der Einigung verschiedener, den Rechtsfrieden gefährdender Strömungen. Genauer, dieses Zusammentreffen fand vor dem Hintergrund sich bildender unterschiedlicher religiöser Strömungen statt, welche wohl ursächlich waren für das spätere Ausrufen der mit Strömen von Blut gekennzeichneten Kreuzzüge. Nicht nur die klassischen Kreuzzüge ins heilige Land, sondern auch Albigenserkriege im Süden Frankreichs, Massengräber in der schwedischen Stadt Halmstad, sowie die vollkommene Ausrottung von „Heiden“ in der Karibik zeugen vom durchschlagenden Erfolg des „einzig wahren“ Glaubens.

Eusebius erklärte auf Veranlassung des Kaisers, den der Kirchenvater hoch verehrte, recht umfangreich, wie solch „merkwürdige“ Schriften wie der Hebräerbrief, der 2. Brief des Petrus, der Titusbrief und vor allem die Johannesoffenbarung Eingang in die heilige Schrift fanden. Auch Personen, die zur Zeit des Jesus von Nazareth eine Rolle spielten, begegnen dem Leser der Kirchengeschichte recht fremdartig. So merkwürdig fremdartig, dass man auch die Kommentare des eingangs erwähnten Prof. John M. Allegro besser versteht, wenn dieser feststellt, auf welcher merkwürdigen Weise der uns bekannte Jesus von Nazareth dem „Meister der Gerechtigkeit“ aus den Qumran-Schriften ähnele.

Eusebius macht die These fraglich, Jesus Christus entstamme mitsamt den NT-Schriften jüdischen Wurzeln (13). Macht schon die in Qumran gefundene Tempel- oder Gemeinderolle (14) mit der mehrmals wiederholten Vorschrift, man solle die Toten verbrennen und nicht in fruchtbarer Erde bestatten, die Geschichte von „jüdischen Qumran-Essenern“ zu einer Farce, klingt die Beschreibung von Jakobus dem Gerechten wie eine schallende Ohrfeige für heutige Neutestamentler. Dieser Jakobus der Gerechte, ähnlich wie im Evangelium des Johannes auch von Eusebius als „Bruder des Herrn“ bezeichnet, nahm während seines gesamten Lebens niemals ein Bad und ließ sich das Haar nicht schneiden. Wenn man hierzu das Alte Testament, vor allem das Buch der Richter aufschlägt, findet man hinsichtlich der Aussage, „er ließ sich das Haar nicht schneiden“ eine recht einleuchtende Erklärung. Das war die Erzählung über den gewaltigen Helden Samson, der als Mitglied der Sekte derer Nazaröer seine Haare nicht schneiden durfte. Wie wir sehen werden, scheint der von Eusebius beschriebene „Bruder des Herrn“, Jakobus, auch für die These zu sprechen, dass die korrekte Bezeichnung „Jesus der Nazaröer“ (nicht Nazareth) lautet, wie sie vom jüdischen Talmud (15) gebraucht wird. Mitsamt dem vom Talmud „verlegten“ Kreuzestod des Nazaröers Jesus (16) an den Berg Sinai zu Lebzeiten des Mose.



Die sogenannte „Danksagungsrolle“ aus Qumran

Zu solchen Thesen steuerte der Ägypter und Oxford-Gelehrte Prof. Ahmed Osman (17) mit seiner recht gut fundierten Besprechung, der gekreuzigte Christus sei der im Jahre 1923 von Howard Carter im ägyptischen Tal der Könige gefundene Pharaon Tut-Ench-Amun gewesen, einen interessanten Teil mit bei (18). Zumindest die Zentralessage Prof. Osmans, Mose sei identisch mit Echnaton, scheint im 4. Buch der Kirchengeschichte des Eusebius eine Bestätigung zu erfahren, wenn dort der Kirchenvater mitteilt, Mose hätte am Fuße des Gottesberges einen Christus ernannt! Mehr noch, Eusebius setzt diesen Christus mit dem Nachfolger des Mose, dem Josua, gleich. Die vor allem in der englischen King-James-Bibel in erklärenden Fußnoten wechselseitig gebrauchten Begriffe für Jesus = Josua bzw. umgekehrt, finden bei Eusebius eine Erklärung. Schon Prof. Osman stellte die These auf, dass merkwürdige Teile des Neuen Testaments den einzigen Zweck hätten, eine Freveltat zu Füßen des Gottesberges Sinai zu verschleiern. Tatsächlich ist das Motiv des durchbohrten „Sohnes eines Gottes“ auch „heidnischen“ Überlieferungen nicht fremd. So wurde, genau wie im jüdischen Talmud der Nazaröer Jesus, auch der nordische Gott Odin an den Pfahl gehängt und durchbohrt.

Eine denkwürdige Parallele, die auf nachträgliche Korrekturen heiliger Schriften hindeutet, ist der Vergleich zwischen dem AT-Buch des Sacharija mit den

Passionsgeschichten des Neuen Testaments bezüglich des Einzuges Jesu in Jerusalem. Auch in Sacharija 9, 9 heißt es: „*Hosianna, Halleluja, es zieht ein der König der Juden, der Sohn Davids!*“ Dies wird als die prophetische Vorwegnahme durch Sacharija gedeutet. Anders dagegen die im Wadi Qumran gefundene Sacharija-Rolle (19) welche sowohl Prof. Osman als auch Kirchenvater Eusebius („Mose ernannte einen Christus“) verständlicher machen. „*Siehe, es zieht ein der König der Könige*“. Diese Bezeichnung war im Altertum ausschließlich dem ägyptischen Pharao vorbehalten.

Nun würde der von der Sacharija-Rolle gebrauchte Begriff „Pharao“ im Hinblick auf Tut-Ench-Amun auf „fremd“ hinweisen. Der junge Pharao war der dritte König der bis heute schwer zu verstehenden Amarna-Dynastie. Der Begründer dieser Dynastie, der Pharao Echnaton, wandte sich vom bisherigen Staatskult, der Verehrung des Gottes Amun, ab, dessen Haupttempel sich mitsamt der machtvollen Priesterschaft zu jener Zeit im südägyptischen Theben befand. Echnaton führte stattdessen den offenbar aus Heliopolis stammenden Aton-Kult ein. Die zunehmenden Feindseligkeiten der entmachteten Amun-Priester führten zur Gründung einer neuen Residenz, etwa in der Mitte zwischen Memphis und Theben gelegen. Nach dem Namen dieser Residenz, Amarna, erhielt die Dynastie des Echnaton ihren Namen (20). Echnaton, ein Fremder, auf dem Thron der göttlichen Pharaonen? Hierzu würden Prof. Osmans Ausführungen passen, der einen Vorfahren Echnatons, den wohl größten König des Altertums, den Pharao Thutmosis III., als den eigentlichen König David annimmt. Nun, zumindest eine gute Lösung für den Text der Sacharija-Rolle aus Qumran, im Vergleich zum kanonischen Buch des biblischen Sacharija. Die dort gebrauchte Gleichsetzung des Pharao mit „Sohn Davids“ klingt tatsächlich nach einer Überarbeitung uns bekannter AT-Schriften.

Genau das legt Kirchenvater Eusebius nahe, wenn er im 4. Buch seiner Kirchengeschichte der Nachwelt mitteilt, dass der Prophet Esra während der babylonischen Verbannung die *gesamte* Bibel neugeschrieben hätte, da *sämtliche* zuvor vorhandenen Exemplare verlorengegangen seien. Tatsächlich handeln auch die wiedergegebenen Streitgespräche zwischen dem Propheten Muhammad und seinen jüdischen Gegnern davon, dass der Prophet Esra die Thora verfälscht hätte. Dieser Esra ist der einzige, der nicht im heiligen Buch des Islam, dem Koran, auftaucht.

Hier mag die mögliche Brisanz der Qumran-Schriften zu suchen sein. Man stelle sich nur vor, in diesen Rollen befänden sich Passagen und Teile, die aus der Zeit vor der Neuschreibung durch den Propheten Esra stammten. Dann wäre „unsere“ Bibel tatsächlich **nicht** Gottes Wort!

Literatur und Anmerkungen

1 Peshet = Kommentar; vergleichbar mit der jüdisch-talmudischen Literatur werden hier Bücher des Alten Testaments erklärt bzw. ausgelegt. Zum Buch des Habakuk z.B. der Habakuk-Peshet.

- 2 Siehe ausführlicher in: „Biblische Geschichte neu interpretiert“ in: Edition „An den Grenzen unseres Wissens, Bd. I“, CTT-Verlag, Suhl 1997, vom Verfasser dieser Arbeit.
 - 3 „Die Schriftrollen vom Toten Meer“, John M. Allegro, Oxford 1957
 - 4 „Verschlußsache Qumran“, in der Edition „An den Grenzen unseres Wissens Bd.II“, in Anm. 2 zitiert, vom Verfasser.
 - 5 „Der gefälschte Paulus“, Dr. Hermann Detering.
 - 6 Ausführlicher in „Paulusbrieve ohne Paulus“, in OMICRON Nr. 3/97, Fuldata, vom Verfasser.
 - 7 „Der Jesus-Papyrus“, O’Toole/D’Ancona, München 1996.
 - 8 Die Ziffer hinter „Q“ bezeichnet in Qumran-Editionen die entsprechende Fundhöhle. Q7 also Höhle 7.
 - 9 Wie z.B. der Amerikaner Prof. Robert Eisenman in seinem Buch „Jesus und die Urchristen“, München 1993.
 - 10 „Kirchengeschichte“, Eusebius von Cäsarea, Studienausgabe München 1997.
 - 11 Neuere Besprechungen, welche erhebliche Zweifel an der Echtheit von Schriften der Ur- und Frühkirche, insbesondere auch den Edikten des zum Christentum übergetretenen römischen Kaisers Konstantin postulieren, sind für unser Thema nicht von Bedeutung. Speziell Interessierte seien z.B. an Schriften des Mantis-Verlages, Dr. Heribert Illig, in Gräfelfing, verwiesen.
 - 12 Der Anfang des 4. Jahrhunderts in Rom residierende Bischof hatte noch nicht die Macht der späteren Päpste.
 - 13 „Ist die Bibel richtig übersetzt?“, Prof. Pinchas Lapide, GTB Gütersloh.
 - 14 „Die Tempel- oder Gemeinderolle“, Edition UTB 829 Mayer, München/Basel 1992.
 - 15 „Der Talmud“, deutsch: Goldmann 9/92.
 - 16 Siehe vor allem: Talmud, Sanhedrin und Sanherib, deren Texte sich direkt auf Exodus und Deuteronomium beziehen.
 - 17 „Wer war Jesus wirklich?“, Prof. Ahmed Osman, Knauer TB 1994.
 - 18 Siehe auch „Das Grabtuch von Turin - eine Botschaft Leonardos“, in: EFODON SYNESIS Nr. 15, vom Verfasser.
 - 19 „Die Qumran-Essener, Bd. I“, in Anm. 14 zitiert.
 - 20 „Echnaton, Amun und Aton“, EFODON-DOKUMENTATION DO-36, Dr. Otto Ernst, Hohenpeißenberg 1998.
-
-

Neue Erkenntnisse und neue Fragen zu den Großsteinanlagen im Emsland und im Oldenburger Land

Von der EFODON-Forschung vom 20. bis 22. März 1998 und danach

© 1998 Pit Schellenberg, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 29/1998

Ein ausführlicher Bericht über die aufgesuchten Großsteinanlagen und die Teilnehmer bei unseren Nachforschungen erschien in der EFODON-Vereinsbeilage EFODON NEWS Nr. 45 (Mai/Juni 1998). Aber einige Ergebnisse sollen hier zusätzlich erwähnt werden.

Unser Team hatte seine Basis in der Jugendherberge in Börger (im Emsland, etwa zwischen Cloppenburg und Papenburg) gewählt, da hier bereits eine recht gut erhaltene Großstein-Anlage auf dem Gelände neben der Herberge liegt. Am Wochenende untersuchte unsere Gruppe Steinsetzungen dort in der Umgebung.

Anschließend blieben Gernot L. Geise, Michael Skiera, Martin Becker und Pit Schellenberg noch einige Tage in Reckum bei Wildeshausen. Teils, um die gewonnenen Erkenntnisse auszuwerten, teils, um neu aufgeworfene Fragen zu diskutieren, und auch, um neue Ansätze zu finden.



Beim „Großsteingrab am »Osteresch«“



Michael Skiera (links) stellt erstaunt fest, dass sein Satellitenpositionsempfänger in einer Steinsetzung „bei den Düvelskuhlen“ keinen Satelliten mehr empfangen kann. Auch Gernot L. Geise (rechts) ist erstaunt darüber.

Dass auf der Autobahn A1 im Bereich der Ahlhorner Heide überdurchschnittlich häufig schwere Unfälle passieren, hat sich inzwischen, über die betroffene Region hinaus, herumgesprochen. Man braucht nur öfter den Verkehrsfunk zu hören. Dass in der Nähe der Unfallstellen die Großsteinsetzungen „Visbeker Braut“ und „Visbeker Bräutigam“ liegen, wissen meist nur die Einheimischen. Offiziell besteht da natürlich kein Zusammenhang. Dennoch fangen manche Menschen in der Region mittlerweile an, hörbar darüber nachzudenken. Trotz ihrer teilweise erheblichen Zerstörung schwingen die Anlagen noch stark und strahlen, mit kleinem Öffnungswinkel, zur nahegelegenen Autobahn.

Die Erkenntnisse von Rutengängern und Pendlern werden von vielen noch mit Naserümpfen betrachtet. Die haben wohl den im Auftrag des Bundesforschungsministeriums von Betz und König herausgegebenen Wünschelrutenreport noch immer nicht gelesen. Aber in diesem Beitrag geht es nicht darum, das Rutengehen zu verteidigen. Hier geht es um etwas, das jeder Interessierte mit technischem Gerät nachprüfen kann.

Unser Mitglied Michael Skiera hatte seinen satellitengesteuerten Navigationsrechner zur Positionsbestimmung für die Steinsetzungen mitgebracht. Innerhalb einer Steinsetzung meldete das Gerät, dass es keinen Satelliten empfangen könne. Drei Meter außerhalb arbeitete das Gerät wieder problemlos. Wir wiederholten den Versuch, um sicher zu sein. Das Gerät versagte in der Steinanlage wieder. Es gibt darin Stellen, wo es noch funktioniert, an anderen nicht.

Eine gleichartige Erfahrung habe ich an den Reckumer Steinen mit meinem drahtlosen Telefon (D-Netz) gemacht. An manchen Stellen in der Nähe der Steinsetzung funktioniert es einfach nicht (kein Empfangssignal). In beiden

Fällen befanden sich die Geräte in ansonsten freier Landschaft (mit Gebüsch und/oder Wald) auf gleicher Höhe oder oberhalb der höchsten Steine. Eine Abschattung von Funksignalen zwischen Sender und Empfänger im landläufigen Sinn - wie durch Betonburgen in den Großstädten -- kommt also nicht in Betracht.



In der Nähe mancher Großsteinanlagen wachsen Bäume oft etwas eigenwillig, für einen Rutengänger ein sicheres Zeichen für eine vorliegende Störung.



Michael Skiera und Karen Himstedt prüfen mit einem Satellitenpeilempfänger zur Positionsbestimmung, ob neben einer Steinsetzung ein Empfang noch möglich ist.

Bei nächster Gelegenheit werden wir einen batteriegetriebenen Allwellenempfänger und - wenn möglich - ein Funktelefon für das E-Netz zusätzlich mitnehmen. Wir wollen versuchen, möglicherweise vorhandene Gesetzmäßigkeiten für den Einfluss der Großsteinanlagen auf elektromagnetische Schwingungen zu finden oder aber feststellen können, dass sie ohne nachvollziehbaren Einfluss sind.

Die beobachteten Erscheinungen machen die Teilnehmer in unserer Forschungsgruppe jedenfalls sehr nachdenklich.

In einem Zeitschriftenartikel, den ich von Monika Kruse (AAS-Gruppe Berlin) vor einigen Jahren beim „One Day Meeting“ der AAS in Mannheim bekam, war schon empfohlen worden, zu solchen Untersuchungen auch ein Kofferradio mitzunehmen. Monika Kruse sucht nach einer für den Bau aller Megalithanlagen gemeinsam gültigen Formel. Sie hat schon etliche Anlagen genau kartiert.



Wenig beschädigter Deckstein in einer Großsteinanlage „bei Deymanns Mühle“.

Unser EFODON-Team geht davon aus, dass die Anlagen früher weiträumig miteinander korrespondierten. Dadurch, dass die meisten davon inzwischen beseitigt wurden (meist zur Gewinnung von Baumaterial für den Haus- und Straßenbau bis in die Nachkriegszeit hinein), fehlt heute der Zusammenhang. Bei den meisten abgeräumten Anlagen ist heute weder ihre frühere Position noch ihre ehemalige Ausrichtung bekannt.

Auch da, wo wir heute noch die alten „Steinhäuser“ (Steenhus auf plattdeutsch) finden, sind die meisten, die einst existierten, längst unkontrolliert abgeräumt und damit spurlos verschwunden. Es wird also bestenfalls nur teilweise möglich sein, irgendwann einmal etwas über den Umfang der Bedeutung dieser Anlagen herauszufinden. Zumindest im flachen Teil des norddeutschen Raumes waren sie mindestens so häufig wie weiter südlich die Keltenschanzen. Da die oberirdischen Steinsetzungen der Zerstörung weit stärker ausgeliefert waren als die unterirdisch angelegten Teile der Keltenschanzen, dürfte der Schaden bezüglich der Klimabeeinflussung auch größer sein.

In den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts wurden zwar auch im Süden unseres Landes aus Unwissenheit und Landgier oberirdische Steinsetzungen beseitigt. Die neuen Traktoren aus den USA machten es möglich. Und wenn seitdem Blitze auch dort einschlugen, wo sie es vorher nie getan hatten, so hat sicher niemand einen Zusammenhang gesehen. Ich erinnere hier an unsere Untersuchungen im Gelände um Waldbüttelbrunn vor Jahren.

Nach meiner Einschätzung hat man die Steinanlagen hauptsächlich als Ersatz für Keltenschanzen in Gebieten mit hohem Grundwasserpegel gebaut. Im flachen Gelände steigt der Grundwasserspiegel bei starken Niederschlägen oft

bis fast an die Oberfläche. Dadurch würde eine Keltenschanze elektrisch, und damit auch schwingungstechnisch, kurzgeschlossen. Somit wäre sie wirkungslos. Näheres zur Funktion und Bedeutung von Keltenschanzen werden wir in Leo Berlachers Buch lesen können, das in Vorbereitung ist. Ob und wie weit das Aufstellen von Maibäumen in der Gegend bodenständiges Brauchtum ist, und ob hier ein Zusammenhang besteht zu Keltenschanzen oder Steinsetzungen, wird zukünftig zu erfragen sein.

Zwei Keltenschanzen haben wir in Dötlingen (nahe Wildeshausen) auch gefunden, aber in relativ selten anzutreffender Höhe neben einem alten Ludrenplatz (mit heute noch guter Sichtverbindung durch den Wald zum Kirchturm!). Aber diesmal hatten wir danach nun nicht gesucht. Diese Entdeckung ist uns nebenbei zugefallen. Um mehr Klarheit über mögliche Zusammenhänge mit den noch vorhandenen Großsteinanlagen zu bekommen, besteht also auch hier noch Forschungsbedarf.

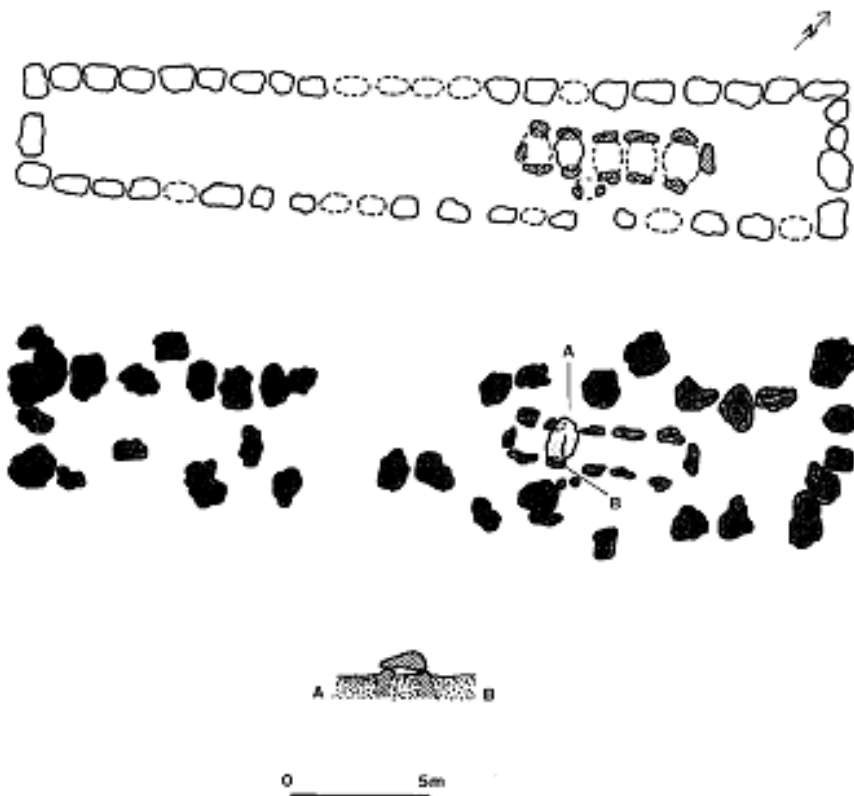
*Fotos: Pit Schellenberg;
„Großsteingrab am »Osteresch«“: Geise*

Die „Großplatte Norddeutschland“

© 1998 Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 29/1998

Am 20. bis 22. März fand in der kleinen Ortschaft Börger (Kreis Emsland) in Norddeutschland ein EFODON-Treffen statt. Dabei wurden u.a. die Steinsetzungen rund um den Hümmling untersucht. Der Hümmling ist eine Gegend, in der sich viele Steinsetzungen aus verschiedenen Epochen befinden. Aus verschiedenen Epochen? Ja, so sagen die Archäologen, und berufen sich dabei auf Funde, die in diesen Anlagen gemacht wurden.

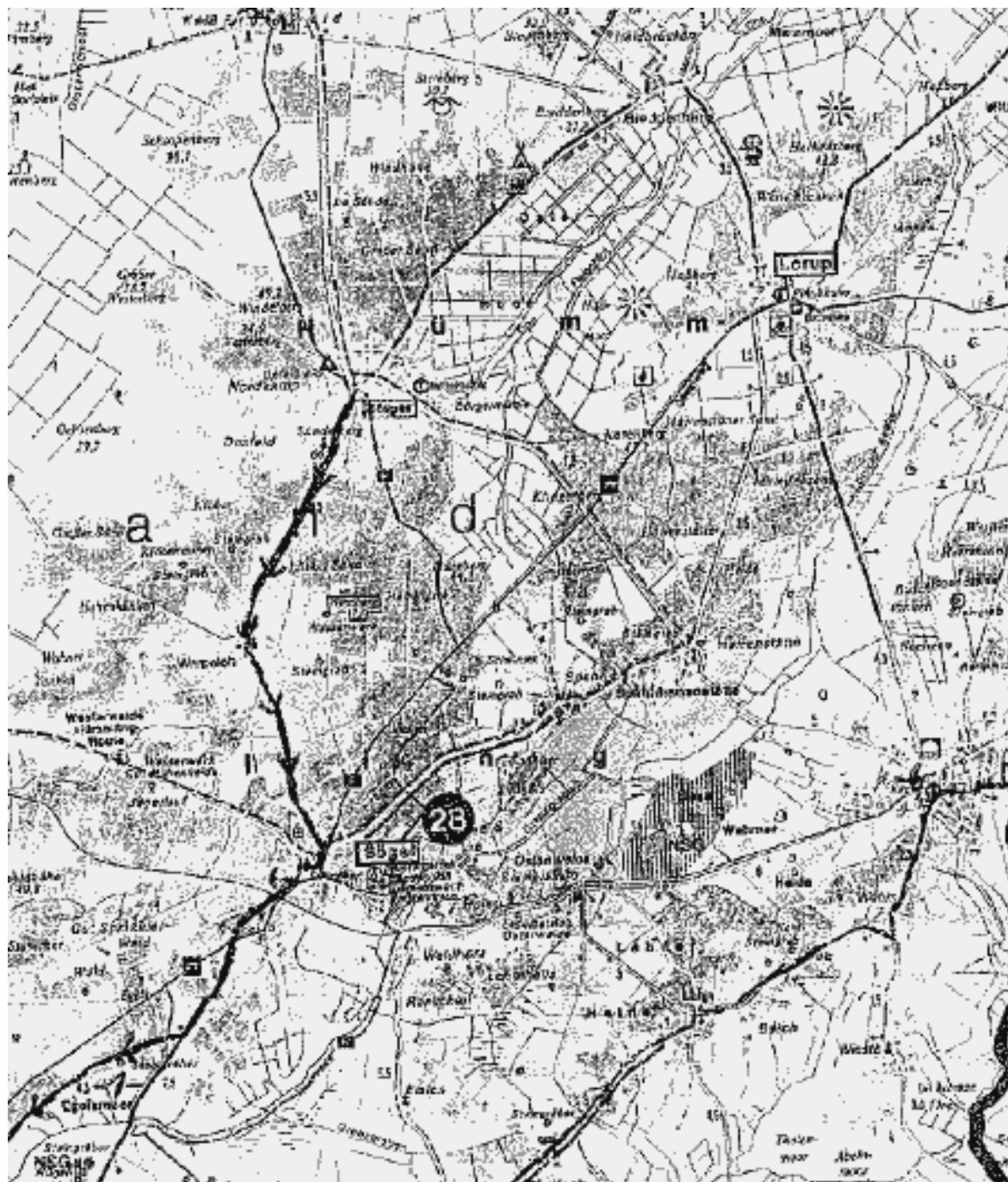
Nun wissen wir ja, dass sich Steine mit keiner bekannten Methode datieren lassen, und auch eventuelle Bearbeitungsspuren sind davon nicht ausgenommen. Darüber haben schon genügend andere geschrieben. Dass es in allen Jahrhunderten und Jahrtausenden „Mode“ war, die eigenen Toten möglichst nahe an irgendwelchen „Heiligtümern“ oder „heiligen Orten“ beizusetzen, ist wohl eine menschliche Eigenschaft - sagt jedoch nichts, aber absolut nichts über die Herstellungszeit des jeweiligen Objektes aus. Ein Beispiel: Auch heute werden Verstorbene in Familiengräbern beigesetzt, die teilweise einige hundert Jahre alt sein können (allerdings schreibt man heute ihre Namen auf die Steine). Graben Archäologen in tausend Jahren so ein Familiengrab aus und datieren die sterblichen Überreste, so müssen sie zu völlig widersprüchlichen Ergebnissen kommen.

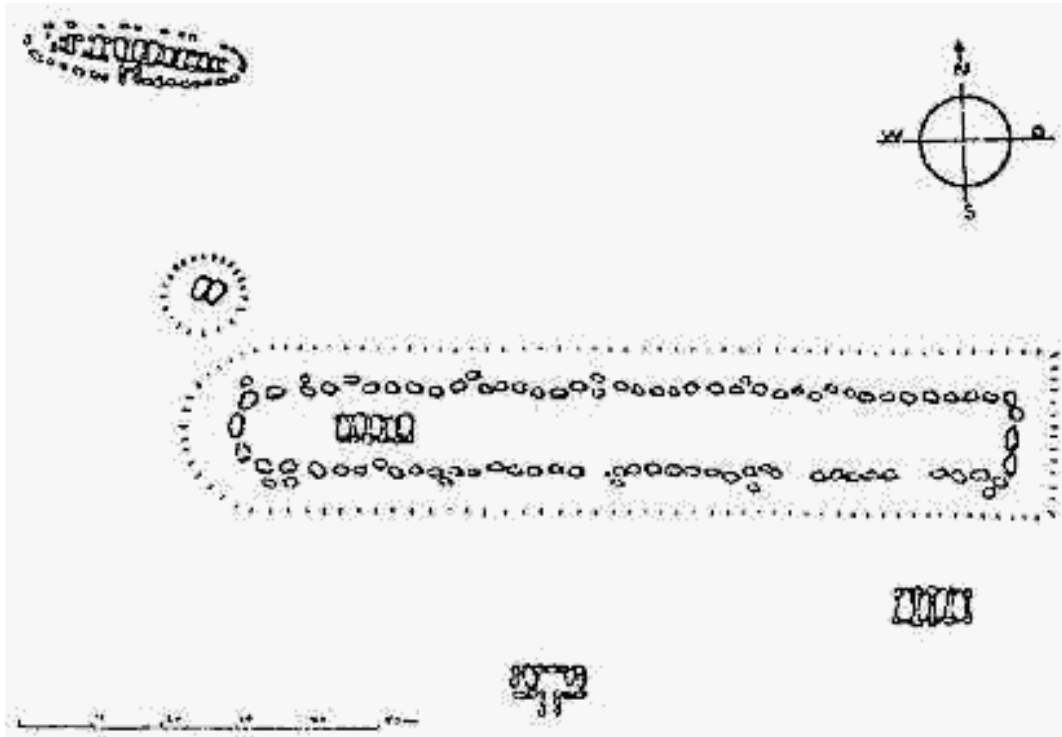


Beispiel „Glaner Braut II“, Wildeshausen. Oben: Rekonstruktion, Mitte: heutige Lage der Steine, unten: Querschnitt



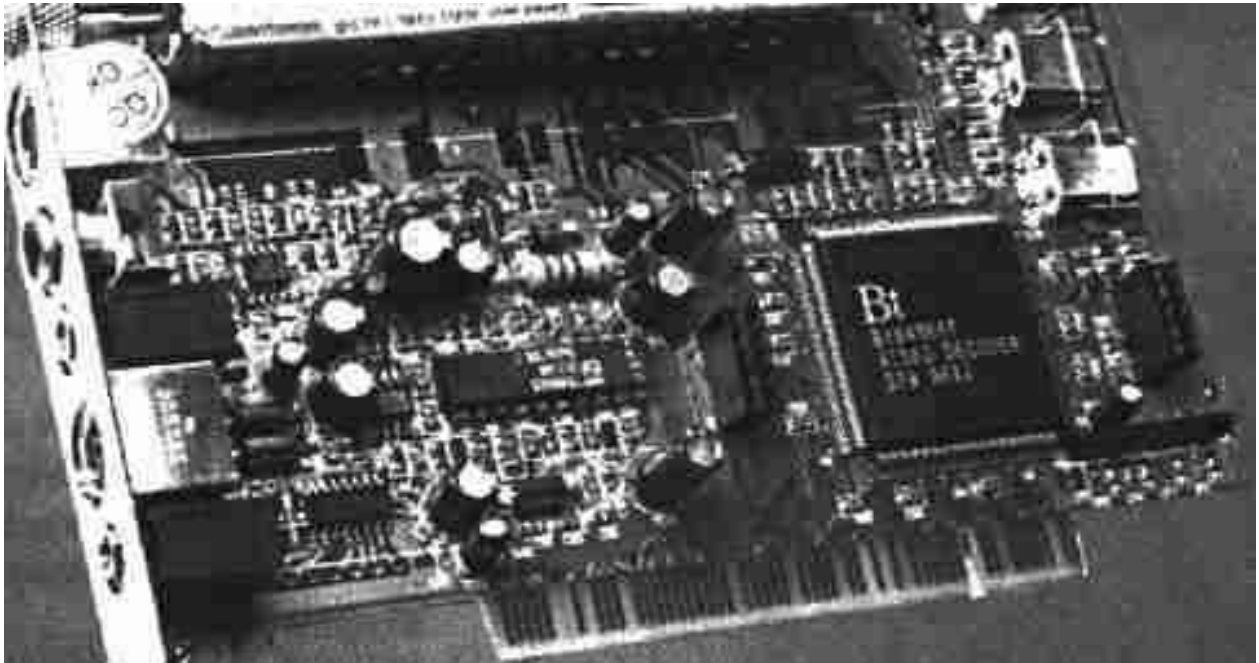
Beispiel „Kleinenkneten II - Große Steine II“, heutige Lage der Steine.





Beispiel „Visbeker Bräutigam“ mit vier Satelliten-Anlagen, Ahlhorner Heide.

Die (ehemalige) Funktion einer Einzelanlage lässt sich radiästhetisch recht gut nachvollziehen. Ein Energiestrom fließt oder floss (durch eine der zwei Lücken in der Steinumfassung) in die Anlage hinein. Dort oszillierte die Energie, vergleichbar mit einem Laser, zwischen den beiden Reflektorsteinen hin und her, bis sie sich zu einer gewissen Stärke aufgebaut hat und durch die zweite Lücke in der Steinumfassung zur nächsten Anlage floss. Vom Standpunkt der Logik her müsste sich auf diese Weise von Anlage zu Anlage die Quantität oder Qualität der Energie immer weiter aufgebaut haben, bis sie an einem Endpunkt... ja, was? Wohin entschwand sie dort, und zu welchem Zweck? Anhand der Menge der auf engerem Gebiet befindlichen Anlagen muss ein recht starker Energiestrom erzeugt worden sein.



Beispiel: So sieht heute eine Computer-Steckkarte aus. Viele einzelne elektronische Bauteile sind auf einer Platine miteinander verbunden. Jede Steckkarte hat aber auch einen „Ausgang“. Wo ist dieser bei den Megalith-Verbundsystemen gewesen?

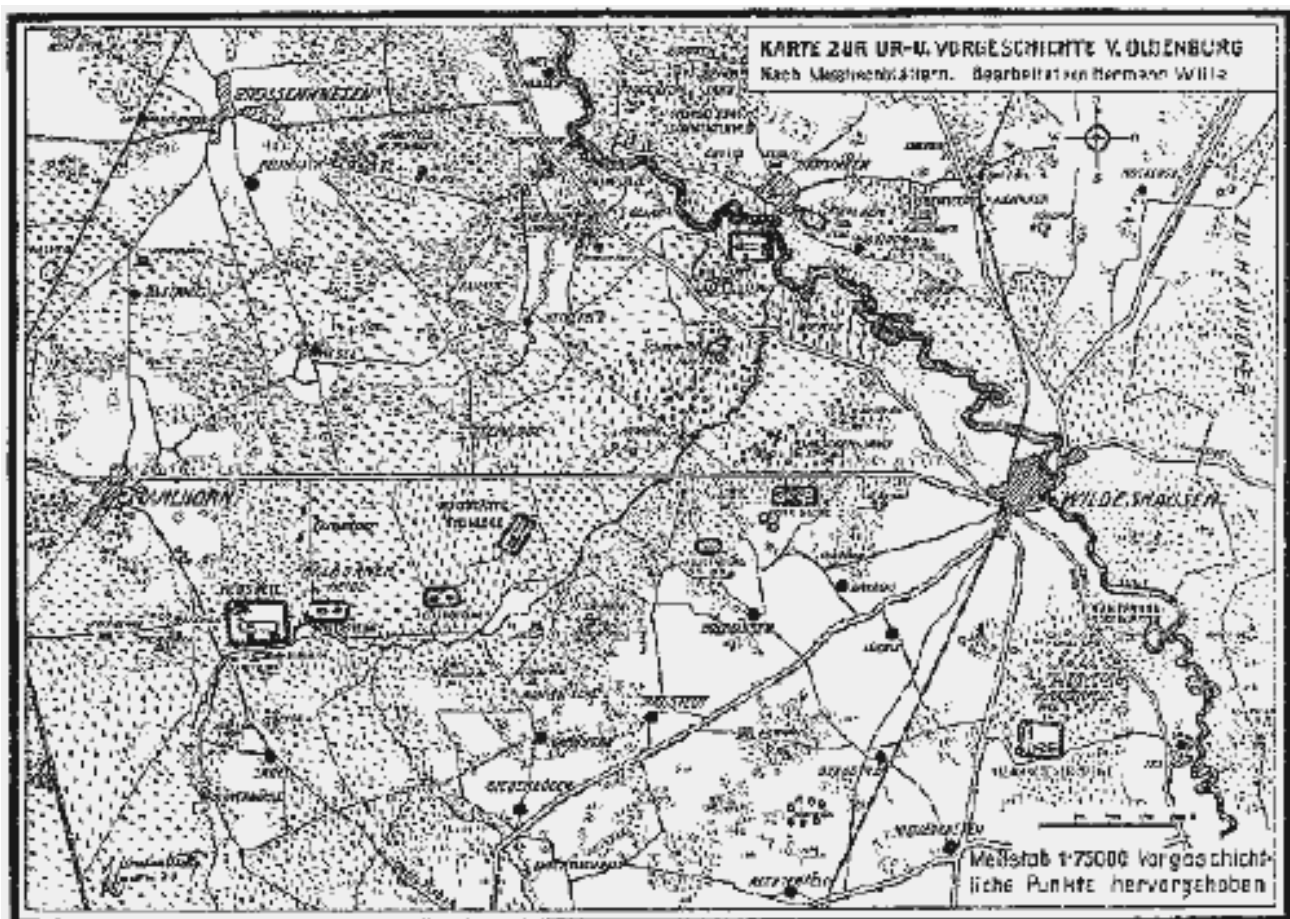


„Großsteingrab am »Osteresch«“. Michael Skiera steht mit dem Satellitenpeilgerät auf einem der Decksteine (Foto: Geise)

Für mich bot sich spontan der Vergleich mit einer heutigen Platine an, einer gedruckten Schaltung, auf der Widerstände, Transistoren, Dioden u.a.m. befestigt sind, um irgendeine Funktion zu erfüllen. Auch solche Elektronikbausteine sehen sich ähnlich, obwohl sich ihre Funktion unterscheiden kann.

Tatsächlich sind die Steinsetzungen ebenfalls durch verschiedene energetische Linien und ggf. durch unterirdische Wasserläufe miteinander verbunden. Es ist auch teilweise noch eine energetische Funktion feststellbar. Die Gesamtanlage funktioniert jedoch nicht mehr (wieder vergleichbar mit einer Platine: brennt ein Transistor durch, muss das ganze Platinenmodul ausgetauscht werden).

Unsere bisherige Vermutung als Arbeitshypothese bestand darin, dass es sich bei diesen Anlagen möglicherweise um „Geräte“ zur Wetterharmonisierung handeln könnte, ähnlich in der Funktion wie die sogenannten Keltenschanzen. Zweifel kamen dann auf, nachdem selbst dort, in der Nähe dieser Anlagen, Keltenschanzen (sogar teilweise noch mit Wall) vorhanden sind. Wozu also „doppelt moppeln“? Tatsächlich konnte die energetische Aktivität einiger Steinanlagen zu dem Schluss führen, dass hier eine Wetterbeeinflussung stattfindet, da verschiedentlich auch eine energetische Abstrahlung nach oben feststellbar ist. Es bleibt nachzuprüfen, ob die energetische Abstrahlung nach oben etwa eine Art Überlastungsschaltung darstellt, eine Art Sicherung, damit bei einem Defekt überschüssige Energien abgeleitet werden können, um keinen Schaden anzurichten?



Skeptiker können nun natürlich einwenden, dass „energetische Phänomene“, die mithilfe der Radiästhesie festgestellt wurden, auf reiner Vermutung, Wunschenken oder Einbildung basieren würden. Tatsächlich muss bei derartigen Mutungen sehr gewissenhaft und genau vorgegangen werden, denn bereits eine ungenaue Abfrage ergibt ein falsches Ergebnis. Demgemäß ist es bei

radiästhetischen Untersuchungen immer vorteilhaft, wenn mehrere Radiästheten daran beteiligt sind. Dass die festgestellten Energien jedoch durchaus vorhanden sein müssen (um welche auch immer es sich handelt), geht schon daraus hervor, dass sie spürbar sind. Für Skeptiker zeigt der Einsatz von elektronischen Geräten: Warum funktioniert ein Satellitenpeilgerät in einer dieser Anlagen nicht mehr? Warum ist mit einem „Handy“ innerhalb einer solchen Anlage keine Verbindung mehr herstellbar? Dies bezieht sich nicht etwa auf die Hohlräume unter den Dachsteinen, sondern auf der höchsten Position, mit hindernisfreier Sicht, ohne eventuell störende Berge! Einige Meter neben der jeweiligen Anlage funktionieren die Geräte wieder störungsfrei. Das sind jederzeit nachprüfbar Fakten!

Die Art der Bauweise dieser megalithischen „Großgräber“ und die heute noch feststellbaren energetischen Phänomene legen den Schluss nahe, dass es sich bei diesen Megalithanlagen mit einiger Wahrscheinlichkeit um ein großes energetisches Verbundsystem handelte.

Sicher sind heute nicht mehr alle Anlagen funktionsfähig. Wer weiß, welche Kräfte hier einst - als noch alle Anlagen als Gesamtsystem funktionierten - aufgebaut, gebündelt und wohin geschickt wurden? Wozu benötigten die Erbauer dieser Anlagen große Energiemengen? Doch bitte nicht dazu, um ihre Toten darin zu braten? Und doch auch nicht dazu, um Sonnen- oder Mondaufgang beobachten zu können... (astronomische Deutungen in solche Anlagen hinein zu interpretieren, grenzt ohnehin an weltfremden Schwachsinn).



Das „Großsteingrab am »Osteresch«“ (Gemeinde Stavern, Lkr. Emsland). Exakt ausgerichtet liegt dieses Objekt direkt auf einem Kreuzungspunkt des Globalgitters (Foto: Geise)

Die Errichtung dieser Anlagen wird heute (immer noch) unseren „knüppelschwingenden“ Vorfahren zugeschrieben. Wohl, weil man die wahren Erbauer nicht kennt. Doch wenn man vor einer solchen Anlage steht und die tonnenschweren Steinklötze betrachtet, müssen einem doch Zweifel kommen, mit welchen Mitteln unsere „technologielosen“ Vorfahren diese Großsteine transportiert und aufeinandergeschichtet haben sollen. Heute wäre ein solches Unterfangen nur mittels Einsatz von technischem Großgerät möglich (siehe die Blamage der Ägyptologen mit den Gizeh-Pyramiden, deren Granitsteine mittels Kupfermeißel bearbeitet worden sein sollen).

Wer diese Anlagen errichtet hat, der wollte sichergehen, dass sie wind-, wetter- und erdbebenfest waren, damit das Gesamtsystem nicht bei jedem mittleren Unwetter (oder sich daran reibenden Großtieren) ausgefallen wäre, und dass sie über einen längeren Zeitraum störungsfrei funktionieren konnten. Das System ist genial konzipiert: ein für die Erbauer einfach (man nehme einige große Felsbrocken) herzustellendes System, das gleichzeitig robust ist und trotzdem effektiv arbeitet. Nein, das waren keine Jäger und Sammler, die hier ihren steinernen Friedhof errichteten.

Möglicherweise besteht hier ein Zusammenhang mit den Erbauern der Gizeh-Pyramiden. Damit möchte ich nicht behaupten, dass diese Megalithanlagen energetisch mit den Pyramiden - und somit mit dem von mir postulierten solaren Transmittersystem (siehe SYNESIS Nr. 26) - zusammenhängen (obwohl es vorstellbar wäre). Sie können durchaus eine noch zu findende andere Funktion gehabt haben. Auch wir haben in unserem Haushalt die verschiedensten Geräte, die zwar nicht miteinander verbunden sind, aber trotzdem alle mit demselben elektrischen Strom arbeiten und von uns benutzt werden.

Lag der Salomonische Tempel in Spanien?

© 1998 Harald Heinze, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 29/1998

In SYNESIS Nr. 4/1994, Seite 16-18, hatte Horst Friedrich („In welchem Land lag der Salomonische Tempel?“) die These vertreten, dass der Salomonische Tempel an der Stelle des heutigen Granada in Spanien stand, und *nicht* in Jerusalem. Die Quellen und Inspiration für diese Hypothese fand Friedrich insbesondere in den Büchern von Jaques Touchet: „La Grande Mystifikation“, 1992, Carcassonne und von Uwe Topper: „Das Erbe der Giganten“, Olten/Freiburg 1977.

Friedrich meint „es ist hohe Zeit, den vorgeschichtlich-geografischen Horizont zu weiten.“ In Tat und Wahrheit aber weitet Friedrich nicht, sondern engt ein! Denn die Behauptung, ein „Salomonischer“ Tempel habe in Spanien gestanden, schließt *nicht* aus, dass ein Original dieses Tempels in Jerusalem stand!



Abb. 1: Salomonischer Tempel, Privatsammlung

Friedrich hätte also beweisen müssen, dass es sich bei dem behaupteten „Salomonischen“ Tempel in Spanien *nicht* um einen Tempelnachbau der in der Diaspora (Zerstreuung) lebenden Juden handelte!

Der Verfasser will lediglich darauf hinweisen, dass es solche Tempel außerhalb Jerusalems gab, ohne dass der Salomonische Tempel in Jerusalem damit eine Erfindung sein müsste. Folgende (nicht erschöpfende) Beispiele mögen dies belegen:

A) außerhalb Israels

1) Schon vor der Eroberung Ägyptens durch die Perser (-525) stand in Ägypten ein „Salomonischer“ Tempel in einer jüdischen Militärkolonie, der -410 zerstört wurde. Dies geht aus Papyrusurkunden von der Nilinsel Elephantine bei Syene (Assuan) hervor. (1)

2) Auch in Unterägypten stand ein „Salomonischer“ Tempel, bei Leontopolis. Der aus *Jerusalem* geflohene Hohepriester Onias hatte ihn dort etwa -170 nach dem Vorbild des *Jerusalem*er Tempels gebaut. (2)

B) Tempel Jahwes in Israel/Palästina

aus der Eisenzeit, also z.T. sogar noch *vor* der Zeit des Salomonischen Tempels standen in:

Bethlehem, Hebron, Nob, Mizpa, Gibeon, Silo, Bethel, Sichem, Michas Haus, Ofra, Mizpa, Dan (3). Keiner dieser Tempel schloss die Existenz „des“ Tempels in Jerusalem aus!

In Arad (südlich von Hebron) wurde in neuerer Zeit ein weiterer Jahwe-Tempel ausgegraben. Auf einem Ostrakon aus diesem Tempel steht geschrieben: „Das Haus Jahwes“ (4).

Damit ist klar bewiesen, dass es in Israel sogar *vor* der Zeit des Salomonischen Tempels *Jahwe*-Tempel gab und solche später auch in Ägypten nachgewiesen wurden.

Sollte ein Jahwe-Tempel auch in Spanien gestanden haben, so schließt auch dieser nicht ein Original in Jerusalem aus! Es kann sich auch dort, so wie in Ägypten, um ein Heiligtum von Juden in der Diaspora (Zerstreuung) handeln.

Jetzt gehen wir zum „positiven“ Beweis über, dass der *Salomonische* Tempel in Jerusalem existierte:

C) In Jerusalem

1) Noch heute ist deutlich die gewaltige Aufschüttung des Tempelbergs in Jerusalem zu sehen. Sie umfasst mehrere hundert Meter Kantenlänge in beiden Richtungen (Länge und Breite). Die Archäologie hat längst nachgewiesen, dass der von Herodes dem Großen erweiterte Tempel des Serubabel nicht der erste Tempel dort war und dass die Aufschüttung selbst wesentlich älter als dieser Tempel ist.

Es ist naheliegend, dass diese sehr alte, große künstliche Aufschüttung in Jerusalem einem Gebäude nationalen Interesses zur Grundlage dienen musste. Die Geschichte weiß nur von einem einzigen dieser Bedeutung: dem Salomonischen Tempel!

2) Ein weiterer Beweis wurde 1988 der internationalen Presse vorgelegt: Ein aus *Jerusalem* stammender Granatapfel aus dem -8. Jahrhundert mit alt-

hebräischer Aufschrift: „Zum Hause des Herrn (gehörig), heilig den Priestern“!
(5)

3) Der jüdisch-römische Historiker Flavius Josephus (1. Jahrhundert nC) hat in seinen „Antiquitas“ VIII, 3 (6) und in „Bellum Judaicum“ V, 5 (7) den *Salomonischen* Tempel von *Jerusalem* in vielen Details in punkto Bauweise, Masse und den Beteiligten beschrieben. Es ist klar, dass Josephus für diese detaillierten Beschreibungen sehr alte *schriftliche* Quellen vorgelegen haben müssen! Josephus führt Daten auf, die über die Angaben im biblischen Text hinausgehen.

Abbildung 2 zeigt die von römischen Soldaten 70 nC geraubten Tempelschätze des von Herodes erweiterten „2.“ Tempels, wie sie auf dem Titusbogen in Rom noch heute zu sehen sind. Das Bild zeigt deutlich den siebenarmigen Goldenen Leuchter, Posaunen und den Schaubrottisch, alles Gegenstände aus dem Heiligtum des Jerusalemer Tempels. Die Anfänge dieses Tempels gehen ins -6. Jahrhundert zurück. Dieser Tempel wurde nach dem Vorbild des *Salomonischen* Tempels erbaut, was aus allen schriftlichen und archäologischen Quellen, die wir noch haben, eindeutig hervorgeht, also aus dem Text der Bibel, Flavius Josephus und Grabungen.

Horst Friedrich hat also, entgegen seinem eigenen Vorsatz, den „vorgeschichtlich - geografischen Horizont“ nicht geweitet, sondern eingeeengt. Darüber hinaus hat er die biblischen Text-Quellen in typisch moderner Manier als minderwertig erachtet, denn nicht mit einem einzigen Wort erwähnt er sie in seiner Abhandlung.



Triumphbogen des Titus

Abb. 2: Triumphbogen des Titus in Rom, aus: Die Religiösen Altertümer der Bibel, Dan. Bonifacius von Haneberg, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, München 1869

Das 1. Buch der Könige, Kapitel 6-7 und das 2. Buch der Chronik Kapitel 3-4 beschreiben nämlich ausführlich den Bau des *Jerusalem* Salomonischen Tempels. Beide biblischen Bücher sind in den Qumran-Funden vom Toten Meer enthalten, also als echte Quellen des vorchristlichen Zeitalters erwiesen. Grundsätzlich hätte Friedrich also die biblischen Texte als eine gleichwertige historische Quelle behandeln müssen, bis deren angebliche völlige Unzuverlässigkeit bewiesen wäre! In Wahrheit aber ist es so, dass die biblischen Texte mit jedem Jahr archäologischer Forschung an Glaubwürdigkeit gewinnen und hunderte von Historikern und Archäologen weltweit sie in ihrer Forschung heranziehen.

Friedrichs Geschichtskonstruktion erfordert also das einmalige Geschehen, dass innerhalb von etwa vierhundert Jahren die gesamte Geschichte Israels erfunden sein müsste, inklusive tausende von Namen, Bauwerken, geografischen Verhältnissen u.a. mehr.

Denn dies ist die Zeitspanne zwischen der Zerstörung des Salomonischen Tempels (ca. -586) in Jerusalem gemäß *biblischen* Quellen und dem Alter der Qumran-Schriften (was die Alttestamentlichen dort gefundenen Bücher betrifft), die z.T. bis ins -2. oder -3. Jahrhundert zurückreichen, unter ihnen die obigen biblischen Bücher der Könige und der Chronik, die den Jerusalemer Salomonischen Tempel detailliert beschreiben.

Inzwischen ist sehr viel des Materials und der Angaben der Alttestamentlichen Bücher von der Archäologie bestätigt. Merkwürdigerweise soll nun der Salomonische Tempel in Jerusalem, das *Herzstück* israelitischer Geschichte, eine Ausnahme bilden, während in damals kleineren Städten Israels Tempel Jahwes sogar aus der Eisenzeit nachgewiesen wurden. Kürzlich ist in (Tell) Arad sogar einer ausgegraben worden.

Angesichts obiger Beweise *für* die damalige Existenz des Salomonischen *Original-Tempels* in Jerusalem sprechen die Fakten eine deutliche Sprache.

Die Jahwe-Tempel der jüdischen Diaspora im Ausland widerlegen in keiner Weise die damalige Existenz des Salomonischen Tempels in Jerusalem.

Friedrich erwähnt ebenfalls in seinem Artikel (Seite 16) die „jüdische Minorität“ im damaligen Spanien, und dass die iberische Halbinsel schon immer deren Heimat gewesen sei. Es kann sich also sehr wohl um jüdische Konvertiten in Spanien gehandelt haben, die wie die obigen im alten Ägypten in der Diaspora ihren eigenen Jahwe-Tempel hatten. Dass die iberische Halbinsel schon immer deren Heimat war, schließt in keiner Weise die damalige Existenz von Juden *in* Israel und deren Original-Tempel aus!

Friedrich bringt (Seite 17) weitere Thesen im Telegramm-Stil, die seine These, dass nicht nur der Salomonische Tempel, sondern auch die Hebräische Sprache und das Reich Salomos im damaligen Spanien ihren Ursprung und alleinige damalige Existenz gehabt hätten:

- „Die Heimat der Semiten ist der iberische Westen“
- „Das Reich Salomos befand sich in Spanien“
- „Auch die Alphabetschrift stammt aus dem iberischen Westen“.

Eine *Priorität* im iberischen Westen (gegenüber Israel) ist durch Friedrich nicht bewiesen, sondern nur, dass hebräische Tempel, Städtenamen, hebräische Namen und hebräische Sprache auch im damaligen Spanien auftauchten. Derartige Beobachtungen treffen wir aber bis heute in vielen Gegenden und Kontinenten an: in Südamerika oder in den USA gibt es Städte und Orte, die von europäischen Auswanderern gegründet waren und entsprechend Berlin, Moskau, Bern usw. heißen! Auch sprechen Teile dieser Auswanderer noch heute ihre Muttersprache untereinander und tragen deutsche Namen! Wer kennt nicht Siebenbürgen in Rumänien, wo ausgewanderte Sachsen sich niedergelassen haben und ihre Volksbräuche, Namen, Religion und Sprache noch heute, *mehr* als im heutigen Sachsen,

praktizieren! Ein Historiker des zukünftigen 25. Jahrhunderts, der nur über lückenhafte Quellen verfügt (wie wir über die Antike), könnte meinen, die Sachsen kommen von Siebenbürgen!

Friedrich macht sich (Seite 17) mit seiner Quelle Touchet Gedanken, woher die marmornen Löwen am Löwenbrunnen im Patio de los Leones der Alhambra aus der Zeit Davids und Salomos (gemäß Spezialisten datiert) kommen. Der Verfasser hat oben darauf hingewiesen, dass schon in der *Eisenzeit* (also vor dem Salomonischen Tempel in Jerusalem) Jahwe-Tempel außerhalb Jerusalems existierten. Marmorne Löwen können auch diese geziert haben!

Was Friedrich weiter über die „atlanto-iberische - von Marokko bis Dänemark reichende - Zivilisation“ schreibt, ist unbewiesene Behauptung, insbesondere, wenn er dubiose Planetoiden-Einschläge heranzieht, um die Lücken und Widersprüche dieser Hypothesen aufzufüllen respektive zu versöhnen. Was Friedrich weiterhin polemisch (Seite 18) über die „Illusion“ der „Bibelfundamentalisten“ bemerkt, liegt weit außerhalb echter wissenschaftlicher Forschung und zeigt eine einseitige, mit einem Vorurteil behaftete Geisteshaltung, eine sehr schlechte Basis für objektive Forschung.

Anmerkungen

(1) und (2) Lexikon zur Bibel, Hrsg. Fritz Rienecker, R. Brockhaus Verlag, Wuppertal und Zürich, Sonderausgabe 1992, Seite 1378

(3) Jerusalemer Bibellexikon, Herausgeber Kurt Henning, Deutsche Ausgabe Hänssler Verlag, Neuhausen-Stuttgart, 1990, Seite 863

(4) ebd. Seite 65

(5) factum, Verlag Bruno Schwengeler, Berneck/Schweiz, Februar 1989, Seite 64f

(6) Flavius Josephus: Jüdische Altertümer, Band Nr. I, Joseph Melzer Verlag, Darmstadt (ohne Zeitangabe)

(7) Flavius Josephus: Geschichte des jüdischen Krieges, Joseph Melzer Verlag, Darmstadt (ohne Zeitangabe)

Gernot L. Geise

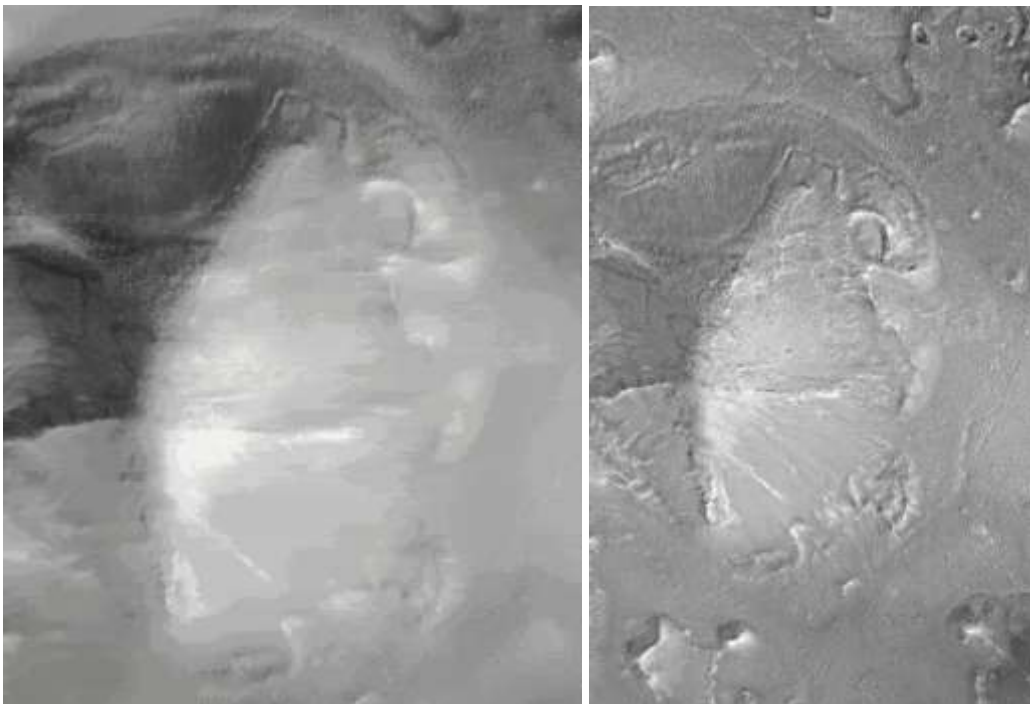
Neues aus der Mars-Cydonia-Region?

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 29/1998)

Nachdem die NASA im April das durch die Marssonde Mars Global Surveyor (MGS) neu aufgenommene Bild vom Marsgesicht veröffentlicht hatte (wir berichteten in der letzten SYNESIS darüber), schob sie kurz danach noch eine Aufnahme hinterher, die angeblich die „City-Square“ zeigen soll, also einen Bildstreifen mit einem Teil der pyramidenförmigen Objektgruppe, die von dem Forscher Richard C. Hoagland „City“ benannt wurde. Und, möglicherweise um zu zeigen, dass hier wirklich nichts los ist, lieferte die NASA einen weiteren Bildstreifen der Cydonia-Region mit, der weder pyramidenähnliche Strukturen noch sonst irgendein besonderes Objekt zeigt. Jedenfalls hat man diesen Eindruck, wenn man nicht genauer hinschaut.

Die Aufnahmen der Viking-Sonden aus den siebziger Jahren waren bisher die einzigen Bilder der Cydonia-Region. Auch dieses Mal - genauso wie bei der Veröffentlichung des neuen Bildes vom Marsgesicht - triumphierte die NASA wieder, es seien keinerlei Pyramiden erkennbar, und alles seien völlig natürliche Strukturen. Im Gegensatz zur Veröffentlichung des Marsgesicht-Bildes haben die Medien hiervon jedoch keine Notiz mehr genommen - der Aspekt des Geheimnisvollen und Spektakulären war nicht mehr vorhanden, nachdem - laut NASA - ja bereits das Marsgesicht eine völlig natürliche Hochebene sein soll.

Woran es liegt, lässt sich nur mutmaßen, doch seither veröffentlicht die NASA keine neuen Bilder der Marssonde mehr auf ihrer Internetseite „www.nasa.gov“. Natürlich gibt es auch weitere Bilder, man muss sie jedoch im NASA-Internet-Dschungel suchen, beispielsweise unter „www.msss.com“. Und auch das sind nur einzelne ausgesuchte Aufnahmen.



Links: Ausschnitt aus dem NASA-Bild cyd3b (die unbearbeitete Version). Rechts: Dasselbe pyramidenförmige Objekt in der Cydonia-Region (Ausschnitt aus MGS-Bild 25803)

Das zuletzt veröffentlichte Bild mit der „City-Square“ stellt nach Ansicht des Bildbearbeitungsfachmannes Dr. Mark J. Carlotto alles mögliche dar, nur keinen Ausschnitt aus der „City“. Betrachtet man das Bild genauer, so muss man ihm recht geben. Und doch ist die veröffentlichte Aufnahme durchaus nicht uninteressant, denn im unteren Bereich zeigt sie

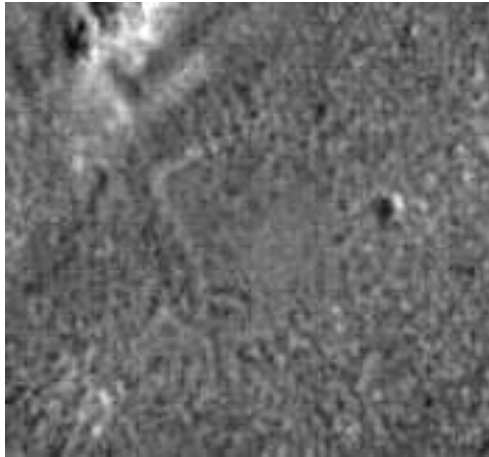
tatsächlich ein riesiges pyramidenförmiges Objekt, das - und das kann man auf den hochaufgelösten MGS-Bildern gut erkennen - arg verwittert ist. Das sollte jedoch zu erwarten sein, denn das Objekt könnte ohne weiteres einige zehntausend Jahre alt sein. Und wie irdische Gebäude nach nur tausend Jahren aussehen (wenn sie dann überhaupt noch vorhanden sind), wissen wir selbst.

Schaut man sich den Bildstreifen genauer an, so erkennt man trotz allem Dinge, die möglicherweise dennoch nicht zwingend natürlichen Ursprungs sind.

In der näheren Umgebung des pyramidenförmigen Objekts findet man eine rechtwinklige Struktur. Eine dreieckförmige Markierung befindet sich in einem Krater.

Auch der zweite veröffentlichte MGS-Fotostreifen der Cydonia-Region, der auf den ersten Blick völlig uninteressant erscheint, bietet bei genauem Hinsehen ein interessantes Detail, das nicht ohne weiteres als „natürlich“ bezeichnet werden kann. Es handelt sich um eine riesige gleichschenklige, dreieckige Struktur, die sich vor dem gleichförmigen Hintergrund der Marsoberfläche kaum abhebt, und auf der (heute) Geröllablagerungen liegen. Nun weiß ja jeder, dass gleichschenklige Dreiecke in der Natur völlig normal sind...

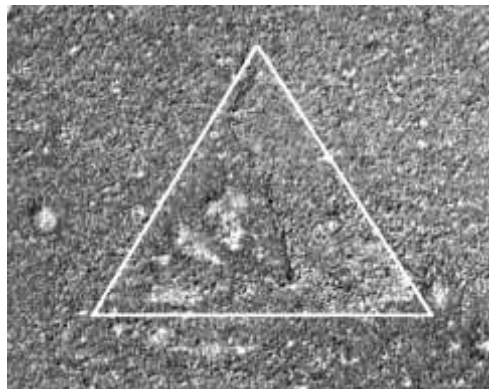
Die Politik der NASA verstehe, wer will. Von der Pathfinder-Mission wurden mehrere zehntausend Bilder übertragen, doch veröffentlicht hat die NASA nur ein paar wenige (einige hundert). Schon die Viking-Bilder aus den siebziger Jahren kann zwar jeder von der NASA erwerben, sogar auf CD-ROM, doch kann das verwendete Bildformat kein gebräuchliches Computerprogramm lesen. Es kann jedoch niemand behaupten, die NASA würde Bildmaterial zurückhalten. Wenn es niemand betrachten kann, ist er selbst schuld daran! Nein, ganz so schlimm ist es nicht. Die NASA bietet tatsächlich auch CD-ROMs an, auf denen „lesbare“ Viking-Bilder sind. Sogar Bildfetzen und verwackelte Streifenbilder sind dabei. Doch es sind nur relativ wenige Bilder, im Vergleich zu der damals übermittelten Datenmenge. Ich persönlich habe den Eindruck, als wenn es sich bei den in gebräuchliche Bildformate konvertierten Bildern um Abfall handelt.



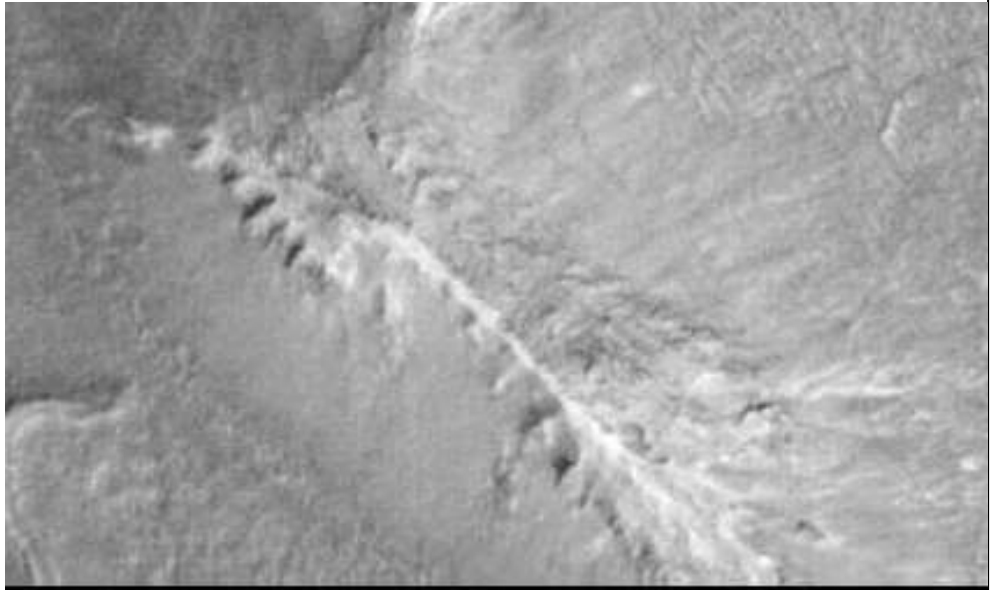
Dreieckige Struktur oberhalb des pyramidenförmigen Objekts (Ausschnitt aus 25803)



Dreieckförmige Markierung in einem Krater (Ausschnitt aus 25803)



Dreieckige Struktur in der Cydonia-Region, Ausschnitt aus dem Bild „cyd3“ mit verschiedenen Kontrast-Bildbearbeitungen. Auf dem unteren Bild habe ich das Dreieck zum besseren Erkennen weiß nachgezeichnet.



Ist diese Struktur auch natürlich?

Lehrmeinung contra Evolution?

Neue Ungereimtheiten aus der Forschung

© 1998 Roland Roth, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 29/1998

Genanalysen ermöglichen völlig neue Sichtweisen auf die Evolution (1). Danach haben sich die meisten Säugetiergruppen bereits 40 Millionen Jahre vor Aussterben der Dinosaurier entwickelt.

Dieses Beispiel zeigt uns, dass die Erdgeschichte noch mit jeder Menge Überraschungen aufwartet und gesicherte Erkenntnisse durch ständig neue Entdeckungen verblassen.

Immer wieder zeigen fortschreitende Forschungen in der Paläontologie Unsicherheiten im gesicherten Wissen. Das Erdmittelalter - nach geologischen Tabellen die Spanne vor 250 bis 65 Millionen Jahren - war anscheinend nicht nur das goldene Zeitalter der Dinosaurier.

Die Wissenschaftler Sudhir Kumar und Blair Hedges von der Penn State University behaupten in einer Veröffentlichung im Wissenschaftsmagazin *Nature*, dass sich die meisten Säugetiergruppen, Genstudien zufolge, schon 40 Millionen Jahre vor dem Aussterben der Dinosaurier entwickelt hätten. Damit widersprechen sie der bisherigen Lehrmeinung, die Säugetiere hätten sich nach dem Aussterben der Dinosaurier vor 65 Millionen Jahren entfalten können, als die dafür nötigen ökologischen Nischen frei geworden seien (2). Dieses Gedankengebäude beruht hauptsächlich auf Fossilfunden aus der Kreidezeit, die von vor 120 Millionen bis 65 Millionen Jahren dauerte.

In diesen geologischen Schichten sind nur die Überreste kleiner, nagetierähnlicher Säuger bekannt, die zeigen sollten, dass die Säugetiere - die schon vor 200 Millionen Jahren entstanden sind - bis zum Untergang der Dinosaurier lediglich ein Schattendasein geführt haben sollen, da sämtliche ökologischen Nischen von den Dinosauriern besetzt waren.

Die beiden Biologen kamen jedoch zu einem anderen Ergebnis: Sie untersuchten für ihre Studie Gen-Sequenzen von 207 verschiedenen Säugetierarten. Sie analysierten solche Gensequenzen, die im Laufe der Evolution bei verschiedenen Arten eine ähnliche Mutationsrate hatten. Aus den Unterschieden konnten sie ablesen, wann der letzte gemeinsame Vorfahr von zwei Arten gelebt haben müsste.

Interessant hierbei ist, dass die Gensequenzen eine genauere Altersbestimmung zulassen als die fossile Schätzung, da diese wesentlich größere Lücken aufweisen kann. Außerdem vertreten die Biologen die Ansicht, dass die Paläontologen in Gesteinsschichten aus der Kreide noch nicht genau genug nach Säugetierüberresten gesucht haben, weil sie eben dort keine vermuten, was ebenso provokant wie logisch klingt (3).

Fossilienfunde sind meist Zufall. Es wurden noch niemals größere Säugetierskelette in entsprechenden geologischen Schichten entdeckt. Daher existierten, nach gängiger Lehrmeinung, in der zugehörigen Zeit auch keine höherentwickelten Säugetiere. Eine derartige Entdeckung könnte gegenwärtige Annahmen aus dieser Zeit aber revolutionieren, sollte man morphologisch weiterentwickelte Säugetiere in kreidezeitlichen Schichten finden.

Diese Entdeckung ist insofern interessant, als wir eine Verbindung zur Evolutionslehre des Menschen ziehen können. Im Stammbaum des Menschen gibt es viele Ungereimtheiten.

Dies erinnert uns vor allem an die Arbeiten des Autoren-Duos Michael Cremo und Richard L. Thompson, die belegen, dass in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder Überreste, Knochen und Spuren von Menschen gefunden wurden, die bedeutend älter sind, als es bislang angenommen wurde (4).

Man könnte sich die Frage stellen, ob die Paläontologen in den Gesteinsschichten der Kreide, auch im Falle des Homo sapiens, noch nicht genau nach entsprechenden Überresten gesucht haben, weil sie dort nun mal keine vermuten. Die Ergebnisse von Cremo und Thompson belegen, dass Funde gemacht wurden, die von der Fachwelt nicht akzeptiert werden.

Es sei nur an die versteinerten Fußspuren und den bereits mehrfach erwähnten Hammer von Glen Rose (Texas) erinnert (5), denn diese Kuriositäten entdeckte man in den Gesteinsformationen der Kreidezeit, was einem Alter von 65 bis 140 Millionen Jahren entspricht. Doch allein der Nachweis der frühen Werkzeugbenutzung spricht für sich, der bis in die Epochen des Miozän (5 bis 26 Millionen Jahre) und Oligozän (26 bis 38 Millionen Jahre) zurückreicht (6).

Auch die neuen Forschungen von Dr. Hans Joachim Zillmer (7) präsentieren uns nachhaltige Belege, dass eine Koexistenz von Menschen und Dinosauriern durchaus im Bereich des Möglichen liegt. Egal, ob der Nachweis erbracht wird, dass Menschen oder ihre humanoiden Vorläufer Zeitgenossen der Dinosaurier waren - was eine Kerbe in die menschliche Abstammungslehre schlagen würde - oder Dinosaurier noch lange nach der Kreidezeit existierten, was ebenso eine Koexistenz möglich erscheinen lässt; beide Erkenntnisse wären eine Sensation. Werden so uralte Erinnerungen an furchterregende Echsen und Drachen erklärbar, die aus einer längst vergessenen Zeit stammen?

Was fangen wir mit den erwähnten Widersprüchen im Verlauf der Erdgeschichte an? Auf der einen Seite haben wir Ergebnisse der etablierten Wissenschaft, die auf keinen Fall darauf hindeuten, dass menschliche Wesen in weit zurückliegenden Zeiten existierten, und auf der anderen Seite bestechen rätselhafte Funde und Entdeckungen, die uns zeigen, dass humanoide Entitäten Spuren und Artefakte bis in kreidezeitliche Gesteinsschichten hinterließen. Was wissen wir also tatsächlich von der Zeit vor 65 Millionen Jahren bis zur Zeitenwende? Ist die Überlegung allzu

spekulativ, dass technisch höherentwickelte Menschen lange vor unserer gängigen Geschichtsschreibung existierten? Die langen Zeitspannen, die dazwischen liegen, erschweren es, herauszufinden, was der Wahrheit entspricht.

Die Hypothese, dass die gegenwärtige technische Zivilisation auf diesem Planeten nicht die erste ist, gewinnt jedoch durch die erwähnten Fakten an neuer Aktualität (8).

Quellen

- (1) Siehe auch die neuen Genanalysen zum Neandertaler, beispielsweise in: Roland Roth: *Wer war der Neandertaler?*, in: Ancient Skies Ausg. 5/97
 - (2) Ute Kehse, Penn State University: *Entstanden Säugetierarten doch, bevor die Dinosaurier ausstarben?*, in: bild der wissenschaft, Meldung vom 4.5.1998.
 - (3) ebenda.
 - (4) Richard L. Thompson/Michael Cremo: *Verbotene Archäologie*, Essen 1994.
 - (5) Ulrich Dopatka: *Die Däniken-Enzyklopädie*, Düsseldorf 1997, sowie die EFODON - Dokumentation *Der fossile Hammer aus der Zeit der Dinosaurier* von Dr. Hans Joachim Zillmer.
 - (6) Thompson/Cremo.
 - (7) Hierzu etwa: Dr. Hans Joachim Zillmer: *Gemeinsame Spuren von Menschen und Dinosauriern* in SYNESIS Nr. 27/1998, ders.: *Dinosaurierspuren in weicher Kohle* in SYNESIS 28/1998 sowie das neue Buch vom selben Autor: *Darwins Irrtum* (Verlag Langen Müller 1998).
 - (8) Theoretischer Grundsatz der Ancient Astronaut Society (b-Hypothese).
-
-

Kosmologie

Die Überwindung der neuzeitlichen Scholastik

Karlheinz Baumgartl

(veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 28/1998)

Kosmologie (griech. kosmos = Ordnung) ist die Lehre von der Ordnung im Universum. Diese Ordnung besteht durch die Beziehungen nach Ursache und Wirkung. Jeder Vorgang im Universum hat Ursachen. Wir fragen nach Ursachen, wenn wir einen Vorgang verstehen wollen „Warum ist das so?“ und erhalten als Antwort(en) die Begründung. Wir nennen diese Beziehung auch das Gesetz der Kausalität, obwohl der „Kausalsatz“ kein Gesetz sondern ein Axiom ist, also eine Grundannahme der Philosophie, die nicht beweisbedürftig ist, weil sie unmittelbar einleuchtet. Die Welt ist kausal strukturiert: die Galaxien, die Sterne, die Sonne, die Planeten, die Erde ... und wir selbst bestehen durch Gründe (Ursachen). Die Welt ist also logisch. Deshalb können wir sie erforschen. Das Kausalaxiom bestimmt alle Naturgesetze. Es bestimmt unser ganzes Denken. Das ist die erste Säule der neuzeitlichen Kosmologie.

Die zweite Säule ist die Wechselbeziehung von Energie (Strahlung) und Materie (Stoff). Energie und Materie (Kraft und Stoff) stehen zueinander in einer Wechselbeziehung. Energie und Materie sind grundsätzlich ineinander umwandelbar. Energie (gleich welcher Art) ist aufgelöste (zerstrahlte) Materie, und Materie ist kristallisierte Energie. Diese „Masse-Leuchtkraft-Beziehung“ ist für die Kosmologie von entscheidender Bedeutung. Sie regelt die Vorgänge zwischen Struktur (Stoff) und Strahlung (Energie) und schafft ein immerwährendes (ewiges) Gleichgewicht. Niemals kann es im Universum nur Materie oder nur Energie geben. Es ist immer beides vorhanden. Zu jeder Zeit entstehen oder zerfallen Materie und Energie als ein sich selbst regelnder Kraft-Stoff-Mechanismus. Es ist der große Kreislauf der Natur, der keinen Anfang und kein Ende hat. Ein *ewiger* Kreislauf.

Die dritte Säule der Kosmologie ist der von dem deutschen Arzt *Robert Mayer* formulierte Satz der Physik von der Erhaltung der Masse und Energie. Demnach können weder Masse (Materie) noch Energie aus Nichts entstehen. Sie sind schon immer da. Masse und Energie können sich auch niemals in Nichts auflösen. Sie werden also immer da sein. Es gibt nur die Veränderung der Materie- und Energieformen, aber das Gesamtpotential an Masse und Energie im Universum bleibt immer erhalten. Es ist dies eine Konstante in der Welt. Nach Prof. Heinz Haber stellt dieser Erhaltungssatz „*das sicherste Erkenntnisgut*“ der Naturwissenschaft dar.

Auf diesen drei Säulen gründet die neue Kosmologie. Schon hieraus sind Schlußfolgerungen zulässig, die das bisherige Weltbild der Physiker ad absurdum führen.

Das bisherige Weltbild gründet auf einem *Glauben*. Es ist die Vermutung, daß das ganze Universum mit seiner Vielzahl von Galaxien und Sternen aus einer gigantischen Explosion („Urknall“) entstanden sei. Diese Urknalltheorie („big bang“) beherrscht heute die Köpfe vieler Physiker. Sie gründet im wesentlichen auf der galaktischen Rotverschiebung des Lichtes ferner Galaxien, die man - dem Dopplereffekt im Akustischen entsprechend - als Fluchtbewegung *deutet* und daraus einen Ursprungszustand (die Konzentrierung der gesamten Masse und Energie der Welt) rückrechnet. Aus dieser Deutung der Lichtqualität und Rückrechnung gelangt man schließlich zu einem „Anfangszustand“ der Welt und spricht vom „Alter des Universums“, das man mit 15 Milliarden Jahren bestimmt haben will. Mit diesem „Urereignis“ sei auch die Zeit entstanden, so daß „auch die Frage überflüssig wird, was vor dem Urknall geschah“. Und dies unter Berufung auf den Kirchenlehrer Augustinus (Himmelsjahr 1985/89/94). Man ist so vermessen, daß man dieses vermutete Ereignis sogar auf Bruchteile von Sekunden nach dem Urknall angibt, um den Anschein einer Wissenschaft vorzutäuschen. Es erübrigt sich hier weitere Literaturquellen anzugeben, da diese sich tausendfach gleichen. Es ist eine neuzeitliche Priesterkaste am Werk (Elsässer, Keller, Kippenhahn, mit einem Heer von kritiklosen Gefolgsleuten), die keine Kritik duldet und absolut herrscht.

Diese „Päpste“ der Physik flüchten sich vollständig in eine theoretische Physik, die kompliziert und teuer genug ist, damit sie unangreifbar wird. Die Aussagen sind dogmatisch. Es findet keine Auseinandersetzung statt. Man ignoriert die Regeln der geistigen Auseinandersetzung. *Ernst Kammerer* schrieb im Oktober 1979 in einem offenen Protestbrief „Das verwahrloste Leitbild der Wissenschaft“ an Carl Friedrich von Weizsäcker, daß grundsätzlich alle Einwände und Proteste gegen die Wissenschaft „*vom Journalismus im Vollzug einer geheimen Zensur unterdrückt werden und daß darüberhinaus die*

Experten unleugbare Tatsachen selbst bei eindringlichster Zuredestellung ignorieren und weiterhin so tun, als sei die gescheiterte Theorie über jeden Zweifel erhaben ...“.

In den Fachzeitschriften hat es den Anschein, als ob sich die Wissenschaftler alle einig seien über die Welt. Das ist aber nicht der Fall. Die Eintönigkeit in den Medien ist nur Ausdruck der durchgreifenden Zensur, aber auch Ausdruck der Unfähigkeit zu denken. So schrieb das deutsche Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL 4/91 unter „Blick in den Nebel“, „es sehe so aus, als habe die Himmelsforschung buchstäblich nichts vom wahren Aufbau des Universums begriffen.“

Wissenschaft mit Zensur und Denkfähigkeit, also eine unfreie und unfähige Wissenschaft, ist das Schlimmste, was der Menschheit passieren kann. Weizsäcker hat diese schweren Anschuldigungen ignoriert und ist somit „*bloßgestellt als ungetreuer Sachwalter öffentlicher Belange, als ein pflichtwidrig handelnder Schutzengel für die Belange einer verpriesterten Gelehrtenschaft*“ (Kammerer). Im Mittelalter war die Scholastik ein Lehrsystem, das der Theologie dienstbar war. Es gab keine freie Wissenschaft. So auch heute. Die Überwindung der neuzeitlichen Scholastik wird möglich, wenn diese Dogmatiker in der Wissenschaft durch Menschen ersetzt werden, die die *Freiheit* in der Wissenschaft als das *höchste Gut* achten. Und dieses Recht müssen wir immer wieder einfordern!

Die Erkenntnisse aus den drei Säulen der neuen Kosmologie stehen *gegen* das physikalische Weltbild des Urknalls. Es ist naturgesetzlich ausgeschlossen, daß sich die gesamte Masse und Energie des Universums in einem Punkt konzentrieren. Dies widerspräche auch der allgemeinen Relativität, wonach es im Universum keinen bevorzugten Punkt geben kann. Der Urknall wäre ein solcher bevorzugter Punkt in Raum und Zeit. Schon in der Phase der Verdichtung (über sehr große Zeiträume) würden erhebliche Teile der Materie zerstrahlen und mit Lichtgeschwindigkeit in andere Bereiche des Universums gelangen. Es ist auch keine Kraft bekannt, die in der Lage wäre, die gesamte Masse der Kosmos über Milliarden Jahre auseinander zu schleudern. Und schließlich steht der Erhaltungssatz von Masse und Energie entgegen, wonach das Universum (also Materie und Energie) keinen Anfang gehabt haben kann. Es führt kein Weg an der Erkenntnis vorbei, daß das Universum niemals aus Nichts entstanden ist. Und das Universum wird sich auch nie in Nichts auflösen. Das beständige, das *ewige* Universum ist der neue und uralte Gedanke. Die Vermutung des Urknalls gründet im wesentlichen auf der Deutung der galaktischen Rotverschiebung des Lichtes ferner Galaxien als Dopplereffekt (im Akustischen entsprechend). Im Nahbereich trifft dies auch zu. Man kann damit die Relativbewegung von Sternen bestimmen. Aber im Fernbereich wird dieser Effekt überlagert durch andere Ursachen. Durch verbesserte Techniken wurden inzwischen Rotverschiebungen festgestellt, die nicht mehr mit dem Dopplereffekt vereinbar sind. So wurden z.B. 1977 bei dem Quasar 3C273 Rotverschiebungseffekte gemessen, die - als Dopplereffekt gedeutet - millionenfache Lichtgeschwindigkeit bedeuten würden. Spätestens hier ist ein Umdenken angezeigt, und daß noch nach anderen Ursachen für die Rotverschiebung gefragt wird. Die richtige Antwort auf diese extremen Phänomene ergibt sich aus der *Emissionstheorie* (oder ballistische Lichttheorie), wonach solche Effekte durch drehende Sterne verursacht werden. Weil die Sterne durch ihre Rotation die Lichtwellen unterschiedlich schnell absenden, führen diese winzigen Geschwindigkeitsunterschiede auf dem langen, langen Weg zu uns zu einer Rotverschiebung wie beim Dopplereffekt (2). Alle Sterne erzeugen diese Veränderung der Lichtqualität, die aber erst in sehr großen Entfernungen erkennbar wird. Man könnte auch sagen, das Licht „altert“ auf seinem langen Weg hierher. Was davon schließlich übrigbleibt, ist die im Jahre 1965 entdeckte „Hintergrundstrahlung“, die als der meßbare Rest des Sternenlichtes aufscheint und die das Weltall insgesamt auf drei Grad über den absoluten Nullpunkt erwärmt (G. Düring). Die Hintergrundstrahlung galt bisher als eine der stärksten Stützen der Urknall-Vermutung.

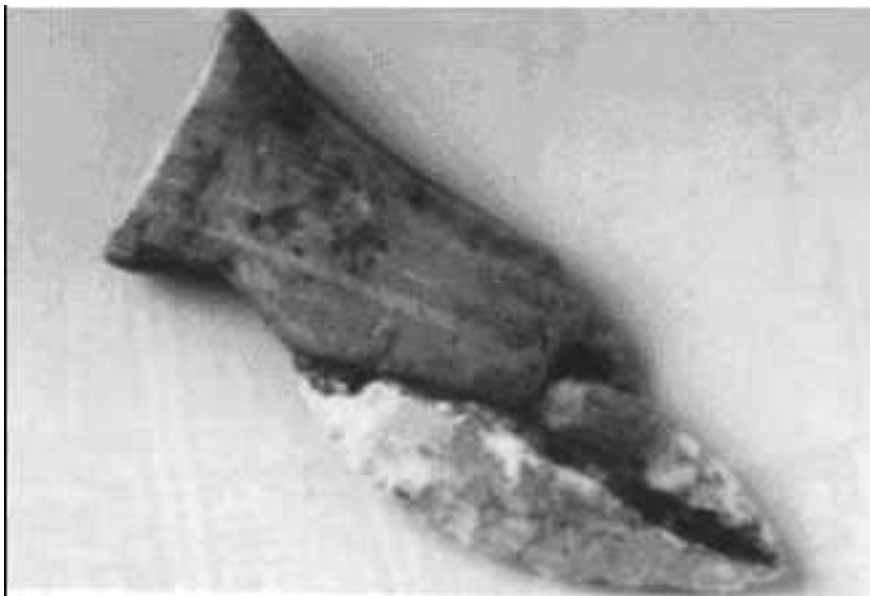
Literatur

- 1) HANS JÖRG FAHR (Uni Bonn) „Der Urknall kommt zu Fall“ (1992), Kosmos-Verlag
- 2) LOTHAR PERNES „Eine neue kopernikanische Revolution in der Physik und Astronomie“ (1985), Putzbrunn
- 3) KARLHEINZ BAUMGARTL „Der Teil des Ganzen“ (1980), Eigenverlag

Ein „handgreifliches“ Fragezeichen zu unserem Bild der Vorgeschichte?

© Horst Friedrich, veröffentlicht in EFODON SYNESIS Nr. 28/1998

Im neuesten Heft der „Landsberger Geschichtsblätter“ berichten A. Huber (1) und G. Schönfeld (2) über eine interessante archäologische Ausgrabung nördlich von Landsberg am Lech. Dort, in der Tal-Aue des Loosbaches zwischen Pestenacker und Unfriedshausen, fand man gut erhaltene Überreste eines kleinen „Kompakt-Dorfes“, das der in Südbayern weit verbreiteten „Altheimer Kultur“ (konventionell datiert 3.800 - 3.400 vC.) zugeordnet wurde.



Kleines Steinmesser mit Holzgriff, bei einer archäologischen Grabung 1986 nördlich Landsberg am Lech gefunden, der spät-neolithischen „Altheimer Kultur“ (konventionell datiert um 3.800 - 3.400 vC) zugeordnet. Der schwarze Streifen, der sich von der Klingenspitze bis zur Holzschäftung zieht, ist Pech, vermutlich aus erhitztem Birkensaft gewonnen, und diente als Kittmasse zwischen Klinge und Griff (nach A. Huber, in: „Landsberger Geschichtsblätter“ 1996/97)

Unter den Überresten dieses Dorfes aus dem Spät-Neolithikum wurde auch das in der Abbildung wiedergegebene kleine Steinmesser mit Holzgriff gefunden. Ich habe den Verdacht, dass dieses unscheinbare kleine Objekt, wenn man einmal recht darüber nachdenkt, Lehrmeinungen unserer Vorgeschichts-Professoren ad absurdum führen könnte!

Was Zweckmäßigkeit und Schönheit der Form angeht, ist das Messer so hergestellt, wie wir es heute herstellen würden, wenn uns plötzlich, gewissermaßen durch einen Zauberspruch, jegliches Metall abhanden

gekommen wäre. Es lebten damals also Menschen wie wir. Wir dürfen davon ausgehen, dass jene Menschen auch unsere geistigen Fähigkeiten hatten.

Dennoch sollen diese Menschen, im Weltbild unserer Schulwissenschaft, Jahrtausendlang mit solch einfachen, steinzeitlichen Utensilien des Neolithikums zufrieden gewesen sein, soll ihnen niemals der Gedanke an eine Verarbeitung von Metallerzen gekommen sein! Ist das glaubhaft, wenn es Menschen wie wir waren?

Wie lange sollen sie so gelebt haben? Im schulwissenschaftlichen „Szenario“, das wir aus den Medien kennen, soll um 8.000 v.C. das „Große Eiszeitalter“ zu Ende gegangen sein. Nochmals weitere vielleicht 7.000 Jahre vor besagtem Ende der Eiszeit soll schon „Unseresgleichen“ die phantastischen eiszeitlichen Höhlenmalereien hergestellt haben. Erst um oder nach 1.000 v.Chr. wurden die ersten eisernen Waffen und Werkzeuge produziert, ein paar Jahrhunderte zuvor hatte man mit der Verarbeitung von Kupfererz begonnen.

Das heißt, Menschen mit unseren geistigen und handwerklichen Fähigkeiten hätten rund 14.000 Jahre lang bestenfalls mit Messern wie dem hier abgebildeten hantiert, wären in dieser, für uns schier unendlich lang erscheinenden Zeit niemals auf den Gedanken der Erzverarbeitung gekommen. Aber nach Ablauf der 14.000 Jahre wäre ihnen dann, gewissermaßen aus heiterem Himmel, doch die Idee gekommen. Ich wiederhole meine Frage: Ist das glaubhaft?

Ich hege den Verdacht, dass jene auf der richtigen Spur sind, die das ganze Vorgeschichts-Szenarium, wie es über die Medien verbreitet wird, in Zweifel ziehen, etwa unsere Datierungsmethoden (3) und die ganze „Story“ vom Großen Eiszeitalter (4) und von der Entstehung des Jetztmenschen-Geschlechts (5).

Anmerkungen

(1) Anton Huber: „Die jungneolithische Feuchtbodensiedlung von Unfriedshausen“, in: „Landsberger Geschichtsblätter“ 1996/97 (S. 17), herausgegeben vom Historischen Verein für Stadt und Kreis Landsberg am Lech e.V.

(2) Guntram Schönfeld: „Ein jungsteinzeitliches Dorf im Moor bei Unfriedshausen“, ebenda (S. 3-16).

(3) Hierzu etwa Heribert Illig: „Die veraltete Vorzeit“, Frankfurt am Main 1988; Christian Blöss & Hans-Ulrich Niemitz: „C14-Crash“ (Untertitel: „Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können“), Gräfelfing bei München, 1997.

(4) Hierzu etwa C. G. S. Sandberg: „Ist die Annahme von Eiszeiten berechtigt?“, Leiden 1937, sowie vom Verfasser: „Jahrhundert-Irrtum ‚Eiszeit?‘“, Hohenpeißenberg 1998.

(5) Hierzu etwa Gunnar Heinsohn: „Wie alt ist das Menschengeschlecht?“, Gräfelfing bei München 1991.

Dinosaurierspuren in weicher Kohle

© 1998 Hans-Joachim Zillmer, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 28/1998

In EFODON SYNESIS Nr. 27/1998 habe ich über meine Erkenntnisse bei der Ausgrabung gemeinsam versteinerter Spuren von Dinosauriern und Menschen in den gleichen geologischen Schichten in Glen Rose (Texas) berichtet (1). Das Erscheinungsbild und der teilweise gute Erhaltungszustand dieser Spuren lässt nur einen Schluss zu: Das heute verfestigte Sedimentgestein war zum Entstehungszeitpunkt der Abdrücke weich, wurde verformt und erhärtete schnell, da sonst der Einfluss der Erosion die Spuren verwischt hätte.

Auch die Beschreibung des fossilen Hammers von London (Texas) aus der Zeit der Dinosaurier ließ nur einen Schluss zu: Ein ursprünglich weiches oder flüssiges Fluidum muss den Hammer eingeschlossen haben und härtete danach zu Sandstein aus (2). Es gibt viele ähnliche Funde, die *in* Schiefer, Sand- oder Kalkstein gemacht wurden, wie Nägel, Stahlkessel, Schrauben, künstliche Gegenstände aus Gold oder andere technische Artefakte.

Aber auch in Kohle wurden unglaubliche Funde gemacht:

- In der ehemaligen UdSSR fand man in einer Kohlemine im Ural einen gut erhaltenen Eisenzylinder (3), (4).
- So wurde ein Fingerhut gefunden, der in Kohle eingebettet war. Hierüber berichtet J. Q. Adams im „American Antiquarian“ im 5. Jahrgang des Jahres 1883 auf den Seiten 331 bis 332 mit der Überschrift „Eve´s Thimble“ (Evas Fingerhut).
- Harry V. Wiant berichtet im Juni des Jahres 1976 in „Creation Research Society Quarterly“, im Heft Nr. 1 des 13. Jahrgangs auf Seite 74, unter der Überschrift „A Curiosity from Coal“, von dem Fund eines in Kohle eingebetteten Löffels.

Diese Funde sind mit der Evolutionstheorie nicht zu vereinbaren, da sie in zu alten geologischen Schichten gefunden wurden, denn eine langsame evolutionäre Entwicklung wäre aus Zeitknappheit nicht möglich gewesen. Deshalb wird von der Schulwissenschaft kategorisch behauptet, dass diese Funde gefälscht seien, oder es wird erst gar kein Kommentar abgegeben, da es so etwas ja nicht geben kann.



Dieser Dinosaurier-Abdruck wurde von der Decke der „Ballard Mine“ entfernt. Der Messstab ist 30,5 cm (12 inch) lang. (Foto: William Peterson)

Dinosaurier in einem Kohleflöz

In den Jahren 1877 und 1878 stießen Bergleute in einer Kohlemine bei Bernissart beim Stollenbau 300 Meter unter der Erdoberfläche auf eine Ansammlung von Iguanodon-Skeletten. Diese pflanzenfressenden Dinosaurier lebten zusammen in kleinen Gruppen und sollen vor 140 bis 97 Millionen Jahren gelebt haben. Es dauerte drei Jahre, bis ihre Skelette geborgen wurden. Man fand außerdem Schildkröten, Krokodile und über zweitausend Fische. Wieso sterben so viele Tiere an der derselben Stelle zur gleichen Zeit? Stellt dieses Massengrab das Zeugnis für eine Erdkatastrophe - Sintflut - dar? Wenn sich Kohle über lange Zeiträume hinweg bilden würde, müssten Tierreste während des Versteinerungsprozesses eigentlich schon lange verrottet oder verwest sein, oder die Einbettung der Tiere fand plötzlich unter Licht- und Luftabschluss statt.

Menschlicher Fußabdruck in Kohle

Im Jahre 1927 wurden im Fisher Canyon bei Pershing County (Nevada) in einer kohlehaltigen Schicht Schuhsohlenabdrücke mit deutlichen Nahtspuren aus einer Art Zwirn gefunden. Das Alter der Kohleschicht wird auf 160-195 Millionen Jahre geschätzt (3).

Dieser Fund bestätigt die von mir beschriebenen Ausgrabungsfunde der

gemeinsamen Spuren von Dinosauriern und Menschen. Außerdem wurde auch ein zu Kalkstein versteinertes Finger in einer ähnlichen geologischen Schicht gefunden. Weitere entsprechende Funde aus der Gegend von Glen Rose sind in meinem im August erscheinenden Buch „Darwins Irrtum“ durch Bilder entsprechend dokumentiert (5).

Die menschlichen Fußspuren in Kohle und massiven Sedimentschichten bezeugen, dass Dinosaurier und Menschen gemeinsam gelebt haben. Fragt sich nur, zu welcher Zeit?

Eine andere Frage scheint interessanter zu sein: Wie kann ein versteinertes Fußabdruck in einer Kohleschicht entstehen? Gibt es eine Parallele zu Abdrücken und Artefakten in Sedimenten? Die Ablagerungsgesteine müssen zum Zeitpunkt der Entstehung der Spuren oder des Einschlusses von Artefakten zumindest weich gewesen sein. Gilt diese Feststellung auch für Kohle? War sie zu einem früheren Zeitpunkt weich und formbar? Genau genommen handelt sich bei Kohle auch um ein Sedimentgestein, jedoch um ein brennbares, das überwiegend aus den Resten fossiler Pflanzen zusammengesetzt ist. Die Frage nach der Konsistenz von Kohle zur Zeit der Entstehung scheint, aufgrund der beschriebenen Parallelen zu den nicht brennbaren Sedimenten, interessant zu sein.

Die Entstehung von Kohle

Kohle soll eigentlich durch einen Inkohlungsprozess, also langsamer Umwandlung von organischen Substanzen, entstehen. Dieser Vorgang ist durch eine Anreicherung von Kohlenstoff (C) gegenüber Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff gekennzeichnet. Der fortschreitende Inkohlungsprozess wird durch den Inkohlungsgrad charakterisiert, der durch den Kohlenstoffgehalt dokumentiert wird und von Torf (50 %), Braunkohle (65-78 %), Steinkohle (79-92 %) über Anthrazit (93-98 %) bis zu Graphit (100 %) reicht. Bis zur Entstehung von Braunkohle überwiegen biochemische Vorgänge, während für einen höheren Inkohlungsgrad geochemische Vorgänge, in Form von Druck und Temperatur, maßgebend sind.

Steinkohle gibt es in riesigen Lagerstätten fast auf der ganzen Welt, auch in der Antarktis. Da Druck und höhere Temperaturen als Voraussetzung für die Aktivierung geochemischer Prozesse vorgelegen haben müssen, stellt sich die Frage, wie diese Bedingungen erzeugt werden konnten. Unsere Erde soll sich gleichmäßig, analog der Gleichförmigkeitstheorien von Charles Lyell (Geologie) und Charles Darwin (Biologie) entwickelt haben. Für Erdkatastrophen ist daher in der Evolutionstheorie kein Platz. Größerer Druck- und Hitzeeinfluss könnte daher nur ein regionales Phänomen gewesen sein.

Dieselben Voraussetzungen müssen auch für die Verfestigung des losen Gerölls zu soliden Sedimentgesteinen (auch Marmor) vorgelegen haben. Die Geologie nennt diesen Vorgang *Regionalmetamorphose* und dokumentiert damit einen örtlich begrenzten Prozess, denn die Theorie von Lyell verbietet einen weltweiten Charakter entsprechender Vorgänge.

Der beschriebene Schuhabdruck in einer kohlehaltigen Schicht zeugt von einer weichen Beschaffenheit der Kohle vor der Versteinerung. Aus meiner Sicht ist das ein Faktor, der in diesem Zusammenhang bisher kaum untersucht wurde. Gibt es noch andere Abdrücke in Kohleflözen, die von der ursprünglich weichen Beschaffenheit von Kohle zeugen?



Skizze des Dinosaurierpfades in der „Ballard Mine“ der „American Fuel Company“, von William Peterson.

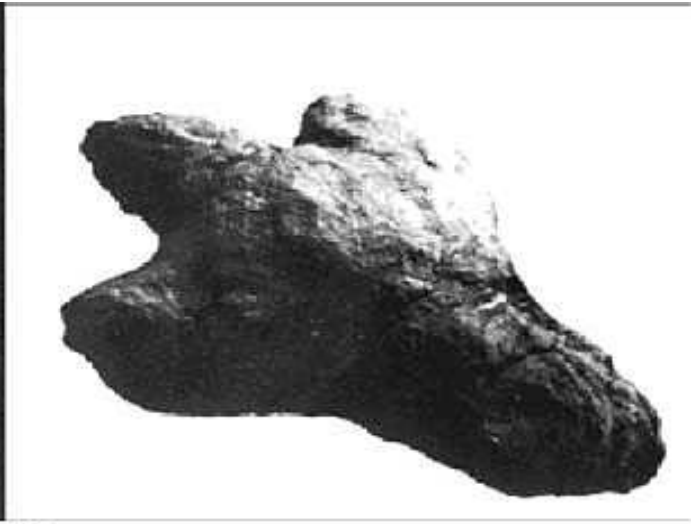
Die Decke von Kohleflözen

Es gibt mehrere Nationalparks und etliche andere Fundstellen in den USA, bei denen man versteinerte Dinosaurierspuren besichtigen kann. Im Sommer dieses Jahres werde ich mehrere Fundstätten in Colorado, Utah und Arizona besuchen. In diesem Zusammenhang habe ich, als Vorbereitung auf meine Reise, interessante Informationen bekommen, die kaum bekannt sind und Parallelen zu den Funden von Abdrücken in Glen Rose aufweisen.

In Utah und Colorado soll es zu Lebzeiten der Dinosaurier ein Kreidemeer gegeben haben. Aus dieser Zeit stammen auch die Kohlevorkommen. Bei den unterirdischen Arbeiten in den Kohleminen stürten oft große mit Kohle vermischte Steinklumpen, die von der Decke, der Grenzschicht zwischen Kohle und Deckgestein, herabgingen. Es gab einzelne Klumpen, aber auch ganze Gruppen. Bei niedrigen Flözen mussten diese entfernt werden. Der Geologe William Peterson untersuchte Hunderte von diesen Erscheinungen, und es gab ein überraschendes Ergebnis:



(A)



(B)

Dinosaurierspuren an der Decke von Kohleminen in Utah (links). Der Abdruck (rechts) mit einer Länge von 1,36 m gehört zu den größten je gefundenen Abdrücken. Er fiel als separater Block von der Minendecke. (Foto: John Balsley, aus: „Essentials of Earth History“, von W. Lee Stokes, Prentice-Hall 1982)

Die Klumpen an der Decke der Kohleflöze stellen die Fußspuren von Dinosauriern dar. Man vermutet, dass diese Giganten durch das Urmeer wateten und in dem Torf des Seebodens einsanken. Die Vertiefungen füllten sich mit Schlamm, der sich langsam zu Sandstein oder Schiefer verfestigte, während der Torf sich zu fester Kohle umwandelte. Die zu Stein verfestigten Klumpen der Abdrücke hängen heute in verschiedenen Formen von der Decke des Kohleflözes herab. Teilweise sind sie fest mit dem Deckgestein verbunden, während andere leicht abgetrennt werden können.

Es wurden regelrechte Pfade entdeckt, die eine Breite von bis zu neun Metern aufweisen. In der alten „Ballard Mine“ auf dem Grundstück der „American Fuel Company“, etwa acht Meilen nördlich von Thompson an der Bahnlinie von Denver nach Rio Grande, wurden sieben Abdrücke in Rechts-Links-Folge entdeckt. In einem anderen Teil der Mine wurden Spuren ähnlicher Größe entdeckt. Von der Ferse bis zur Vorderseite der mittleren Zehe weisen die Fußabdrücke eine Länge von über achtzig Zentimetern auf. Die Zehen sind fünfzehn bis zwanzig Zentimeter dick und ziemlich spitz, mit scharfen Klauen am Ende (6). Es scheint sich um ein Mitglied der Familie Tyrannosaurus gehandelt zu haben, das hier seine Spuren hinterließ. Interessanterweise haben wir dreizehige Abdrücke dieser Saurier auch am Paluxy River in Glen Rose gefunden. Aber auch in Madagaskar und anderen Teilen der Welt hat man Relikte des Typus Tyrannosaurus entdeckt (7). Diese und andere Funde belegen, dass es heute nicht mehr existierende Landbrücken gegeben haben muss.

Im Umkreis von knapp zweihundert Kilometern wurden in Colorado und Utah in verschiedenen Kohleschichten unterschiedlich große Abdrücke entdeckt. In

der „Castle Gate-Mine“ (Utah) fand man etwas kleinere Abdrücke mit einer Gesamtlänge von etwas mehr als sechzig Zentimetern. Das Foto, aufgenommen von Mr. Watts von der „Utah Fuel Company“, zeigt einen dieser Abdrücke (6).

Die Kohleschichten in diesem Areal sind insgesamt gut zehn Meter dick und unterteilen sich in drei bis vier Schichten, die in einer ungefähr sechzig Meter dicken Sandsteinschicht eingebettet sind. Parallelen zu unseren Ausgrabungsergebnissen in Glen Rose sind unübersehbar. Es blieben Fußspuren in Schiefer, Kalk- oder Sandstein, aber auch in Kohle erhalten. Alle diese Sedimentgesteine erhärten aber, gemäß unserem geologisch geprägten, wissenschaftlichen Weltbild, sehr langsam und über größere Zeiträume hinweg. Stimmt jedoch diese Ansicht?

Geochemische Prozesse

Bleiben Abdrücke in Kalkstein oder Kohle so lange von Erosionseinflüssen verschont, bis sie endlich versteinern? Aufgrund der in SYNESIS Nr. 27 von mir beschriebenen Funde in Glen Rose habe ich auf eine schnelle Erhärtung der Sedimentgesteine geschlossen. In meinem in Kürze erscheinenden Buch „Darwins Irrtum“ beweise ich diese Ansicht auch auf geochemischer Basis, unter der Berücksichtigung kataklysmischer Vorgänge wie den weltweiten Sintfluten (5).



Kopien originaler Abdrücke von Dinosauriern an den Decken der Kohleminen von Utah, aus der Sammlung des „College of Eastern Utah Prehistoric Museum“ in Price. (Aus: „Dinosaur Tracks“ von Tony Thulborn, Chapman and Hall, 1990)

Das ähnliche Erscheinungsbild der Abdrücke in Sedimentgesteinen und Kohle ist unübersehbar. Erhärtete Kohle auch so schnell wie Kalkstein? Wenn ein

Dinosaurier durch einen See waten und im torfigen Seeboden aufgrund seines Eigengewichts tiefe Abdrücke hinterlässt, können diese nicht über Tausende oder sogar Hunderttausende von Jahren erhalten bleiben, bis sie versteinern. Diese Feststellung besitzt insbesondere Gültigkeit, da ganze Trampelpfade, über ein großes Gebiet hinweg, erhalten blieben. In diesem Zusammenhang verweise ich auf den achtzig Kilometer langen Dinosaurierpfad in Winton (Australien).

Wie lange dauert es wirklich, bis aus Torf feste Kohle wird? War diese Kohle vorher überhaupt ein torfiges Gemisch? Stimmt die Ansicht, dass durch eine immer weitere Anreicherung von Kohlenstoff aus Holz, über Torf, Braunkohle, Steinkohle, Anthrazit schließlich Graphit entsteht? Welchem Umstand waren die für den Umwandlungsprozess zur Steinkohle erforderlichen geochemischen Vorgänge (Hitze und Druck) zu verdanken? Diese Voraussetzungen müssen jedoch global vorgelegen haben, da Steinkohle und Anthrazitvorkommen weltweit in großem Umfang zu verzeichnen sind. Es kann sich daher nicht um ein lokales Phänomen gehandelt haben. Auch für die Bildung metamorpher Gesteine müssen Hitze und extreme Druckverhältnisse geherrscht haben, weltweit! Diese Feststellungen widersprechen jedoch den Gleichförmigkeitstheorien von Lyell und Darwin als Basis und theoretischer Grundlage unseres aktuellen Weltbildes.

Mit dem Ablauf von Erdkatastrophen lagen diese extremen geochemischen Voraussetzungen jedoch vor. Allerdings müsste dann unser Weltbild und damit die Evolutionstheorie überdacht werden, denn gleichförmige Entwicklungen und Erdkatastrophen schließen einander aus. Das ist auch der Grund, warum die biblische Sintflut auf ein örtliches Phänomen in Mesopotamien reduziert wurde.

Wie entstand Kohle?

Die Theorie, dass sich Torf auf dem Grund von Meeren in hunderttausenden von Jahren zu Kohle verwandelte, muss aufgrund der beschriebenen Funde bezweifelt werden. Außerdem gibt es fast immer mehrere Kohleschichten, die durch Sedimente getrennt sind. Das bedeutet aber, dass der mit fließendem Wasser angeschwemmte Sand die Kohle- oder Torfschicht bedeckte. Bleiben unter diesen pulsierenden Umständen ganze Trampelpfade erhalten?

Andererseits wachsen viele Pflanzen und Bäume, die zur Kohlebildung beitragen, nicht in Sümpfen. Diese Beobachtung widerspricht der Torfmoor-Theorie. Außerdem findet man oft in Kohle eingebettete Findlinge. Diese gerundeten Steine sollen aber Erzeugnisse der Eiszeiten sein, da die Sintfluttheorie abgelehnt wird. Gemeinsame Funde von Kohle und Findlingen widersprechen der Evolutionstheorie, sind jedoch ein Indiz für kataklysmische Ereignisse. So ist es auch zu erklären, dass versteinerte Baumstümpfe manchmal umgekehrt, mit der Wurzel nach oben, in Torf- oder Kohleschichten eingebettet liegen.

Manche nicht unterteilte Kohleschichten fächern sich am anderen Ende in zahlreiche Flöze auf, getrennt durch Sedimentschichten. Diese Beobachtung widerspricht der wissenschaftlichen Theorie, dass Wälder nacheinander

langsam förmlich übereinander wuchsen.

Kohleschichten sind manchmal zehn, zwanzig oder mehr Meter dick. Unter normalen, gleichförmigen Umständen vermag kein Wald derartig dicke Kohleschichten zu erzeugen. Eine zehn Zentimeter starke Kohleschicht würden eine über einen Meter dicke Torfschicht und eine über zehn Meter hohe pflanzliche Schicht voraussetzen. Die erforderliche biologische Masse für die Entstehung eines Kohleflözes mit einer Mächtigkeit von zehn Metern wäre unvorstellbar (8). Berücksichtigt man, dass es auf der Welt manchmal fünfzig oder mehr getrennt übereinander liegende Kohleschichten gibt, kann man diese Phänomene mit den Gleichförmigkeitstheorien unseres Weltbildes wohl kaum in Einklang bringen.

Die durch die Geologen Prof. Dr. Alexander und Dr. Edith Kristan-Tollmann mit modernen naturwissenschaftlichen Methoden nachgewiesene Sintflut bietet die richtigen Rahmenbedingungen für die Bildung von Kohle (9). Da die Sintflut nicht einfach eine große Überschwemmung darstellte, sondern von Großereignissen (Impakte, Erdrisse, Vulkanausbrüche) erzeugt wurde, vernichtete ein Feuersturm die Erde, heftige Orkane entwurzeln die Bäume, und die folgende Flutwelle schwemmte die verkohlten, zersplitterten Bäume zu großen Haufen zusammen. Anschließend wurden sie mit Sand, Steinen (Findlinge) und toten Meerestieren bedeckt. Durch den erhitzten Boden wurde das verbrannte Holz metamorph zu Kohle umgewandelt. Steinkohle entstand, wenn diese verkohlte organische Masse mit einer bituminösen Substanz durchtränkt, oder mit heißer vulkanischer Asche angereichert wurde. Nasse Blätter widerstanden manchmal der Verbrennung und hinterließen ihren Abdruck in der Kohle, wodurch auch dieses Phänomen erklärbar wird.



Eine Muschelbank mit versteinerten, geschlossenen Exemplaren (aus: „Die Chronik der Erde“, von Felix Paturi, Chronik-Verlag 1996)

In Braunkohle fand man Blätter, die noch das Chlorophyll enthalten. Manchmal findet man noch grüne Blätter in Kohleklumpen. Auch Tiere mit erhaltener Feinstruktur oder Reste von noch farbigen Insektenteilen blieben in Braunkohle erhalten. Diese Konservierung, also die Abschottung des Licht- und Lufteinflusses, muss schnell vor sich gegangen sein. Die Funde widersprechen der langsamen Entstehung einer Humus- oder Torfschicht.

Der Versteinerungsvorgang muss blitzschnell vor sich gegangen sein. Die regelrecht versteinerten Massengräber auf der ganzen Welt beweisen diese Behauptung. In SYNESIS Nr. 27 habe ich weitere Beispiele verschiedener Fossilienfunde vorgelegt. Ein in jedem Fossilienlager zu findender Beweis für schnelle Versteinerungen bilden die Muscheln, die fast nur in geschlossener Form gefunden werden. Dies deutet jedoch auf einen Sekudentod hin, da bei einer unter normalen Umständen sterbenden Muschel die Schließmuskeln erschlaffen und sich die Schalen öffnen.

Kohlevorkommen sind ein Beweis für kataklysmische Vorgänge in unserer Erdvergangenheit. Gewagt erscheint die Verschmelzung der Ereignisse Sintflut und Entstehungszeitpunkt der Kohle. Aber ein „Weltuntergang“ würde die Zeitdatierungen direkt oder indirekt in Frage stellen, da die Grundlagen der Altersbestimmung durch die Gleichförmigkeitstheorien gebildet werden. Setzt man aber kataklysmische und damit nicht-konstante oder überhaupt wissenschaftlich nicht exakt definierbare Rahmenbedingungen voraus, können auch die Zeitdatierungen, insbesondere auf der Basis indirekter Vergleichsmethoden, nicht stimmen.

Da Menschen, Dinosaurier und auch Kohle, gemäß meinen Erkenntnissen, aus der gleichen Zeitepoche stammen, ist es durchaus denkbar, dass diese Ereignisse erst vor relativ kurzer Zeit stattfanden.

Mount St. Helens

Am 18. Mai 1980 brach der Vulkan Mount St. Helens, an der Westküste der USA im Staat Washington, aus. Dies führte 1982 zur Schaffung des Nationalparks „Mount St. Helens Volcanic Monument“, der das direkt betroffene Katastrophengebiet unter den Schutz der Nationalparkbehörde stellte.



Über eine Million zersplitterter Baumstämme wurden mit der heißen Vulkanasche in den Spirit Lake gespült. Das entstehende Gemisch bildet die Substanz für eine schnelle Kohlebildung. (D. Morris, aus „The Young Earth“)

Bei dem damaligen Ereignis wurden ungefähr hundertfünfzig Quadratmeilen Wald total vernichtet. Aus dem Vulkan ergossen sich große Mengen Lava in die Täler. Der Vulkankegel wurde um vierhundert Meter reduziert, und es blieb ein eineinhalb Kilometer breiter, nach Norden aufgebrochener, Krater übrig. Dieser Park gehört heutzutage zu den eindrucksvollsten Naturwundern in Amerika. Hier wurden Hunderttausende von Stümpfen und Baumstämmen in den See Spirit Lake gespült, begleitet von einem großen Volumen von biologischem Material und vulkanischer Asche. Innerhalb weniger Jahre bildete sich am Grund des Sees ein großes Lager aus organischen und vor allem hölzernen Material, welches mit vulkanischer Asche angereichert und durchsetzt ist. Der hierdurch entstandene Torf besitzt oft ähnliche Strukturen und Aussehen wie Kohle. Die Rinde der Bäume löste sich, sank zu Boden und bildete dicke Ablagerungsschichten. Die Baumstümpfe mit den Reststämmen wurden in dem vorhandenen Matsch teilweise in senkrechter Position abgelagert, da der schwerere Wurzelstock zuerst zu Boden sank.

Sollte sich ein Vulkanausbruch wiederholen, werden diese Bäume und die vorhandenen Torfschichten durch heiße Vulkanasche und andere Sedimente des Sees unter Luftabschluss komplett begraben. Damit wären dann alle Voraussetzungen für die endgültige Entstehung von teeriger oder teerhaltiger Kohle gegeben. Intensive Untersuchungen nahm Dr. Steve Austin im Jahr 1986 vor, und auch heute noch werden die geologischen Vorgänge überwacht (10). Aus diesen Gegebenheiten kann man schließen, dass der Entstehungsprozess von Kohle nicht vor Millionen von Jahren und über einen langen Zeitraum hinweg abgelaufen sein muss, sondern dass dieser Vorgang, unter den richtigen Bedingungen, relativ schnell, in sehr kurzer Zeit stattfinden kann (5).



Der bei einem Ausbruch des Mount St. Helens vernichtete Wald. (Foto: Lyn Topinica)

Eine Bitte des Autors:

Wenn Sie ungewöhnliche Funde in Kohle oder massivem Gestein (Fossilien) kennen, schreiben Sie mir bitte, über die EFODON e.V.-Redaktion.

Anmerkungen

- (1) H.-J. Zillmer in EFODON SYNESIS Nr. 27/1998 (Mai/Juni 1998): „Gemeinsame Spuren von Dinosauriern und Menschen“.
- (2) H.-J. Zillmer in EFODON SYNESIS Nr. 26/1998 (März/April 1998): „Die Evolution, frei erfunden?“.
- (3) Geise, G.: „Woher stammt der Mensch wirklich?“, Hohenpeißenberg 1997.
- (4) Michell, J. und Rickard, R. J.: „Die Welt steckt voller Wunder“, Düsseldorf/Wien 1979.
- (5) Zillmer, H.-J.: „Darwins Irrtum“, Langen Müller-Verlag, München .
- (6) „Nature“, Volume 24, Nr. 3, März 1924.
- (7) „Bild“, 15.5.1998, Seite 12.
- (8) Velikovsky, I.: „Erde in Aufruhr“, Frankfurt 1994.
- (9) Tollmann, E. u. A.: „Und die Sintflut gab es doch“, Wien, Gütersloh, Stuttgart 1993.
- (10) Dr. Steve Austins Video: „Mount St. Helens: Explosiv Evidence for Creation“, ICR, 1992.

Hans-Joachim Zillmer

Darwins Irrtum

Langen Müller, München 1998, ISBN 3-7844-2709-X



Die Homepage des Autors: www.zillmer.com

Gernot L. Geise

Das „Marsgesicht“, und was daraus gemacht wurde

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 28/1998)

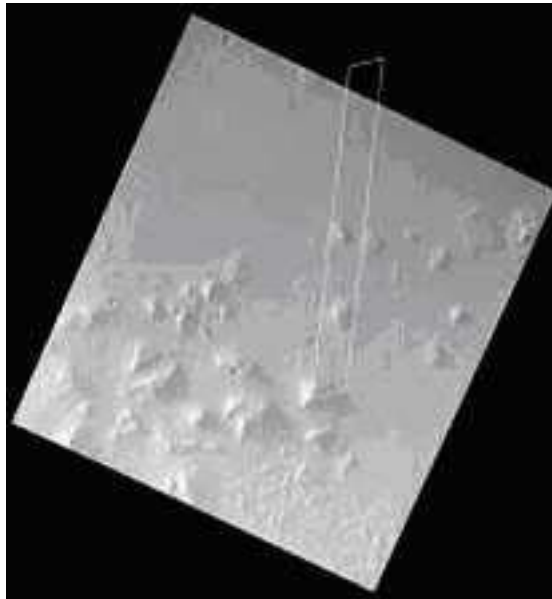
Die NASA hat es laut herausposaunt, und alle, alle Medien haben es bereitwillig kritiklos übernommen: Die amerikanische Marssonde Global Surveyor (MGS) ist über die Marsregion Cydonia geflogen und hat mit ihrer hochauflösenden Mars-Orbiter-Kamera (MOC) das „Marsgesicht“ fotografiert.



Diese Struktur soll das „Marsgesicht“ darstellen. Von der NASA veröffentlichter MGS-Fotoausschnitt.

Das war nicht etwa eine Selbstverständlichkeit, denn in den Anfängen des MGS-Projektes war - nach NASA-Angaben - ein Überflug dieser Region (angeblich) nicht geplant. Erst - wie es heißt - auf Druck der Öffentlichkeit, und weil um die dortigen Objekte viel Unsinn erzählt werden würde, habe sich die NASA entschlossen, auch die Cydonia-Region zu überfliegen. Selbstzufrieden rekapituliert die NASA nun, sie hätte es ja immer gesagt, dass es sich hierbei nur um ein zufällig entfernt menschenähnlich aussehendes, völlig natürliches Gebilde handele. Und das veröffentlichte Bild scheint diese NASA-Behauptung zu untermauern. Es zeigt den Ausschnitt aus einem Bildstreifen, der am 4. April vom MGS aufgenommen wurde, und das die NASA mit 4,42 km Breite und 82,94 km Länge angibt. Das Bild entstand bei der 220. Mars-Umkreisung des MGS, aus einer Höhe von 444,21 km. Die Bildpunkt-Auflösung beträgt 4,32 Meter pro Bildpunkt (im Vergleich: die

Bildpunkt-Auflösung der Viking-Sonden betrug etwa 50 x 50 Meter).



Das von der NASA veröffentlichte Übersichtsfoto stammt von Viking 1. Eingezeichnet ist hier der Bildstreifen, der den von MGS fotografierten Ausschnitt darstellen soll (Foto: NASA)

Die Welt ist's zufrieden. Die „Spinner“, die immer von künstlichen Artefakten geredet haben, sind endlich definitiv widerlegt worden. Es ist ja „nur ein natürlicher Höhenzug“, eine Art Gebirgshochland. Eine Mesa oder Hochgebirgslandschaft, sagte Surveyor-Chefwissenschaftler Arden L. Albee der „Washington Post“. „Jeder, der mit einem Flugzeug geflogen ist, wird wahrnehmen, dass es sich um eine natürliche Erscheinung handelt. So etwas kann man an vielen Stellen auf einem Flug von Washington nach Los Angeles sehen.“ (1). Der Eindruck eines Gesichtes entstehe durch das von Rinnen und Graten verursachte Licht- und Schattenspiel.

Diese Ansicht ist nicht neu, die NASA vertritt sie, seit das „Gesicht“ entdeckt wurde. Zuletzt wurde diese Ansicht, zu früheren NASA-Verlautbarungen leicht modifiziert, gegen Ende 1997 veröffentlicht und merkwürdigerweise auf 1995 zurückdatiert. Doch stimmt sie wirklich?

Beim Betrachten des von der NASA verblüffend eilig veröffentlichten Bildes regen sich doch leichte Zweifel, die sich mehr und mehr verstärken. Man ruft sich in Erinnerung, was im Laufe der Zeit unabhängige Forscher mit den verschiedensten Methoden herausgefunden haben. Sollen sie wirklich alle einer ganz lapidaren Täuschung aufgesessen sein?

Sicher, die extremen Kontrastüberzeichnungs-Entwicklungen, beispielsweise durch Dr. Mark J. Carlotto angefertigt,

zeigen eine gewisse Ähnlichkeit mit dem jetzt veröffentlichten Bild eines tafelbergähnlichen, flachen Gebildes.

Doch schaut man genauer hin, so fällt auf, dass sich bereits der links unterhalb des

„Gesichtes“ befindliche Krater auf dem jetzt veröffentlichten Bild nur in einem annähernd ähnlichen Winkel zum „Gesicht“ wie auf den Viking-Aufnahmen befindet. Auch die hügelartige Struktur unterhalb des „Gesichtes“ kann nur mit großem Vorbehalt als entfernt ähnlich bezeichnet werden. Als „NASA-Geschädigter“ fragt man sich unwillkürlich: Hätten die NASA-Bildentwickler hier nicht ein bisschen geschickter fälschen können?

Die Umriss und die auf den Viking-Bildern sichtbaren Details stimmen nur entfernt überein bzw. fehlen ganz. Außerdem ist das gezeigte Gebilde offenbar relativ flach, während das „Gesicht“ auf den Viking-Vergleichsbildern einen deutlich sichtbaren, ausgeprägten Schatten wirft. Wenn es sich jedoch nur um eine relativ flache Oberflächenstruktur handelt, wie soll dieses Relief dann einen derart ausgeprägten Schatten werfen können?

Vincent DiPietro und Gregory Molenaar konnten bereits in den siebziger Jahren mithilfe von Falschfarben-Auswertungen der Viking-Bilder definitiv nachweisen, dass das „Gesicht“ so etwas wie Augäpfel mit Pupillen aus einem anderen Material enthält. Wo sind diese Details auf dem neuen NASA-Foto?

DiPietro und Molenaar lieferten mit ihren Falschfarben-Entwicklungen auch erstmalig den Nachweis für zahnreihenähnliche Strukturen im leicht geöffneten „Mund“ des „Marsgesichtes“. Später wurde dieser Nachweis durch andere Forscher mit anderen Bildentwicklungstechniken bestätigt. Hierbei hat sich insbesondere Dr. Mark J. Carlotto Verdienste erworben. Bezüglich Recherchen und unermüdlicher Publikation ist hier herausragend etwa Richard C. Hoagland zu nennen.

Ich habe mir seinerzeit von der NASA Original-Negative der entsprechenden Viking-Bilder schicken lassen und konnte durch eigene Extrementwicklungen feststellen, dass selbst ein „Amateur“ in der Lage ist, „Zahnreihen“ - zumindest auf dem Viking-Foto 35A72 - sichtbar zu machen! Soll ich mir das jetzt alles nur eingebildet haben?

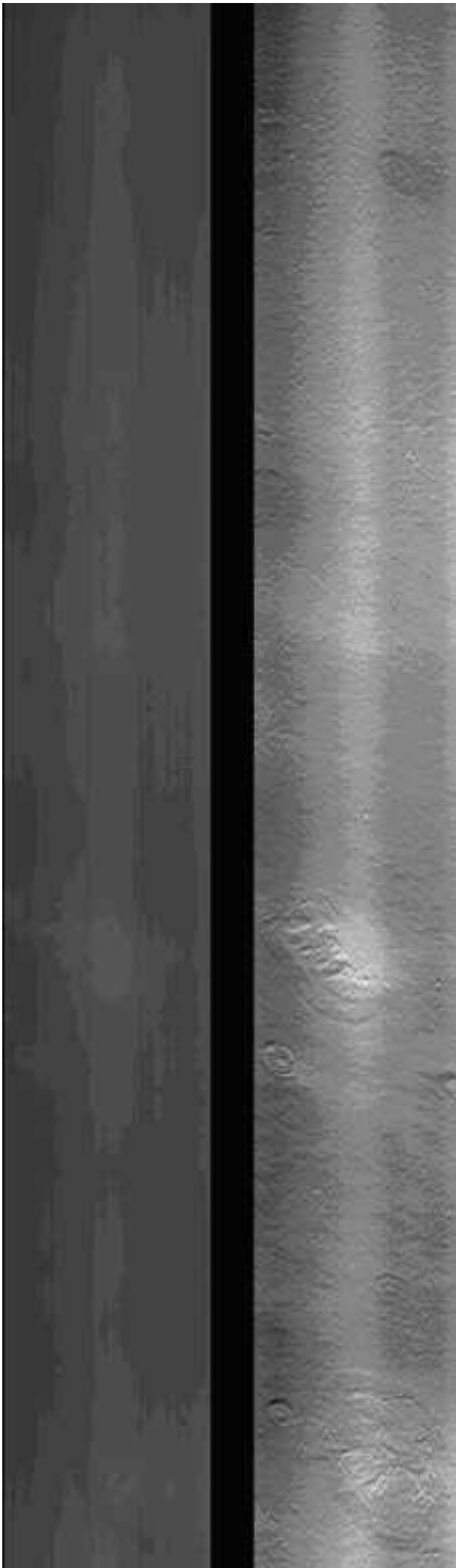
Seit der Entdeckung des „Marsgesichtes“ haben sich inzwischen ganze Heerscharen von Wissenschaftlern mit diesem Objekt beschäftigt - übrigens auch NASA-Forscher -, Kapazitäten aus den Bereichen Archäologie, Geologie, Remote Sensing (!), Bildbearbeitung, Architektur und planetarer Wissenschaft. Durch alle diese Untersuchungen hat sich herausgestellt, dass es sich bei diesem und anderen Cydonia-Objekten mit allergrößter Wahrscheinlichkeit um künstlich bearbeitete Strukturen handelt.

Und diese - teilweise mit großem persönlichen Geldaufwand verbundenen - Forschungen sollen nun alle „Spinnerei“ gewesen sein? Nein, danke, so einfach kann es sich die NASA nicht machen. Meine persönliche Meinung dazu ist: Global Surveyor hat bei seinen Umkreisungen des Roten Planeten eine Menge Bilder geliefert, doch ob es sich bei dem von der NASA veröffentlichten Bildstreifen überhaupt um die Cydonia-Region oder

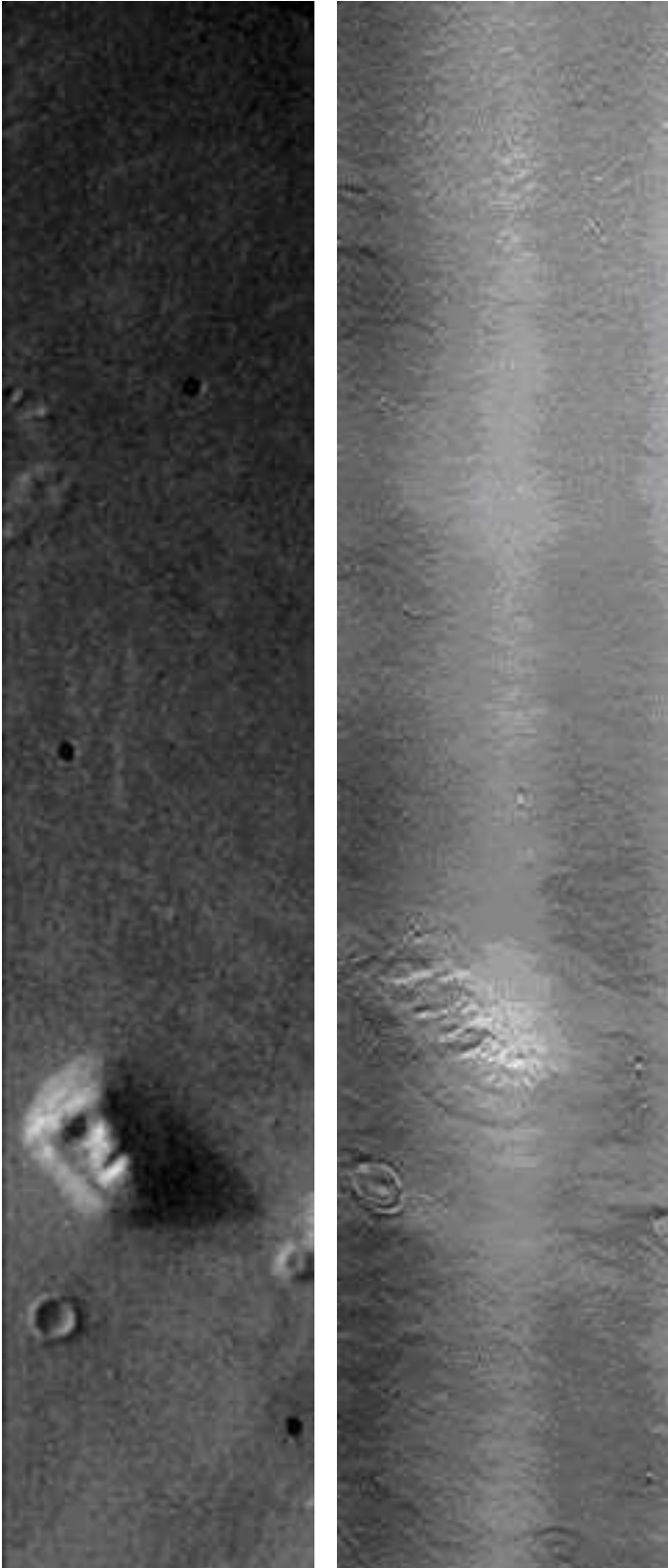
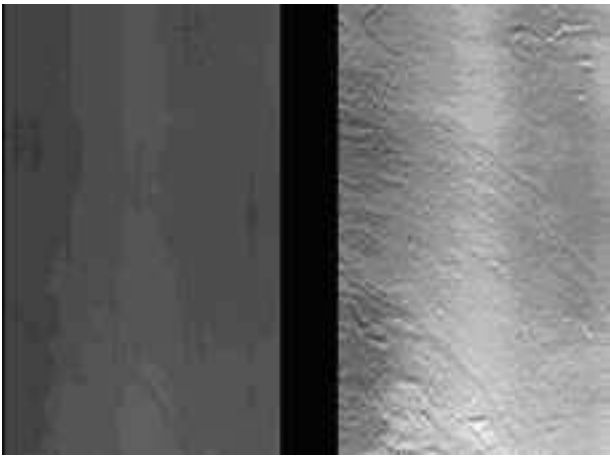
um eine andere Region mit zufällig entfernt ähnlichen Strukturen handelt, ist reine Glaubenssache. Nach eingehenden Untersuchungen von Dr. Carlotto scheint es jedoch dieselbe Struktur zu sein.



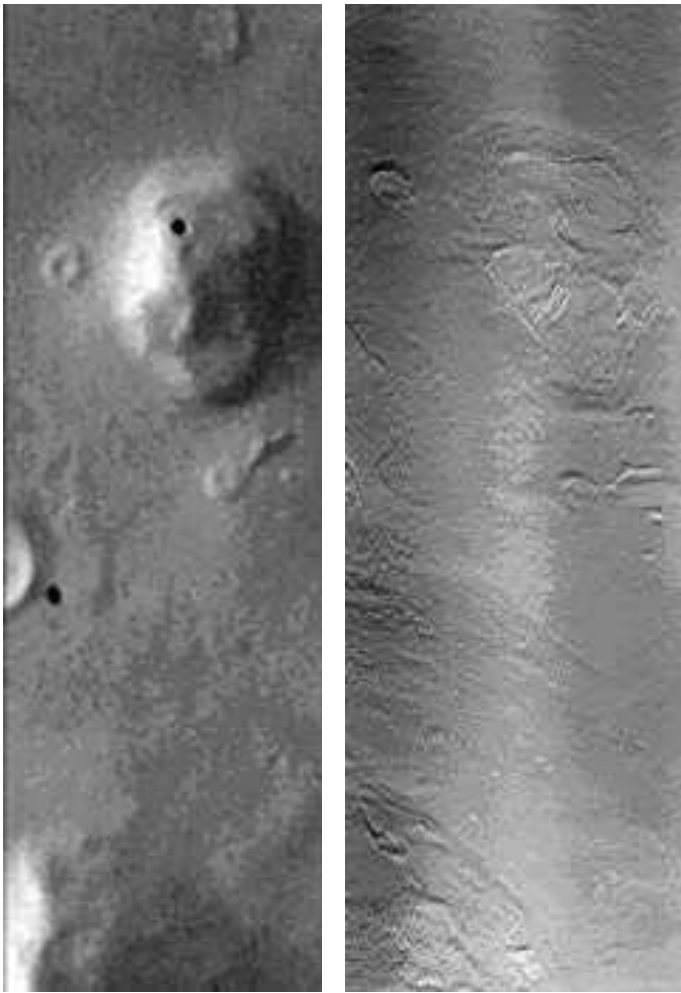
Die zwei Bildstreifen zeigen das von



der NASA veröffentlichte MGS-Bildmaterial. Der linke (dunkle) Streifen zeigt das unbearbeitete Bild, wie es vom MGS zur Erde gefunkt wurde. Der rechte Bildstreifen zeigt das von der NASA aufbereitete Bild. Das „Marsgesicht“ soll die Struktur etwa in der Bildmitte darstellen.

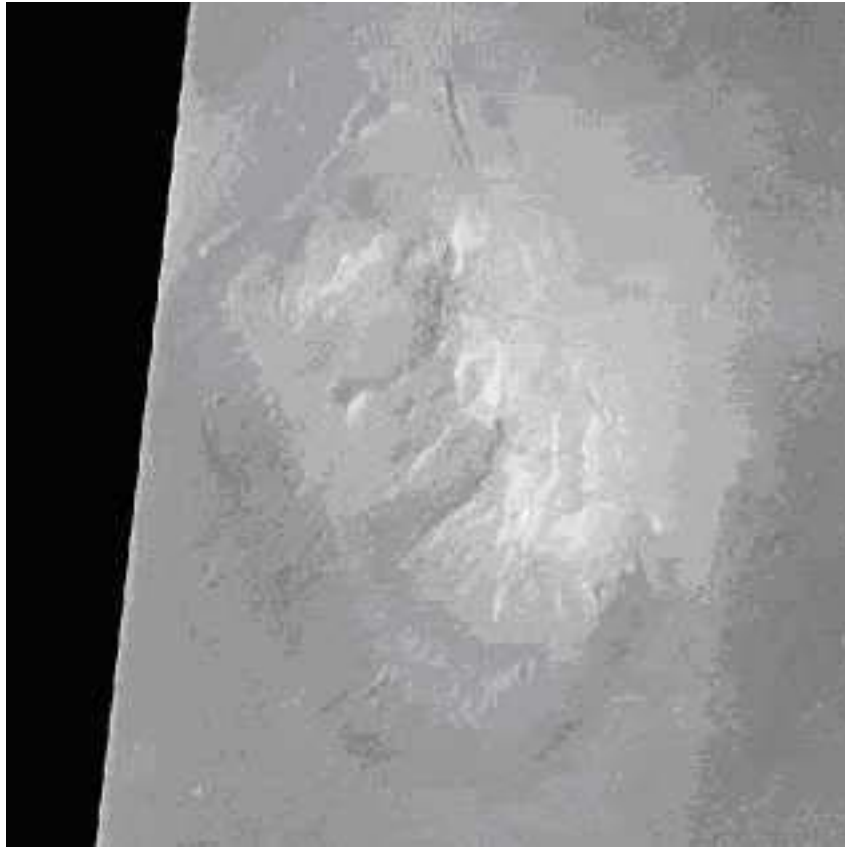


Zum Vergleich bietet die NASA eine Bildausschnitt an, der aus dem Viking-Bild 35A72 erstellt wurde. Vergleichen Sie selbst, inwieweit hier eine Ähnlichkeit besteht.

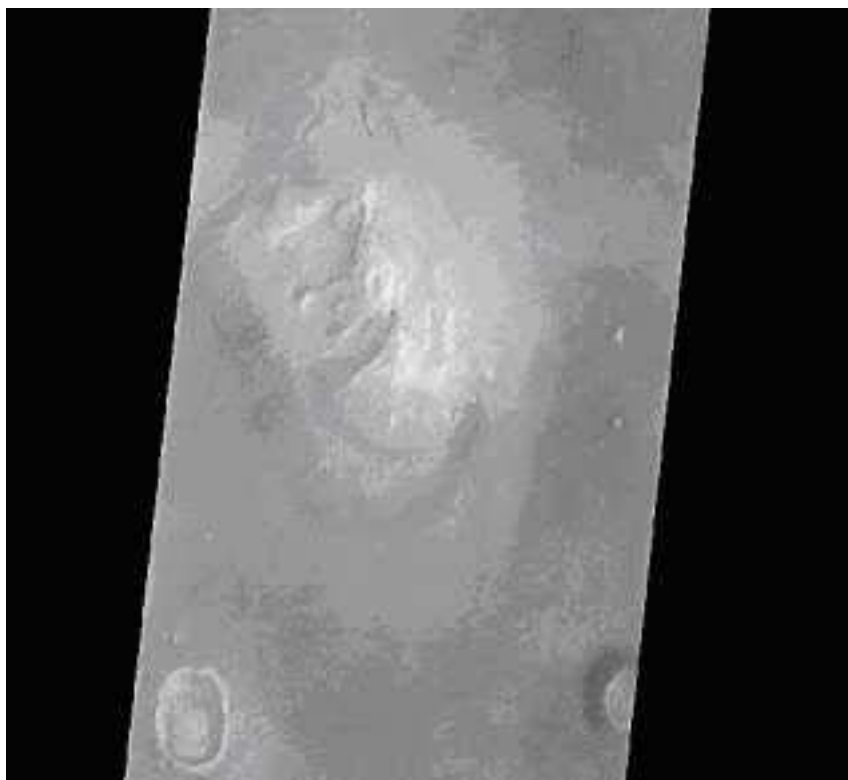


Während bei den Viking-Bildern am Bildrand jedes Fotos jeweils Bilddaten eingeblendet waren, einschließlich der Bildnummer und der Grauwerte-Verteilung der Aufnahme, dem jeweiligen Aufnahmewinkel, Flughöhe usw., fehlen diese Angaben in den veröffentlichten MGS-Bildern. Die NASA veröffentlicht diese Daten zwar auch, doch separat. Es ist nicht nachvollziehbar, ob sie überhaupt zu dem jeweiligen MGS-Bild gehören.

Einer wie auch immer gearteten Manipulation wären hier also Tür und Tor geöffnet. Nicht, dass ich (in diesem Fall) der NASA bewusste Betrugsabsichten unterstellen will - die auswertenden Wissenschaftler werden wohl nach bestem Wissen und Gewissen arbeiten. Doch ein Sprichwort sagt „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht ...“, und die NASA hat uns in den letzten Jahrzehnten mehrfach angelogen. Somit muss sie es sich gefallen lassen, dass ihre Veröffentlichungen genauestens unter die Lupe genommen werden.



NASA-Bildbezeichnung: face-alo



NASA-Bildbezeichnung: face-w-c



NASA-Bildbezeichnung: face-raw

Zumindest im Fall „Marsgesicht“ muss die NASA ein größtes Interesse daran haben, dass der „Nachweis“ für ein natürliches Objekt erbracht wird, weil sie solches schon immer behauptet hat. Man nennt so einen Vorgang „Gesichtswahrung“. Wie treffend! Man darf nicht vergessen, dass die NASA in all den Jahren seit der Viking-Mission sämtliche Forschungen unabhängiger Wissenschaftler total ignoriert hat. Wie würde die NASA wohl vor der Weltöffentlichkeit dastehen, wenn sie zugeben würde, dass sie sich jahrzehntelang geirrt hat? Wahrscheinlich besser, als mit allen Mitteln die einmal vertretene Meinung aufrechtzuerhalten.

Und die NASA hat tatsächlich manipuliert! Die erste Veröffentlichung des aufbereiteten MGS-Bildes, die durch die Medien ging, ist ein „processed image“, also ein „bearbeitetes Bild“, was die NASA auch freizügig zugibt. Es wurde nicht nur perspektivisch verzerrt, sondern kontrastreduziert. Das unverzerrte Bild veröffentlichte die NASA dann einige Tage später, als das Interesse der Medien bereits erloschen war.

Warum lieferte die MOC-Kamera des MGS von der Cydonia-Region so schlechte Bilder, obwohl man doch davon ausgehen könnte, dass die Kameratechnik gegenüber den alten VIKING-Kameras bessere Bilder erbringen müsste? Dazu sagt die NASA, dass der Kontrastmangel Dunst oder Nebel über der Region vermuten lasse.

Nach Richard Hoagland enthalten die neuen Bilder nur 42 der 256 möglichen Graustufen. Das sind nur 16,4%. Dagegen enthielten die alten VIKING-Fotos wesentlich mehr Graustufen.

Die erreichte Bildauflösung beträgt nur 25 % der möglichen. Wenn gleichzeitig nur 16,4 %

der möglichen Graustufen aufgenommen wurden, dann zeigt das Bild, rein rechnerisch, nur 4,1 % der maximal aufzunehmenden Daten! (2)

Anmerkungen

(1) dpa-Meldung vom 07.04.98

(2) Rainer Lorenz und Georg Wieselsberger: „Altes und Neues vom Mars“, in: MAGAZIN 2000plus, Nr. 128/129.

Von der Notwendigkeit einer Raumstation

© 1998 Dieter Vogl, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 28/1998

Der Gedanke an eine von Menschen ständig bewohnte Raumstation ist nicht neu und als utopische Vorstellung von vielen Science-Fiction-Autoren facettenreich durchdacht worden. Lassen wir heute diese Art von Literatur Revue passieren, dann können wir verwundert feststellen, dass deren Inhalte gar nicht so abwegig waren. Erlauben wir uns gar einen Blick in den Ablauf der Geschichte, dann wird deutlich, dass die Idee bereits im Jahre 1944, unter anderem von Wernher von Braun, zaghaft aus dem Blickfeld utopischer Dichtung in den Bereich der Realität gerückt wurde. Vorausschauend postulierte er damals, dass es in absehbarer Zukunft eine technische Entwicklung geben wird, die zu einer Raumstation führen muss.

Wenig später, 1952, stellte er seine differenzierten Vorstellungen zu diesem Thema in seinem Buch „Start in den Weltraum“ einem breiten Leserpublikum vor. Die Resonanz auf dieses Buch war, sowohl in der Bevölkerung als auch in Fachkreisen, enorm. Obwohl kein Wissenschaftler damals einen Vergleichswert zur Verfügung hatte, wurden Wernher von Brauns Theorien von den meisten Wissenschaftlern abgelehnt. Seine Pläne wurden, dies zeigen zeitgenössische Berichte, in der Fachwelt vollkommen falsch eingeschätzt.

Heute können wir sagen, dass die Thesen Wernher von Brauns weder Träumereien noch unrealistisch waren, sondern die visionären Gedanken eines weitblickenden Mannes, der eine realistische Zukunft der Menschheit vor Augen hatte. Er wurde durch seine Arbeiten zum Vordenker einer neuen Generation von Wissenschaftlern, die weder Kosten noch Mühen scheuten, seine Raumstation zur Realität werden zu lassen. Aber beginnen wir von vorne:

Hochkarätige Wissenschaftler

Eine Handvoll hochkarätiger Wissenschaftler leistete in jenen Tagen, in denen Wernher von Braun über die Raumstation theoretisch nachdachte, das bislang Unmögliche. Im Jahre 1944 startete, gefördert durch den deutschen Militärstab, von einer Insel in der Ostsee die erste deutsche V1, wie dieser Waffentyp genannt wurde. Er hatte für damalige Verhältnisse ein sehr leistungsfähiges Pulsionsstrahltriebwerk und konnte immerhin eine Tonne Nutzlast in Form von hochbrisantem Sprengstoff transportieren. Einer ihrer Chefkonstrukteure war ein junger Mann. Sein Name: Wernher von Braun.

Eine Weiterentwicklung der sogenannten Vergeltungswaffe 1 war die V2. Sie war ein Raketentyp, der schon ein sehr ausgefeiltes Flüssigkeitstriebwerk besaß und höher, schneller und weiter flog als der Vorgängertyp. Schon bei ihrem ersten Testflug erreichte die Rakete eine imposante Höhe von 175 Kilometern. Wernher von Braun, der auch an der Entwicklung dieses

Raketentyps maßgeblich beteiligt war, erkannte damals, dass der Einsatz dieser neuen Technik für den Krieg nur eine von vielen Möglichkeiten war. Er dachte schon - dies haben viele Zeitzeugen bestätigen - an ihre Verwendung in der unbemannten, aber auch in der bemannten Raumfahrt. Er und die Befürworter dieser Technik betrachteten die V2 quasi als Eintrittskarte in die Weiten des Kosmos.

Bis zum Ende des 2. Weltkriegs transportierte dieser Raketentyp seine tödliche Last nach England. Die meisten von ihnen trafen mit enormer Sicherheit ihr Ziel, die britische Hauptstadt London. So traurig und verwerflich diese Zeit auch war, sie ermöglichte die Grundlagenforschung für die Wissenschaft und ihre neue Disziplin, die Raketentechnik. Nicht nur die Deutschen arbeiteten an dieser Technik, auch bei den Russen wurde, das beweist die sogenannte Stalinorgel (der erste Raketenwerfer), erfolgreich auf diesem Gebiet geforscht.

Nach dem Krieg

Am 17. Dezember 1946, wenige Monate nach dem Krieg, folgten die ersten Raketenstarts unter dem Deckmantel der friedlichen Nutzung. Sie hatten aber, selbst wenn die Verantwortlichen heute dies nicht mehr sehen wollen, ausschließlich militärische Ziele. Jetzt allerdings nicht mehr in Deutschland, sondern in den USA und in der damaligen UdSSR. Federführend waren auch hier die deutschen Ingenieure. Und unter ihnen war, jetzt auf amerikanischer Seite, wieder jener Wernher von Braun, den seine Gegner als unrealistischen Träumer bezeichnet hatten.

Trotzdem muss man anerkennen, dass es gerade die Generalstäbe waren, die in der Nachkriegszeit den militärischen Nutzen der Raketentechnik erkannten. „Abschreckung“ hieß das neue Schlagwort der Regierungen, und die mit Nuklearsprengköpfen bestückten Raketen haben dazu beigetragen, dass bis heute, trotz Abrüstung und Friedensbekundung der Großmächte, eine tödliche Gefahr von ungeahntem Ausmaß die gesamte Menschheit bedroht.

Ein neuer Raketentyp

Die V2-Raketen der Nachkriegsgeneration erreichten, wohl aufgrund besserer Materialien und Treibstoffe (diese standen in Kriegszeiten den deutschen Technikern nicht zur Verfügung), weitaus größere Höhen als ihre Vorgängermodelle. Als Nachfolgesystem der V2-Raketen entwickelten die Techniker die „WAC-Corporal“. Mit diesem Raketenmodell überboten sie alle bestehenden Höhenrekorde um ein Vielfaches. 402 Kilometer stießen diese Flugkörper in den erdnahen Raum vor, und ein Ende dieser Entwicklung war schon damals nicht abzusehen. War bis dahin der Raketenbau ein Buch mit sieben Siegeln, förderte die Grundlagenforschung, gerade an diesem Raketentyp, das Grundprinzip des Raketenantriebs zutage.

Im Rückblick können wir feststellen, dass mit dieser Rakete die Entwicklung der Raketentriebwerke nahezu abgeschlossen war. Die „WAC-Corporal“ bestand bereits aus mehreren Antriebseinheiten, wobei, wohl wegen ihrer

Zuverlässigkeit, als erste Stufe noch eine modifizierte V2-Rakete diente. Dieser neue Raketentyp leitete die großartige Ära der Raumfahrt ein.

Die kontinuierliche Entwicklung in der Raumfahrt bestätigten Wernher von Braun und alle, die an die Zukunft der Weltraumtechnik glaubten. Zu den militärischen Erfolgen stellte sich auch im zivilen Bereich ein stetiger Höhenflug dieser neuen Technik ein, und durch diesen war die reibungslose Finanzierung der kostspieligen Folgeprojekte weitgehend abgesichert.

Die Raumstation: Der Finanzierungsplan

Endlich konnten Wernher von Braun und sein Mitarbeiterstab an die Verwirklichung der Raumstation gehen. Eine zuverlässige Raketentechnik war die Voraussetzung für dieses Vorhaben. Um Gelder vom amerikanischen Kongress für sein Projekt zu bekommen, stellte Wernher von Braun einen detaillierten Finanzierungsplan auf, in dem er die geschätzten Kosten auf etwa vier Milliarden Dollar taxierte. Die Verantwortlichen in Regierungskreisen scheuten sich vor einer Zusage, begründeten diese jetzt aber nicht mehr mit dem Argument der phantasievollen Fehlplanung, sondern mit den zu hohen Kosten und der zu langen Entwicklungszeit, die von Braun und sein Team auf etwa zehn Jahre einschätzten.

Die Tatsache, dass die Möglichkeit der Raumfahrt besteht, konnte nicht mehr bestritten werden, und so fanden die Gegner andere Argumente, um sie zu verhindern. Zu den finanziell begründeten Einwänden gesellten sich eine Vielzahl religiöser, moralischer und ethischer Bedenken, die darauf abzielten, der Weltraumfahrt den Todesstoß zu versetzen. Bedenkt man, dass der Dollar 1952 etwa zweieinhalbmals so viel wert war wie heute, könnte man, bei oberflächlicher Betrachtung, die vorgetragenen Gegenargumente verstehen. Wäre da nicht zu berücksichtigen, dass von den selben Männern und Frauen, schon im Jahre 1951, für die Rüstung zwölf Milliarden Dollar verpulvert wurden.

Das sogenannte Manhattan-Projekt, bei dem die erste amerikanische Atombombe entwickelt wurde, und die Unterhaltung der damit verbundenen Forschungsgruppe in Los Alamos hatte schon zehn Jahre vorher zwei Milliarden Dollar verschlungen.



Eine amerikanische Corporal-Rakete mit einem Aufricht-Fahrzeug (Helmut Gröttrup: „Über Raketen“, Berlin 1959)

Die Raumstation: Skylab

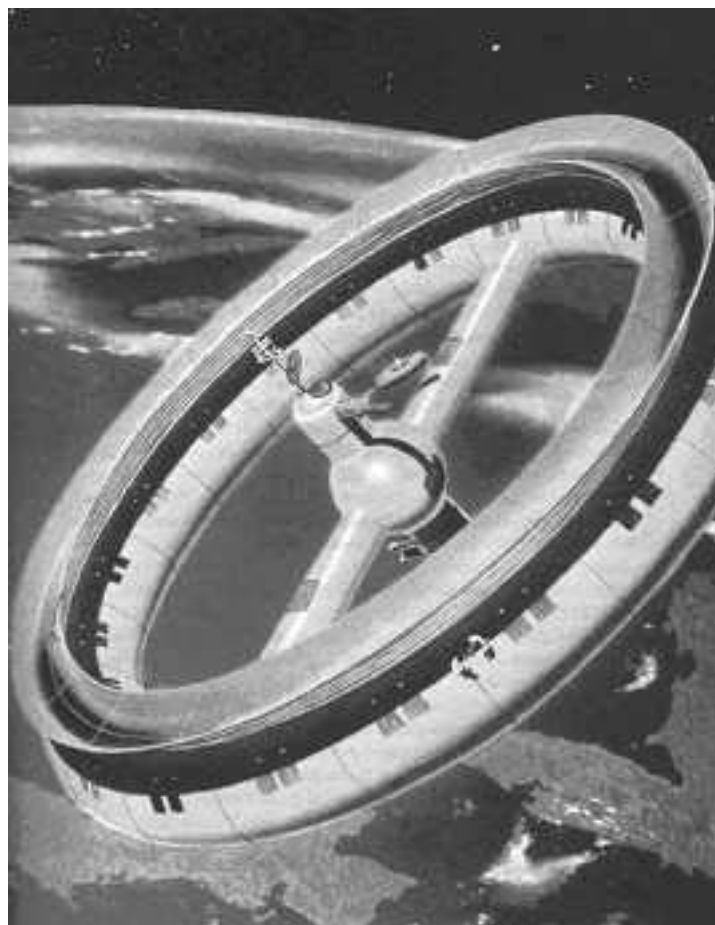
Die Raumstation, nach der Vorstellung von Wernher von Braun, wurde bekanntlich niemals gebaut, und doch erreichte er seine hoch gesteckten Ziele auch ohne sie. Projekte wie „Mercury“ und „Gemini“ stammen ebenso von ihm wie die Trägerrakete „Saturn“ für die Apollokapsel, die unter seiner Leitung die Vollendung fand. Diese Raumfahrtkonzepte ermöglichten es den USA, nicht nur die bemannte Mondlandung erfolgreich durchzuführen, sondern auch, am 14. 5. 1973, das beachtenswerte und von großem Erfolg gekrönte Skylab-Projekt zu realisieren.

Die zylindrisch konzipierte Raumstation bot mehreren Personen gleichzeitig ausreichend Platz. Mit Skylab sollte der erdnahe Raum erforscht werden. Die Station war auch mit einem leistungsfähigen Observatorium ausgestattet, das die Beobachtung des Weltraumes ermöglichte. Zudem wurde umfangreiche Forschung auf dem Gebiet der Raumkrankheit betrieben.

Trotz der Erfolge und weitreichenden Erkenntnisse, die heute noch für die Raumfahrt von großer Bedeutung sind, wurde bereits im Jahre 1974 das Skylab-Projekt wieder eingestellt. Wieder siegten die Gegner der amerikanischen Raumstation, weil sie keinen kurzfristig umsetzbaren Nutzen in

den Unternehmungen der NASA erkennen konnten. Lieber wollte man den Multimilliarden-Dollar-RegendemamerikanischenVerteidigungsministeriumund der damit verbundenen Suche nach innovativen Waffensystemen zukommen lassen, als dass man, zumindest mit einem Teil des Geldes, die Raumfahrt unterstützt hätte.

Auf lange Sicht war diese Entscheidung für die amerikanische Raumfahrt ein herber Rückschlag. Auf dem Gebiet der fest installierten Raumstationen feierten von nun an nur noch die Sowjets Erfolge. Während die Amerikaner ihr Skylab-Programm absetzten, führten die Russen ihr bereits 1971 begonnenes Sojus-Saljut-Projekt fort. Eigentlich war die Raumstation Sojus-Saljut keine echte Raumstation, sondern eine Verbindung zwischen dem Raumschiff Sojus und der Orbitalstation Saljut.



Raumstation nach Wernher von Braun (Wernher von Braun: „Start in den Weltraum“, Frankfurt/Main 1958)

Die Raumstation: Befürworter und Gegner

Die führenden Kreise in den Regierungen haben mittlerweile den Nutzen der Raumfahrt eingesehen. Und selbst wenn es immer noch die religiösen, moralischen und ethischen Gegenspieler in ihren Reihen gibt, so sind sie doch deutlich weniger geworden. Mit ihren Argumenten können sie den Fortschritt nur hinauszögern, nicht aufhalten. Modern denkende Physiker, Chemiker, Mediziner, Astronomen und Mathematiker haben zum Großteil den Platz derer

eingenommen, die vor wenigen Jahrzehnten im Fortschritt ketzerisches Handeln vermuteten. Dabei wurde unter anderem auch die Macht der Kirche weitgehend gebrochen. Es sind die religiösen Fundamentalisten, welche bis heute keine aufgeklärten Menschen dulden. Insbesondere deshalb nicht, weil es ihre eigene Unwissenheit von den universalen Geschehnissen nicht zulässt, dass die angebliche Macht ihres konstruierten Gottes durch die Realerkenntnisse der Wissenschaft eingeschränkt wird.

Die Raumstation: Eine Kolonie des Menschen?

Mittlerweile gibt es hochkarätige Wissenschaftler, die sich von keiner Institution mehr einschüchtern lassen. Sie arbeiten an der Planung einer neuen Raumstation. Ihr Name wird voraussichtlich ALPHA sein, und sie wird, als multinationale Unternehmung, die russische MIR in wenigen Jahren ablösen. Dabei denken viele Wissenschaftler bereits an Raumstationen, die einmal so groß sein werden, dass ganze Kolonien im Weltraum entstehen könnten.

Der Wissenschaftler Ray Bradbury meint, dass es keine Frage mehr sei, ob der Mensch in den Raum hinausgehen sollte. Sein Kollege A.T. Heppenheimer sagt es in seinem 1976 erschienenen Buch „Eine Arche auf dem Sternenmeer“ noch deutlicher: *„Bei Zukunftsbetrachtungen ist es oft zweckmäßig, eine entfernte Möglichkeit anschaulich darzustellen, deren Realisierbarkeit als erwiesen gilt und dabei ihre wahrscheinliche Gestalt zu erörtern, jedoch ohne allzu sehr auf die Art und Weise einzugehen, wie sich die Verwirklichung dieser Idee dereinst abspielen wird.“*

Jesco von Puttkamer, ein enger Mitarbeiter von Wernher von Braun und einflussreicher NASA-Funktionär, ging sogar 1974 so weit und meinte, dass eine solche Raumkolonie ihren Zweck und Dienst sogar als Sonnenenergiestation darstellen könnte. Schon damals hatte man in führenden Kreisen die zukünftigen Probleme der Energieversorgung erkannt und sich tiefgreifende Gedanken darüber gemacht, wie diese schnell gelöst werden könnten.



Attrappe des europäischen Weltraumlaborers SPACELAB bei der ESA (Erno Raumfahrttechnik, Werbeblatt, 1976)

Dr. Gerry O. Neil stellte eine detailliert durchdachte Studie vor, in der in einer Raumstation erdähnliche Verhältnisse geschaffen werden könnten. Atmosphäre, Schwerkraft, Selbstversorgung und ein von den Tageszeiten abhängiger Sonnenschein wären in ihr beispielsweise ein Normalzustand. Die Idealform sah Dr. Neil darin, dass sie wie ein Zylinder aufgebaut sein müsste, weil so an ihrem Mantel durch Rotation eine künstliche Schwerkraft erzeugt werden kann. Schon Wernher von Braun hatte dies erkannt und gab seiner Raumstation die Form eines Rades. Auch hier würde sich durch Drehung künstlich Schwerkraft erzeugen lassen.

Die Raumstation: Sprungbrett zu den Planeten?

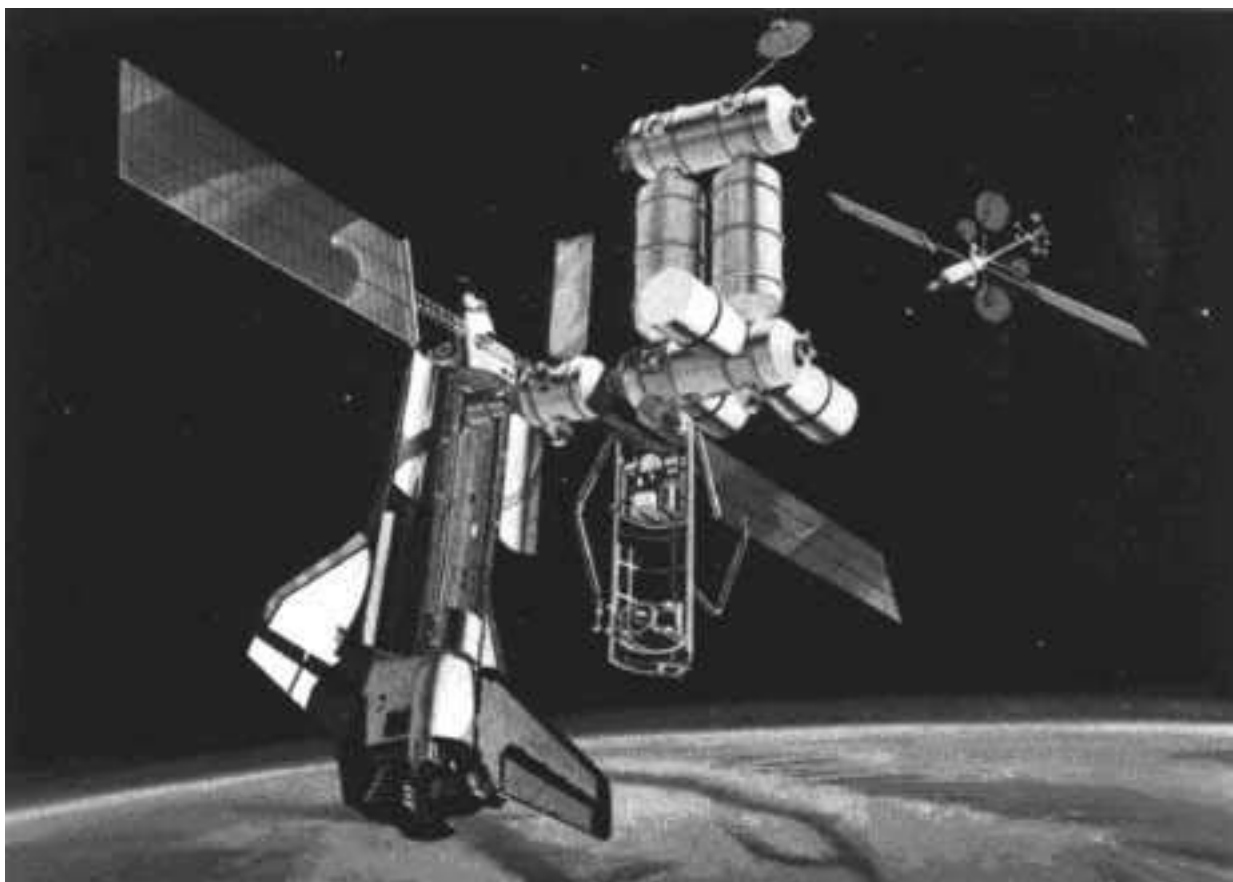
Wie die Form der Raumstation einmal aussehen wird, ist nicht mit Gewissheit zu sagen. Denn wer weiß, welche Technologie es dem Menschen morgen ermöglicht, Dinge zu tun, die heute noch für unmöglich gelten? Dass die Raumstation kommen muss, steht außer Frage. Insbesondere dann, wenn der Mensch sowohl den Mond als auch den Mars erobern will. Und wie es den Anschein hat, sind Planungen der raumfahrtbetreibenden Großmächte darauf ausgerichtet, eine längere Raumreise zu unternehmen. Eine Raumstation wäre dabei unerlässlich, weil sie als Sprungbrett dienen könnte.

Obwohl unsere Technik schon jetzt einen Direktflug zum Mars gestattet, bräuchten größere Raumschiffe im erdnahen Raum einen „Bahnhof“. Denn noch ist es für die irdische Technik unmöglich, ein größeres Raumschiff ohne Schaden auf der Erde zu starten und zu landen. Sicherlich wird dies nicht für ewig unmöglich sein, aber wir müssen heute von den derzeitigen

Möglichkeiten ausgehen. Das Space Shuttle würde als Zubringer für die Raumstation dienen. Zusammen mit dem Space Shuttle könnte dann ein Raumschiff zwischen Erde und Mond oder gar zwischen Erde und Mars hin- und herpendeln und etwaige Kolonien mit den notwendigen Materialien versorgen.

Die Raumstation: Tummelplatz für eine Multimillionenindustrie?

Wie Jesco von Puttkamer in vielen seiner beachtenswerten Schriften richtig festgestellt hat, sind wir schon jetzt dabei, den Weltraum für unsere Zwecke zu nutzen. Jeder Mensch kann die dadurch entstandenen Vorteile für sich beanspruchen. Viele tausend Nachrichten-, TV-, Navigations-, Wetter- und militärische Beobachtungssatelliten umkreisen ständig unseren Planeten. Jeder leistet direkt oder indirekt für jeden von uns seine Dienste.



*NASA-Entwurf für eine Raumstation, mit angedocktem Space Shuttle
(Wendy Baker: „NASA - America in Space“, New York 1986)*

Schon heute werden diese Satelliten, das zeigt die Bandbreite der Einsatzmöglichkeiten, für die Rohstoffsuche, für Ernteprognozen, für Wettervorhersagen, im Umweltschutz, bei Fernsehübertragungen und auf vielen Gebieten der Forschung und im Bereich des täglichen Lebens eingesetzt. Der Weltraum ist zum Tummelplatz einer Multimillionen-Industrie geworden, mit ständig wachsender Tendenz. Mit einer Raumstation könnte diese Entwicklung gefördert werden.

Die Raumstation: Und kein Ende in Sicht

Noch lange haben wir das Potential Weltraum nicht ausgeschöpft. Man kann sagen, dass wir nicht einmal einen Anfang gemacht haben. Unsere ersten zaghaften Schritte in dieser Richtung fanden auf den Gebieten der Information, Forschung, und aus militärischer Sicht statt. Der Boom wird erst dann einsetzen, wenn einer kommerziellen Nutzung nichts mehr im Wege steht. Für viele Zweige der Industrie würde die Herstellung bestimmter Produkte im All erhebliche Vorteile bringen.

Hochwertige Halbleiter, große Monokristalle, ultrafeste Fasern, perfekte Gläser, neuartige Legierungen, superstarke Magneten und viele andere Produkte können unter den Bedingungen der Schwerelosigkeit und des hohen Vakuums hochwertiger produziert werden. Der Mensch könnte die Sonnenenergie besser ausnützen und von ihren sauberen, schier unerschöpflichen Energiemengen profitieren. Jesco von Puttkamer meint dazu, dass es nicht zu weit gegriffen ist, wenn er spekulativ behauptet: „Von der Warte des Zukunftsplaners aus gesehen, verspricht die Industrialisierung des erdnahen Weltraums zum Kern einer dritten industriellen Revolution zu werden, die langfristig nicht nur Produkte und Dienstleistungen aus dem All bezieht, sondern auch Energie von der Sonne und Rohstoffe vom Mond, und letzten Endes die kosmische Umwelt zum normalen Lebensraum des Menschen machen wird“.

Für Wernher von Braun hat der Start in den Weltraum zur Realität gehört. Und auch er sprach von einer kosmischen Umwelt, die der Mensch zu seinem Lebensraum machen wird. Er schreibt: *„In naher Zukunft wird die Erde einen neuen Begleiter am Himmel bekommen, einen bemannten, künstlichen Satelliten, den ersten Stützpunkt der Menschheit im Weltraum. Er wird von Menschen bewohnt und vom Boden aus als ruhig wandernder Stern erkennbar sein und doch mit unglaublicher Geschwindigkeit um die Erde kreisen, eingebettet in jene Unendlichkeit außerhalb der Atmosphäre, die wir Weltraum nennen.“*

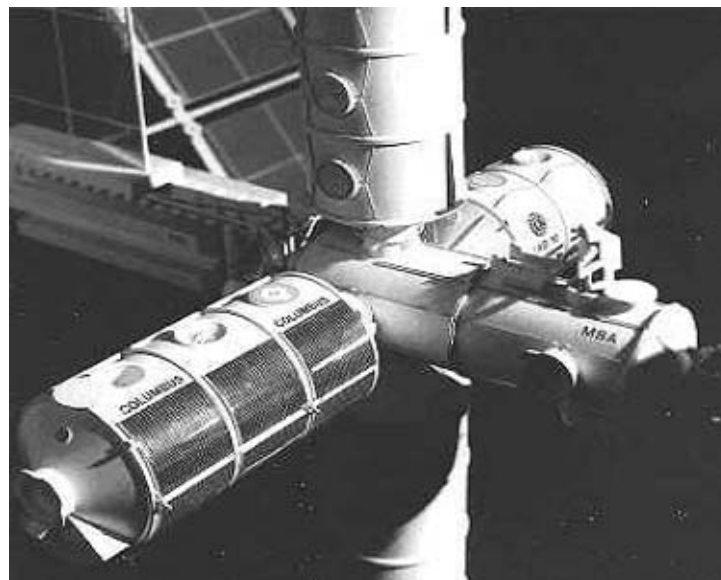
Auch wenn seine Pläne durch andere zum Scheitern verurteilt wurden, glaubte er ganz sicher an eine Raumstation, die von Menschen bewohnt wird. Seine Spekulation wurde Wirklichkeit, weil die Sowjets schon eine Raumstation am Himmel fest installiert haben. Selbst in diesem Augenblick umkreisen Menschen in einer Raumstation die Erde. Dies wird sich in Zukunft nicht ändern. Doch erst wenn die neue Raumstation ALPHA die Erde umkreist, wird der Mensch in der Lage sein, den Kosmos zu erobern. Erst wenn der Mensch permanent bewohnte Kolonien auf dem Mond und dem Mars errichtet, wird jene Ära eingeläutet werden, die den Menschen wieder zu dem macht, was er ursprünglich war: Er wird wieder zu jenem Wesen, dessen Wurzeln im Kosmos liegen.

Die derzeitige Situation

Heute sieht die Situation so aus, dass einer größeren Raumstation nichts

mehr im Wege steht, denn die führenden Raumfahrtbehörden dieser Welt, die NASA, die ESA und die DASA, haben sich, wohl aus Geldmangel, zur Kooperation entschlossen. Nachdem fünfzehn Staaten Anfang 1998 ihren Bau beschlossen und hierfür die entsprechenden Verträge ratifiziert haben, sind zumindest alle finanziellen Hürden aus dem Weg geräumt worden. Dieser neue Vertrag, der den aus dem Jahre 1988 ablöste, wurde aber nicht nur formal geändert. Auch eine ganze Reihe von neuen Staaten, wie beispielsweise Russland, die Schweiz und Schweden, wurden darin aufgenommen, so dass nun alle wichtigen Raumfahrtbehörden unter einem Dach vereint sind. NASA-Chef Dan Goldin spricht davon, dass dieses Projekt die Zukunft der Menschheit verändern wird. Wörtlich sagte er in einem Interview: „Wir werden den Lauf der menschlichen Geschichte verändern.“

Diese neue Raumstation wird die überalterte MIR ablösen. Sie wird wesentlich größer als MIR sein, und aufgrund ihres modularen Aufbaus in alle Richtungen vergrößert werden können. Jeder der beteiligten Staaten kann, ohne dabei in Zeitdruck zu geraten, ein eigenes Teilstück hinzufügen, denn erstmalig wird für den Bau von Raumfahrttechnik eine internationale Norm aufgestellt, die für alle Beteiligten bindend ist. Damit ist diese Technik zukunftssicher, denn durch sie kann die Station zu einem Komplex werden, der, wie NASA-Chef Goldin mit Blick in die Zukunft sagt, im Laufe der Zeit zu einer großen Stadt im Weltraum ausgebaut werden kann. Der Leiter der russischen Raumfahrtbehörde, Yuri Kaptov, sagte euphorisch, dass dieses Projekt die Menschen in Ost und West enger zusammenrücken lasse. Dabei hob er hervor: „Das kooperative Unternehmen bedeutet auch das Ende des sinnlosen Wettstreits auf dem Sektor der Weltraumfahrt.“



Columbus, der deutsch-italienische Beitrag für eine geplante internationale Raumstation („Die Weltraumstation, Beiträge der Bundesrepublik Deutschland“, Bonn 1985)

Obwohl es natürlich auch für dieses Projekt Gegner gibt, befürworteten die

meisten Wissenschaftler dieses gigantische Vorhaben. Schon in der nahezu abgeschlossenen Planungsphase entwickelte sich das Projekt zum bislang anspruchsvollsten Raumfahrtprogramm in der bisherigen Geschichte der bemannten Raumfahrt.

Der Countdown für die Zukunft hat begonnen

Die ersten Bauteile für die internationale Raumstation sind bereits fertig und stehen im kasachstanischen Baikonur, dem russischen Weltraumbahnhof, zum Abschuss bereit. Darunter befindet sich auch der sogenannte *Functional Cargo Block*, der von den Khrumichev-Werken in Moskau hergestellt wurde und zu den Hauptmodulen der Station gehören wird. Dieses Modul soll bereits am 30. Juni in den erdnahen Raum befördert werden und den Countdown für weit über hundert weitere Baueinheiten, die in den Kosmos befördert werden müssen, einleiten.

Die USA testeten bereits erfolgreich das Rettungssystem der Raumstation, das dem derzeitigen Space Shuttle-System ähnlich ist. Gruppen von Wissenschaftlern sind in Ost und West damit beschäftigt, raumfahrtgerechte Strategien zu entwickeln, mit denen die Raumfahrt noch sicherer wird, als sie heute schon ist. Andere Wissenschaftler entwerfen Versuchsreihen, mit denen wir, unter Weltraumbedingungen, naturwissenschaftliche, vor allem biologische Erkenntnisse gewinnen können. Allerorts finden auf dem Gebiet der Weltraumforschung innovative Bestrebungen statt, die neue Zukunftsperspektiven eröffnen. Der Countdown für die Zukunft hat mit dem Bau der neuen Raumstation begonnen, aber erst die Zukunft wird zeigen, ob der Mensch alle damit verbundenen Herausforderungen meistern kann.

Rembrandts „Nachtwache“ neu gesehen

© 1998 Volker Ritters, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 28/1998

Rembrandt und sein Werk sind in der herrschenden Bildgeschichtswissenschaft immer noch ein Rätsel, besonders auch sein berühmtestes Bild, die „Nachtwache“ (Kapitän Frans Banning Cocq gibt seinem Leutnant den Befehl zum Abmarsch der Bürgerkompanie). Eine Deutung von Rembrandts Bildern sei *„besonders schwierig, da Rembrandts Charakter so außerordentlich individualistisch war und auch deshalb, weil wir seine geistige Welt fast nur aus den von ihm geschaffenen, erst zu deutenden Werken kennen.“* (Bialostocki, S. 184). Deutung des Werkes und Bedeutung Rembrandts können also nicht einfach aus einem Text abgelesen werden, sie müssen vielmehr aus dem Werk herausgelesen werden. Dazu muss man im Werk lesen können. Ähnliche Gedanken äußert Charpentier über die Entschlüsselung der Bedeutung der gotischen Kathedrale: *„Der Baumeister schweigt. Aber er hat seine Antwort - in Stein geschrieben - hinterlassen. Wer richtig zu fragen weiß, dem spricht dieser schweigende Stein, und die Kathedrale antwortet ihm.“* (S. 78)



Abb. 1: Der Turm Swijg Utrecht mit Brücke 1607 (Radierung, vor 1725)

Wir erfahren nur das, was uns durch eigene Hinsichten und Fragen zu erfahren möglich ist. Es gibt keinen fertigen Text, von Rembrandt verfasst, der uns das aspektreiche Hinsehen abnimmt. Ein Beispiel aus der

herrschenden Wissenschaft möge dieses Suchen verdeutlichen. Tümpel schreibt (S. 80): „Das Gemälde ist ... das Gruppenbildnis einer Gilde... Die Schützengilden stammen noch aus dem Mittelalter, und in Amsterdam gab es im 17. Jahrhundert deren drei.“ Tatsächlich ist die gemalte Kompanie keine Gilde, und im 17. Jahrhundert gab es in Amsterdam keine Schützengilden, da diese bereits 1580 aufgelöst wurden. „Die Cloweniersgilde hatte“, so fährt Tümpel fort, „den Swijg Utrecht-Turm, der an der strategisch wichtigen Straße nach Utrecht stand, als ihr Gildehaus mit angrenzendem Schießplatz eingerichtet. In den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts erbaute sie ein neues Schützenhaus in der nahen, kurz zuvor erschlossenen Nieuwe Doelenstraat.“ (S. 81; Anm.: Cloweniers-Gilde ist Büchschützengilde; *doelen* ist Schützenhaus). Tatsächlich war die Straße am seit 1522 benutzten Turm eine unbefestigte Straße ohne strategische Bedeutung, bis sie um 1636 befestigt wurde, als die Stadt als Eigentümerin des Turmes, und nicht eine Gilde, einen Anbau an den alten Turm, und nicht einen Bau in der Nähe, ausführte. Und tatsächlich war der Schießplatz nicht angrenzend, sondern auf der anderen Straßenseite über eine Holzbrücke erreichbar [Abb. 1].



Abb. 2: Angriff auf Amsterdam 1577 (Radierung, 1697)



Abb. 3: Schütze, Anfang 17. Jh. (Radierung, 17. Jh.)

Diese Richtigstellungen (gegen Gilde, für Kompanie) sind deswegen so wichtig, weil Rembrandt in der „Nachtwache“ (die er für den Schützenhaus-Anbau malte) die Ideale der alten Schützengilden-Bruderschaften darstellte (in der Allegorie, in der Geometrie, in der Verborgenen Geometrie), was nicht verwunderlich wäre, wenn es zur Zeit der Darstellung, um 1640, noch Gilden gewesen wären. Da sie es aber nicht mehr waren, zeigt diese Rückbesinnung auf alte Tugenden einen besonderen Zug der Amsterdamer Stadt-Politik, sich nämlich auf die eigene (mitbrüderliche) Stärke zu verlassen, und sich notfalls auch gegen Angriffe des holländischen Statthalters (so 1577 [Abb. 2] und 1650 geschehen) heftig und mit Erfolg zu wehren. Cocq war später, 1650-1654, Bürgermeister in Amsterdam und baute dann das städtische Wehrwesen noch aus [Abb. 3].

In der Geometrie des Bildes [Abb. 4] zeigt der um die Daumenspitze des Kapitäns Cocq (sein hervorragender Zeiger) geführte Kreis, der durch den Griff der Fahne (*vendel* ist Fahne, Kompanie) geht, eine Überschneidung mit dem unteren Stockende des Kapitäns (da, wo ein Stock aus der Erde wächst und verwurzelt ist: Geburtsort, Heimat): Die *Vendel* steht zur Vaterstadt, die Regierung kann sich auf das Wehrwesen verlassen, es ist regierungstreu. (Im Kampf gegen die spanische Vorherrschaft, 1568 - 1648, war dieses ein zentrales Problem.) Auch führt der gezeigte Kreis über die Gewehrmündung und über den Geldbeutel der Marketenderin: Das Wehrwesen hat Feuerkraft und Finanzstärke. Die Aussage heißt hier also: Die starke Bürgerwehr steht zur Vaterstadt und zum Vaterland.

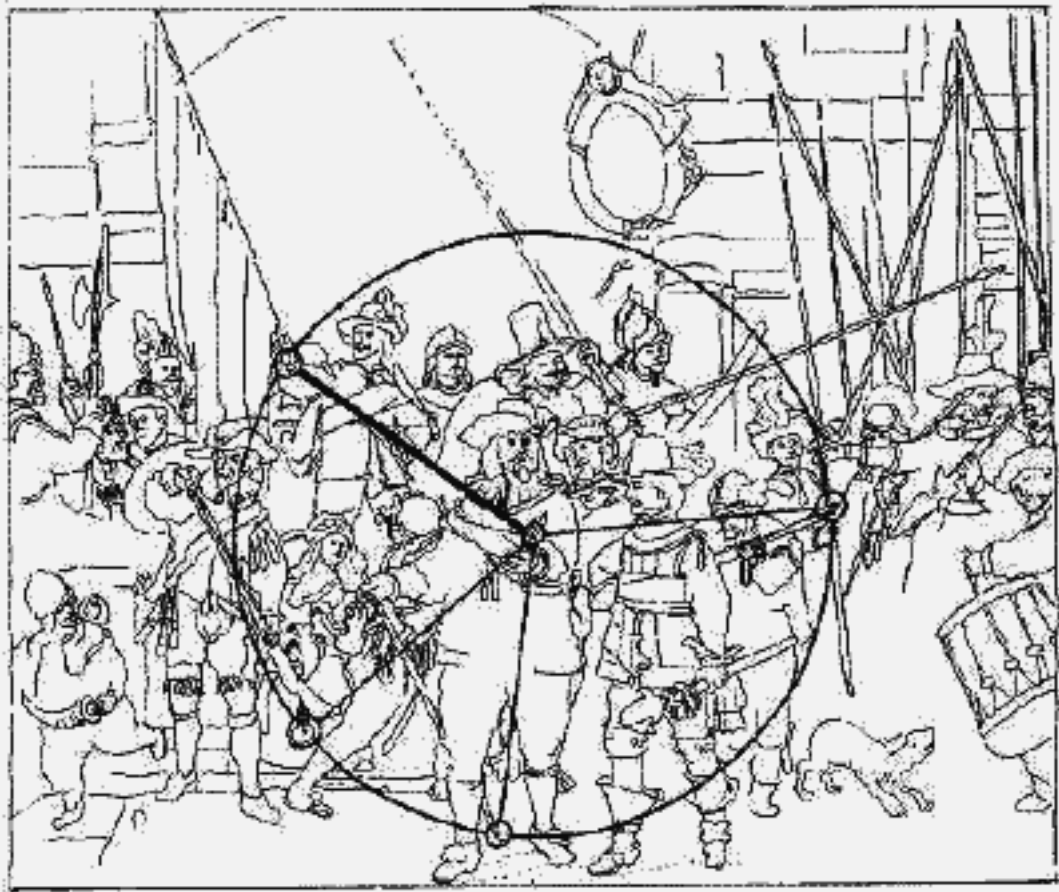


Abb. 4: Die Nachtwache, Cocq und das Wehrwesen (Zeichnung)

Haak sagt: „Als die Bedrohung durch Feindseligkeiten im 17. Jahrhundert abnahm, wandelten sich die Gilden, nun eher Bürgerwehrkompanien, mehr und mehr zu Gesellschaftsclubs für wohlhabende Herrschaften“ (S. 56). Tatsächlich dauerten die kriegerischen Auseinandersetzungen mit Spanien, mit der Unterbrechung durch einen zwölfjährigen Frieden 1609-21, bis zu den Friedensverhandlungen 1647 an [Abb. 5]. Und die Anzahl der Kompanien wurde im 17. Jahrhundert, 1613, anlässlich der 3. Stadterweiterung auf dreizehn, 1622 auf zwanzig und 1650 auf vierundfünfzig erhöht. 1623 gab es einen Brandanschlag auf Amsterdam und 1628 inneren Aufruhr. - Als Schützenliebhaber gab es die „Gebrüderschaft des Schützen-Ordens von Sankt Michael in den *Kloveniers-doelen*“, die aber nicht mit den Kompanien der Bürgerwehr zu verwechseln ist. - Die Geometrie des Bildes zeigt dem Bildleser die Darstellung der Wichtigkeit (Darstellungswürdigkeit) der starken und regierungstreuen *Vendels*.



De Koninklyke Vrede beëdigd, door de Spaansche en Staatsche Gevolmagtigden, in 't jaar 1648.

Abb. 5: „De Munstersche Vrede beëdigd, door de Spaansche en Staatsche Gevolmagtigden, in 't jaar 1648“ (Radierung, 1755) - Vor 350 Jahren.



*Sic ivit nostram grandis Mēnīca per Verben,
Sceptorum Mater sufficienda trium.*

Abb. 6: Maria de Medici auf dem Thron im Schützensaal der Kloveniers-Doelen (Radierung, 1638)

Ein anderes Beispiel dafür, wie schwer sich die Wahrheitssuche gestaltet, ist das Verschweigen oder das Abstreiten der Ansicht, der Maria de Medici-

Besuch in Amsterdam 1638 habe etwas mit der „Nachtwache“ zu tun (vgl. Schwartz, S. 212) [Abb. 6]. Maria de Medici war einerseits französische Königin und Regentin für ihren Sohn Ludwig (XIII.) gewesen, Mutter der spanischen und englischen Königin (Elisabeth und Philip IV. von Spanien, Henrietta und Karl I. von England), - andererseits war die katholische Fürstin jesuitisch erzogen und spanisch gesinnt, also für Amsterdam gesinnungsmäßig eigentlich nicht akzeptabel. Dagegen war man weltoffen und mit ihrem Sohn Ludwig XIII. in festem Bündnis gegen Spanien. Kompliziert wurde es nun dadurch, dass der holländische Statthalter Prinz Fredrik-Hendrik seinen Sohn Willem (II.) [Abb. 7] mit einer der Töchter des englischen Königshauses (das anfangs sich zur spanischen Seite hin zu neigen), also mit Maria de Medicis Enkelkind (Maria) [Abb. 8], verheiraten wollte, welches Ansinnen Maria de Medici dort vortragen sollte (und tat, und das mit Erfolg). So wurde ihr ein überaus prunkvoller Empfang bereitet, - und doch fehlten nicht Hinweise auf die Abneigung gegen die (in Amsterdam bis 1578 erlittene) spanische Inquisition (vorgetragen in einer Theatervorführung und im Bericht über den Besuch in Buchform [Abb. 10, 11]).



Abb. 7: Willem II. (Radierung, 1755)



Abb. 8: Maria von England (Stahlstich, 19. Jh.)



*Abb. 9: Fahne der spanischen Inquisition
(Abzeichnung nach Zierer)*

Auch von diesem Besuch 1638 berichtet die „Nachtwache“ 1640-42, was bisher übersehen wurde:

Rechts im Bild [Abb. 4] ist ein Hund dargestellt, der gegen den Trommler oder gegen den Trommelwirbel bellt. Die Fahne der durch die Jesuiten neubelebten spanischen Inquisition zeigt einen folgsamen Hund mit einem Staubbesen im Maul, der die Weltkugel mit diesem Besen vom Staub und Dreck (wahrscheinlich von Nicht-Katholiken) säubert [Abb. 9]. Er macht, als folgsamer Hund seines Herren, eines Jesuiten-Mönches mit Ölzweig und Schwert in Händen, einen Staubwirbel. Anders ist es in der „Nachtwache“: Der Hund (sicherlich auch ein folgsamer Hund, nur eben eines Amsterdamer Herren) ist hier nicht für, sondern gegen den Stock mit dem Wirbel (hier mit einem Trommelwirbel). Wenn der Hund jedes Mal für seinen Herrn spricht, sagt er also in der „Nachtwache“: In Amsterdam ist niemand für den Stock, der einen Wirbel macht, in Amsterdam ist niemand für die spanische Inquisition. Im Buch über den Medici-Besuch fasst der Hund den Stock nicht an [Abb. 10], wogegen die Abneigung in der „Nachtwache“ zur Aggression gesteigert wird.

So zeigen diese beiden soeben vorgetragenen, neuen Deutungen den Zusammenhang von Position und Negation, sie zeigen, was man wollte und was man nicht wollte: Man wollte eine starke Bürgerwehr gegen die spanische Gefahr.

Weitere Inhalte dieses vielschichtigen Bildes sind in dem Buch „Rembrandts Nachtwache, Sinnbilder und Verborgene Geometrie im Bild und in Amsterdam“ (siehe Ankündigung auf der letzten Seite; d. Red.) neu beschrieben und gedeutet: Das gesprochene Wort im Bild, das wirkende Wort im Gral, Übereinstimmungen mit Raffaels „Schule von Athen“ in der Verborgenen Geometrie, Malergilden- und Steinmetzengilden-Geheimnisse in Amsterdam.

Dabei wurden die historischen niederländischen Quellen in Schrift und Bild aus jener Zeit benutzt. Auch das Buch über den Medici-Besuch in Amsterdam von Kasper van Baerle, „Medicea Hospes ...“, Amsterdam 1638 [Abb. 11], das Rembrandt bei seiner Arbeit 1640 in Händen gehabt haben kann, lag für diese Arbeit vor und ist in den meisten Abbildungen wiedergegeben.



Abb. 10: Der Medici-Festzug vor dem Tor an der Varkenssluis (Ausschnitt, Radierung, 1638)

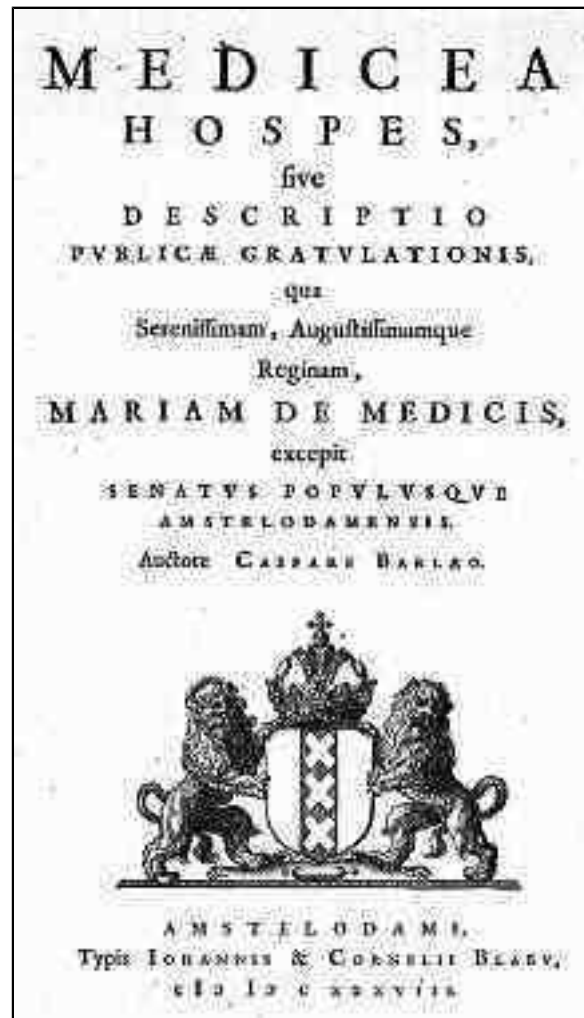


Abb. 11: Titelseite *Medicea Hospes...* (Buchdruck, 1638)

Literatur

Volker Ritters: „Verborgene Geometrie. Geheimsprache und Geheimlehren in

Bildern von Dürer bis Boucher“, Sauerlach 1996. [EHLERS-Verlag, Mühlweg 2 c, 82054 Sauerlach, Tel. 08104/6635-0, Fax. 08104/6635-15]

Jan Bialostocki: „Stil und Ikonographie“, Köln 1981.

Louis Charpentier: „Die Geheimnisse der Kathedrale von Chartres“, Köln 1972.

Bob Haak: „Das goldene Zeitalter der holländischen Malerei“, Köln 1984.

Gary Schwartz: „Rembrandt. Sämtliche Gemälde in Farbe“, Stuttgart, Zürich 1987.

Christian Tümpel: „Rembrandt“, Reinbek bei Hamburg 1977.

Bildnachweis

Abb. 4: Volker Ritters; Abb. 8: Archiv V. Ritters; Abb. 1, 2, 3, 5, 6, 7, 10, 11: Privatsammlung; Abb. 9: Abzeichnung nach: Otto Zierer Kultur und Sittenspiegel III, Fackelverlag Stuttgart, Salzburg o.J., S. 141.

Volker Ritters

Rembrandts „Nachtwache“ Sinnbilder und Verborgene Geometrie im Bild und in Amsterdam

280 Seiten, über 178 Abbildungen, Leinen, ISBN 3-932539-10-9
EFODON e.V. (ME-21)



Energie und Realität

© Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON SYNESIS Nr. 28/1998

Wie wir inzwischen wissen, ist Energie die Ausgangsbasis für alles.

Energie kann weder erzeugt noch vernichtet, sondern nur von einer Form in eine andere transformiert werden. Sie ist immer und überall „da“. Die Summe aller Energien eines abgeschlossenen Systems bleibt konstant (Energieerhaltungssatz). Sie ist dementsprechend unzerstörbar und auch nicht verbrauchbar. Energie lässt sich nur von einer in eine andere Energieform transformieren. Das sind feststehende wissenschaftliche Erkenntnisse. Es gibt keine Energieverluste. Das, was wir als „Energieverluste“ ansehen, ist bei einer Energietransformation ein (für uns) scheinbar fehlender Restbetrag, der jedoch wieder in eine andere Energieform transformiert ist.

Beispiel: Der Wirkungsgrad eines durchschnittlichen Kraftwerkes liegt bei rund 35 %. Das heißt: von 100 % Energie in Form von (beispielsweise) Kohle wurde bei der Transformierung 35 % Elektroenergie (in Form von Strom) „erzeugt“. Die restlichen 65 % sind jedoch nicht verloren, sondern werden umgesetzt in Wärme, die wegen unserer mangelhaften Technik von uns nur selten (beispielsweise in Heizkraftwerken, aber auch dort nur teilweise) genutzt werden (können).

Energie ist überall und durchdringt alles, weil alles aus Energie besteht. Das ganze Universum besteht aus Energie.

Jede Energieform besitzt eine eigene Schwingung, eine Frequenz (1). Wird eine Energiefrequenz nur minimal verändert, so entsteht schlagartig das, was wir als „Materie“ bezeichnen. Wir können sagen, dass Materie eine andere Erscheinungsform der Energie ist, vergleichbar mit dem Wasser, das auch in drei völlig unterschiedlichen Zustandsformen vorkommt: fest, flüssig, gasförmig. Obwohl sich diese Zustandsformen extrem voneinander unterscheiden, bleiben alle diese Formen letztendlich Wasser.

So ist die Energieform „Materie“ zu verstehen: es ist eine andere Zustandsform der Energie. Energie besitzt eine Schwingung, eine Frequenz, die variabel ist. Wir können sie uns vorstellen wie die Amplitude (2) einer Sinuskurve (3). Aus der Elektrotechnik ist uns bekannt, dass auf jede Welle (die Sinuskurve) „Informationen“ aufmoduliert werden kann. Dieses Signal bezeichnet man in der Elektrotechnik als Modulationsfrequenz. Die ursprüngliche Welle wird damit zur Trägerwelle. Ihre eigene Frequenz wird zur Trägerfrequenz. Genauso verhält es sich mit der Energie: auf die ursprünglich „reine“ Frequenz sind unendlich viele Informationen aufmoduliert.

Wieder ein Vergleich: Stellen wir uns ein riesengroßes Orchester vor, das mit allen möglichen Instrumenten spielt (das Orchester entspricht in diesem Beispiel der Energiefrequenz). Das Orchester spielt nun: Wir hören den Klang, den Ton in seiner Gesamtheit (das entspricht in unserem Beispiel der Energie-Erscheinungsform). Doch wenn wir gezielter hinhören, stellen wir fest, das sich der Gesamteindruck

zusammensetzt aus Tönen von Geigen, Flöten, Trompeten usw. usw. Genauso verhält es sich mit der Energiefrequenz: sie setzt sich zusammen aus Abermilliarden Einzelfrequenzen, die zusammengenommen unsere Beispielskurve ergeben (Fachleute mögen mir meine vielleicht nicht ganz korrekte Ausdrucksweise verzeihen. Es geht mir hierbei nicht um elektrotechnische Fachausdrücke, sondern um eine Verständlichmachung des Themas für Laien).

Die Wissenschaft ist einem Nachweis bereits sehr nahe gekommen mit der sogenannten String-Theorie. Die bisherige wissenschaftliche Auffassung über die Zusammensetzung der Materie besagt, dass sich alle Materie aus Molekülen und diese aus Atomen zusammensetzt. Jedes Atom wiederum besteht aus Protonen, Neutronen und Elektronen. Jedes dieser Teilchen wiederum besitzt jeweils drei Quarks.

Mit der String-Theorie - sie wurde aus einer Reihe von Einzeltheorien seit den siebziger Jahren entwickelt - wird nun auf dieser Vorstellung aufgebaut, indem man versucht, die Quantenmechanik und die Allgemeine Relativitätstheorie miteinander kompatibel zu machen, was sie bisher allerdings nicht sind.

Die bekanntesten Vertreter der String-Theorie sind Edward Witten (Professor in Princeton) und Brian Greene (Professor an der Columbia University) (4).

Die String-Theorie besagt, dass die Quarks in einer noch „tieferen“ Ebene durch winzigeschwingende „Stringschleifen“ verbunden seien. Demnach wären die Strings die grundlegendsten Bestandteile der Materie, sie bilden eine harmonische Struktur. Alle Materie wäre demnach durch oszillierende Strings aufgebaut, die in einer jeweils unterschiedlichen Frequenz schwingen (oszillieren). Demgemäß gebe es nur eine einzige Sorte von Strings, die sich einzig durch ihre unterschiedlichen Schwingungszustände unterscheiden, wodurch sie uns als unterschiedliche Elementarteilchen - etwa als Elektronen, Neutrinos, Quarks usw. - erscheinen.

Die gesamte Materie und alle Naturkräfte lassen sich - nach dieser Theorie - auf Strings reduzieren. Eine der erstaunlichsten Voraussagen der String-Theorie ist die Hypothese, dass das Universum mindestens sieben weitere, gleichartige räumliche Dimensionen haben muss als die uns bekannten. Wir nehmen sie jedoch mit unseren beschränkten Sinnen nicht wahr.

Experimentell nachweisen lassen sich die Strings bishernicht, und es gibt auch kein irgendwie geartetes Elektronenmikroskop, das leistungsfähig genug wäre, um mit ihm die Strings beobachten zu können. Doch was nicht ist, kann noch kommen. Noch vor einigen zehn Jahren schien es auch unvorstellbar, Einzelatome sichtbar zu machen. Heute ist das nicht nur durch Elektronenmikroskope möglich, wir sind sogar durch unsere Technik bereits in der Lage, ganz gezielt einzelne Atome zu beeinflussen oder zu bewegen. Auf atomarer Ebene hat man bereits vor einigen Jahren ganze Schriftzüge in Materie „verewigen“ können, indem Einzelatome verändert wurden. Diese Schriftzeichen sind nur unter einem Elektronenmikroskop erkennbar.

Doch zurück zur Energie. Das, was wir als „Materie“ empfinden, entspricht durchaus nicht der Realität. Es ist nur das, was wir zu sehen oder zu fühlen glauben,

eine von vielen Hilfskonstruktionen, die sich unser Bewusstsein geschaffen hat. Unser ganzes (Er-) Leben besteht praktisch weitgehend aus selbst erstellten Hilfskonstruktionen.

Eine solche Hilfskonstruktion ist beispielsweise die weit verbreitete Ansicht, „Wie im Großen, so im Kleinen“. Es gibt kaum eine falschere Vorstellung. Und doch sind viele Menschen davon überzeugt, dass es so sei. Da wird als Beispiel gerne zitiert, dass unser Sonnensystem (das Große) vergleichbar sei mit einem Atom (das Kleine) bzw. umgekehrt, es seinen gleichen „Baupläne“. Völlig falsch!

Aus der Zeit der ersten Forschungen auf atomarer Ebene stammt noch das weit verbreitete Bild von Elektronen, die in planetenähnlicher Ellipsenform einen Atomkern umkreisen. Obwohl dieses Bild bereits kurze Zeit danach als falsch erkannt wurde, hat es sich verselbständigt und wird heute allgemein als Atomzeichen verwendet.

Das Elektron ließ sich bis heute nicht lokalisieren. So konnte auch Heisenberg in seiner Theorie der „Unschärfe“ feststellen, dass ein Elektron zu jedem Zeitpunkt an jeder Stelle seiner Atomkern-Umkreisung sein kann. Heute geht man davon aus, dass Elektronen einen Atomkern schalenartig umkreisen. Es erscheint uns als Schale, weil die Elektronen eines Atoms mit einer sehr hohen Geschwindigkeit ihren Kern umkreisen, vergleichbar etwa mit einem sich schnell drehenden Ventilator, dessen Rotor uns ebenfalls als „feste Materie“ erscheint (man halte nur einmal einen Finger hinein!). Dass Elektronen keine Materieteilchen sein können, erkennt man auch daran, dass sie bei der postulierten hohen Umkreisungsgeschwindigkeit durch die entstehenden Fliehkräfte zwangsläufig aus ihrer „Umlaufbahn“ weggeschleudert werden müssten. Das, was wir als Elektronenschale eines Atoms bezeichnen, ist also eine reine „Energieschale“, ein Kraftfeld des Atoms. Und bestenfalls hier könnte man einen Vergleich zu den Himmelskörpern unseres Sonnensystems ziehen, denn auch sie besitzen (schalenförmige) Kraftfelder, die jedoch - im Vergleich zur atomaren Ebene - ungleich schwächer ausgebildet sind als die Kraftfelder eines Atoms.

Materie besteht aus Molekülen, diese wiederum aus Atomen. Atome bestehen aus einem unverhältnismäßig kleinen Atomkern (im Vergleich zum gesamten Atom) und den umgebenden atomaren Kraftfeldern. Vergleicht man nun diese Situation mit unserem Sonnensystem, so würden die Zwischenräume zwischen den einzelnen Atomen der Materie, im Verhältnis zueinander gesehen, tatsächlich den Leerräumen zwischen einzelnen Sonnensystemen entsprechen. Man könnte es etwa so sehen, als wenn unser Sonnensystem ein Atom wäre und das nächst gelegene Nachbaratom beispielsweise Alpha Centauri.

Obwohl also zwischen den Einzelatomen ein relativ großer „Leerraum“ besteht, erscheinen sie uns, in ihrer Gesamtheit als „Materie“, fest. Wieso haben wir dann eigentlich den Eindruck, Materie sei fest, wenn sie doch zu fast hundert Prozent aus „Nichts“, aus Einzel-Kraftfeldern, besteht?

Hier können wir wieder das „Ventilator“-Beispiel heranziehen: das, was wir als

Materieempfinden, erscheint uns fest, weil uns die Schwingung der Atome eine Quasi-Festigkeit vortäuscht.

Das, was wir als uns umgebende „Realität“ bezeichnen, ist nur das, was wir aufgrund unserer im Laufe unseres Lebens erworbenen und anerzogenen Denkschablonen so sehen „wollen“. Mit der tatsächlichen „Realität“ hat es nichts zu tun. Die sieht ganz anders aus.

Anmerkungen

- 1 In der Physik die Schwingungs- oder Periodenzahl von Wellen in der Sekunde.
- 2 Schwingungsweite.
- 3 harmonische Schwingungskurve.
- 4 ARTE

Fleischlose Welt?

© Roland Roth, veröffentlicht in EFODON SYNESIS Nr. 28/1998

Die Welt ist im Umbruch. Immer öfter werden Überlegungen dahingehend unternommen, wie der Mensch das Verhalten gegenüber seiner Umwelt und besonders gegenüber seiner Mitgeschöpfe (1) zu ändern hat.

In dieser Hinsicht ist mehr denn je die fleischlose Nahrungsaufnahme, der Vegetarismus, im Brennpunkt der Diskussionen. Keine Produkte von einem getöteten Tier zu verzehren mag in erster Linie auch ein ethisch vertretbarer Weg sein (2). Die Tatsache aber ist leider, dass wesentliche Faktoren hierbei zu beachten sind, und ein Leben ganz ohne Fleisch in unseren Generationen kaum möglich ist.

Der Autor selbst vertritt die Ansicht, dass nur eine möglichst ausgewogene Ernährung der zur Verfügung stehenden Nahrungsquellen optimal zu bewerten ist. Bereits in unzähligen Studien wurde darauf hingewiesen, dass nicht alle Bestandteile fleischlicher Ernährung durch pflanzliche Kost ersetzt werden können (z.B. verschiedene Proteine, Fette etc.). Das bedeutet aber, dass ein Mensch, der auf fleischliche Kost verzichten will, zumindest tierische Produkte wie Eier, Käse oder Milch zu sich nehmen müsste, woraufhin er aber noch nicht weiß, ob diese Tier-Produkte aus einer artgerechten Haltung stammen. Hier ist das große Problem zu sehen. Der Otto-Normalverbraucher kann heute kaum noch verifizieren, woher die Produkte stammen, die er im Supermarkt von nebenan erwirbt. Dies betrifft sowohl fleischliche Kost als auch pflanzliche Nahrung. Und ist das Ei nun aus einer Legebatterie oder von Freiland-Hühnern? Ist die Milch von einer Kuh aus artgerechter Haltung? Wer weiß das heute noch? Die zusätzliche Problematik besteht in der Tatsache, dass nicht jeder die Möglichkeit und oft die finanzielle Basis besitzt, seine Produkte vom benachbarten Bauern zu beziehen, sei es als Vegetarier oder als Fleischesser; denn da kann man sich ja sicher sein, dass die Tiere gesund sind und vernünftig gehalten werden... oder nicht?

Immerhin fordern viele Vegetarier, dass man sich die Nahrungsmittel vom Bauern holt, wenn man schon unbedingt Fleisch essen muss. Ansonsten lebe man als Vegetarier sowieso gesünder (3). Liegt man da aber richtig?

Die Schreckensmeldungen über vergiftetes Fleisch, Rinderwahnsinn oder Schweinepest sind letztendlich zwar beunruhigend, aber im Grunde ein Produkt unserer modernen (dies nicht positiv gemeint), teilweise fehlerhaften Wirtschafts- und Sozialstruktur.

Die Konsumgesellschaft von heute ist nur noch darauf aus, alle Güter in freier und unbegrenzter Auswahl zu bekommen. Die Preispolitik - nicht zuletzt in Hinblick auf den kommenden Euro - zielt aber seit Jahren darauf ab, billige Ware herzustellen, zu importieren und zu verteilen. Doch beim Otto-Normalverbraucher beginnt dieser Teufelskreis bereits. Steigende Preise und Lebenserhaltungskosten führen dazu, dass der biedere Bürger seine Mark

lieber zweimal herumdreht, bevor er sie ausgibt. Er fordert bereits zu immer günstigeren Preisen stetig hochwertige Ware.

Bei Fleisch spiegelt sich das durch Billig-Importe aus Drittländern und Ostblockländern wider. Da das Ausland durch ungeprüfte - und teils kaum nachvollziehbare - Methoden billiger anbieten kann, kommt der Händler dem Wunsch des Verbrauchers nach und kauft so zum Teil minderwertiges Fleisch aus dem Ausland. Aber da nicht alles schlecht ist, was von „anderswo“ herkommt, bezieht sich diese Feststellung vorwiegend auf dubiose Anbieter, die kaum Auszeichnungen in Güte und Qualität vorweisen, aber letztendlich preiswerter sind.

Massentierhaltungen und -züchtungen beispielsweise ermöglichen billiges Anbieten und Verkauf in großen Mengen. Der Markt hierzu ist ja da, wie oben erwähnt wurde. Minderwertige, hochgezüchtete und durch chemische Zusatzstoffe vergiftete (Fleisch-) Waren werden als Billig-Preisschienen in Supermärkten angeboten. Meist ist auf diesen Produkten lediglich zu erkennen, für wen sie hergestellt wurden, aber nicht von wem!

Vom Endverbraucher werden diese Produkte - und hier handelt es sich nicht nur um Fleischprodukte - fatalerweise mit Kusshand angenommen. Dass es hier an Qualität mangeln kann, liegt wohl auf der Hand.

Dies ist aber ein wirtschaftlich-soziales Problem und beschränkt sich nicht nur auf Nahrungsmittel. Auch alltägliche Waren werden in minderer Qualität veräußert und suggerieren dem Verbraucher, günstige Schnäppchen gemacht zu haben, die auch noch Qualität besitzen. In den meisten Fällen aber weit gefehlt!

Ein Fernseher ist nun mal nicht gleich Fernseher. Ein Rasenmäher für 200.- ist nun mal nicht von derselben Beschaffenheit wie ein Gerät für 800.-!

Doch wenden wir uns noch einmal der Hypothese zu, ein Vegetarier lebe ohne Fleischgenuss gesünder. Hier kann sich der jeweilige Verbraucher durchaus auf einen sehr schmalen Grat begeben, der ihm ebenso zum Verhängnis werden kann wie einem Fleischesser.

Gegenwärtig ist es „mediengerecht“ eine tolle „Story“, Horrormeldungen über Rinderwahn oder Schweinepest, über Fischbandwürmer oder genetisch veränderte Lebensmittel in das Bewusstsein der Konsumenten zu „implantieren“. Dies führt so zu einem meist völlig falschen Lebensverständnis oder „programmiert“ subjektive Auffassungen oder Philosophien.

Pflanzen haben eine ebenso enorme, chemisch giftige Belastung wie Fleischprodukte. Pflanzenschutzmittel von hochgradig toxischer Wirkung sind auch heute noch in der Anwendung gang und gäbe. Es ist ein Informationsproblem, dass hiervon kaum etwas breitgetreten wird (4).

Die Pflanzen - von Kartoffeln bis zu Salat - speichern diese Gifte über lange Zeit in ihrem Nährstoffkreislauf und gelangen so durch ungenügende Wartezeiten (5) - manchmal auch durch kleine Umwege über das Tier - in den

Nahrungskreislauf des Menschen.

Langsam und unbemerkt nehmen wir schwere Gifte auf und sind auch noch der Meinung, dass das Gemüse auf dem Teller gesund sei. Ehrlich gesagt, schmeckt mir bei solchen Gedanken mittlerweile der Salat genauso wenig wie das Schnitzel.

Ein wichtiger Grund aber spricht für den kombinierten Verzehr von pflanzlicher *und* tierischer Nahrung. Meist wird als Hauptargument die verachtungsvolle Haltung von Tieren oder der grausame Tod im Schlachthof gegen den Fleischgenuss angeführt. Tiere haben nun mal eine Seele und sind uns, nach modernen Forschungen, noch nicht einmal sehr unähnlich. Diese Tatsache ist unbestritten und auch für den Verfasser als bewiesen anzusehen.

Aber wie steht es mit den Pflanzen? Diese besitzen ebenfalls, nach neueren Untersuchungen, die als ziemlich gesicherte Erkenntnis geführt werden dürfen, ein Bewusstsein. Pflanzen reagieren auf Gefühle und haben ein Alarmsystem, mit dem sie sich vor Gefahren schützen können. Doch vor dem gefährlichsten Raubtier, dem Menschen, kann sich keine Pflanze wehren.

Nur, weil eine Pflanze augenscheinlich nicht schreien kann, ist sie noch lange keine Sache, geschweige denn lediglich Nahrungsmittel. Somit sollte man Flora und Fauna zunächst gleichstellen und ebenso gleich behandeln. Ist es denn wirklich Nonsense, wenn sich ein Pflanzenliebhaber mit seinen Blumen unterhält und als Dank eine hervorragende Blütenpracht geschenkt bekommt? Wäre es Unsinn, auf einen Baum zuzugehen, ihn zu berühren und ihm zu danken, dass er Kraft ausstrahlt und lebensnotwendigen Sauerstoff produziert? Ich denke nicht!

Schlussendlich sollten wir uns die ältesten Naturvölker als Beispiel nehmen, die sich sowohl als Fleischesser als auch als Pflanzenverzehrter darüber im klaren sind, auf beides nicht verzichten zu können.

Dazu wurde aber, im Gegensatz zu heute, dem Geist eines getöteten Tieres in einem rituellen Fest dafür gedankt, dass es dem Jäger und seiner Sippe als Nahrung dient, um das Überleben zu sichern. Niemals wurde mehr getötet als unbedingt sein musste.

In unserer fehlgeleiteten, angeblich aufgeklärten Welt wird aber ein unendliches Übermaß an Nahrung gezüchtet und verarbeitet. Dies hat kaum noch etwas mit „Töten zum Überleben“ zu tun. In der freien Natur regelt sich dies in einem ausgeklügelten System wie von selbst. Töten im Sinne der Nahrungsbeschaffung ist kein Vergehen. Egal, ob ich eine Pflanze oder ein Tier dazu benötige. Deshalb ist das Fleischessen keine grausame Sache, jedoch die Vorgehensweisen unserer Konsumgesellschaft, wie Schlachtmethoden oder Massentierhaltungen, die ohne Wenn und Aber zu verurteilen sind.

Keineswegs möchte der Verfasser eine Art der Ernährung vorziehen, geschweige denn „schlecht machen“. Jeder kann seinen eigenen Überzeugungen und Bedürfnissen nachgehen, sollte aber die andere Seite

oder gar Menschen, die irgendwo „dazwischen“ zu finden sind, in ihrer Handlungsweise akzeptieren.

Zuviel Fleisch zu essen ist ungesund, das wissen wir. Der Verfasser selbst ertappt sich manches Mal dabei, dass er zu oft Fleisch isst. Daher sollten wir alle eine Ausgewogenheit - eine „goldene Mitte“ gibt es wohl kaum - anstreben, die bereits im Verhalten der eigenen Umwelt gegenüber fußen sollte. Besinnen wir uns wieder mehr auf unsere Mitgeschöpfe und schauen uns, wie es unsere Vorfahren bereits fruchttragend getan haben, vieles von ihnen ab (6). So könnten wir jedenfalls ein klein wenig zur Gestaltung unserer Welt beitragen.

Nicht alle Menschen können von heute auf morgen eine Ernährung anstreben, die völlig frei von Schuld ist. Es ist auch kaum sicher, ob ein „Extrem-Vegetarismus“ - lediglich von Früchten und Obst zu leben, die eine Mutterpflanze produziert, die Mutterpflanze selbst aber nicht zu verspeisen - uns Menschen genügend zum Überleben lässt. Außerdem ist kein Mensch auf der Erde ein reiner Vegetarier. Es klingt zwar überspitzt, aber jeder von uns nimmt mit jedem Atemzug, den er tätigt, unzählige Kleinstlebewesen auf, die sich in der Atemluft befinden.

Leider ist auch noch nicht die „Ernährungsspielle“, die alles - *wirklich alles* - enthält, was der Mensch am Tag so benötigt, erfunden worden. Dies wäre diesbezüglich sicherlich die beste Lösung.

Was bleibt, ist die Bereitschaft, unseren Mitgeschöpfen mehr Aufmerksamkeit zu schenken und einige wenige Dinge zu tun, damit eine gemeinsame Existenz vertretbar ist.

Deshalb ist es nicht lächerlich, ein wenig aufzupassen, beim Spaziergang nicht unnötig Insekten zu zertreten, wenn möglich auch keine Haustiere zu halten und solche nicht in unwürdiger Manier zu verhätscheln.

Jäger sollten abwägen, ob ihre Leidenschaft für sie selbst vertretbar ist.

Der Angelsport soll ja sichtlich beruhigen, sicher aber nicht die Fische, die aus „sportlichem Eifer“ getötet werden.

Auch sonst gilt es, sich etwas aufmerksamer in der Umwelt, in der wir leben, zu verhalten. Ein Stück Papier verrottet in einem Wald recht schnell, jeder kann das an seinem eigenen Komposthaufen im Garten nachvollziehen. Eine Bierdose aber nicht! Hier kann man freundlich und sachlich an entsprechenden Behörden für die Sache argumentieren.

Letztendlich kann sich jeder, ob Vegetarier oder Fleischesser, dafür einsetzen, dass das Tierschutzgesetz wesentlich verbessert wird und Massentierhaltungen oder Legebatterien untersagt werden.

Wir sehen, keine Seite ist das berühmte „Gelbe vom Ei“. Eine annehmbare Symbiose aller Varianten ist jedoch durchaus erstrebenswert.

Anmerkungen:

(1) Diese Bezeichnung wurde in Anlehnung an das neue Buch von Rainer Holbe, „Mitgeschöpfe“, gewählt. Ein interessanter Beitrag über das Miteinander von Mensch, Tier und Pflanze. Erschienen im Herbig-Verlag 1998.

(2) Siehe SYNESIS Nr. 26/1998, „Pecus - Pecunia“, von Karlheinz Baumgartl.

(3) Ebenfalls im Beitrag „Pecus - Pecunia“, über den gesundheitlichen Gesichtspunkt.

(4) Der Verfasser ist hauptberuflich Fachberater für integrierten Pflanzenschutz und kann daher von manchen Zuständen „ein Liedchen trällern“.

(5) Von der Anwendung eines Giftes und der Ernte bis zum Verzehr einer Pflanze.

(6) Dies ist ein Grundleitsatz in Rainer Holbes Buch „Mitgeschöpfe“.





Kommt der Mensch vom Mars?

Dieter Vogl, Marina di Massa

Viele Millionen Kilometer von der Erde entfernt, aber immer noch im lebensspendenden Bereich der Sonne, dreht der Mars seine elliptische Bahn um das Zentralgestirn unseres Sonnensystems. Betrachtet man sein derzeitiges Aussehen, dann kommt es niemandem ernsthaft in den Sinn, daß womöglich das irdische Leben, zumindest in Teilbereichen, seinen Ursprung auf diesem ungastlichen und lebensfeindlichen Himmelskörper haben könnte. Und doch müssen wir diese phantastisch anmutende und - vor allem für die Wissenschaft - für vollkommen unmöglich gehaltene Eventualität ins Auge fassen: Der rote Planet, wie der Mars schon von unseren Altvordern so treffend bezeichnet wurde, könnte noch vor etwa 25000 Jahren vollkommen anders ausgesehen haben.

Mit Sicherheit gab es, dies haben sowohl die amerikanische Viking-Mission als auch die diesjährige Pathfinder-Mission belegt, Wasser in großen Mengen und deshalb natürlich auch Sauerstoff auf dem Mars. Dadurch wurden wenigstens zwei Aspekte erfüllt, die notwendig sind, damit Leben - in unserem Sinne - entstehen kann. Somit könnte der Mars, zudem, da ja das Vorhandensein von Wasser eine andere Atmosphäre zwingend voraussetzt, vor langer Zeit durchaus alle Voraussetzungen für Leben, und nicht zuletzt für höheres Leben, erfüllt haben. Wodurch der Mars vor langer Zeit, und noch vor seinem jetzigen Zustand, der Lebensraum einer menschenähnlichen Spezies gewesen sein könnte. Einer hochentwickelten und vor allem raumfahrenden Spezies, die, aufgrund mythologischer Quellen, mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit mit den biblischen ÄLoHI'M (Elohim) identisch sind. Und wie wir aus der Heiligen Schrift wissen, waren es die vom Himmel herabgestiegenen ÄLoHI'M,

die den irdischen Menschen nach ihrem Bilde erschaffen haben.

Zugegeben - diese Behauptung ist Spekulation, und demzufolge finden wir natürlich auf archäologischem, paläontologischem oder paläoanthropologischem Gebiet kaum verifizierbare Beweise, die für die marsianische Herkunft des Menschen sprechen. Dafür entdecken wir aber in den Tradierungen der Völker eine Fülle von beachtenswerten Indizien, die eine derartig spekulative Vermutung durchweg bestätigen. Und die sie vor allem - in erster Linie aus biologischer Sicht - sogar für den heutigen Menschen durchweg nachvollziehbar machen.

Betrachten wir diese mythologischen Hinweise separat, dann haben die einzelnen Relikte aus vergangenen Zeiten natürlich kein großes Gewicht. Fügen wir jedoch Puzzle um Puzzle zu einem großen Bild zusammen, dann stellen diese Fragmente eine nahezu erdrückende Indizienkette dar, mit der wir vor Gericht zweifellos einen eindeutigen Richterspruch zugunsten dieser Spekulation erwirken könnten.

Der wissenschaftliche Aspekt

Glaukt man der Wissenschaft und der von ihr postulierten Deszendenztheorie, dann gibt es über die Abstammung und Herkunft des Menschen angeblich überhaupt keinen Zweifel: Er entstand, im Zuge von Jahrmillionen, dadurch, weil er sich aus niederen Arten zu dem entwickelte, was er heute ist. Diese Behauptung kann und muß jedoch ernsthaft in Frage gestellt werden, denn es gibt berechnete Zweifel an der von Darwin propagierten - allerdings nie verifizierten - Entwicklungstheorie, die dieser in seiner Schrift „The Origin of Spezies by Me-

Mensch

ans of Natural Selection“ einem breiten Publikum vorgestellt hat.

Trotz erheblicher Mängel, wird die Deszendenztheorie à la Darwin heute in wissenschaftlichen Kreisen als hieb- und stichfeste Erkenntnis angesehen. Bei Lichte betrachtet ist dem jedoch nicht so, und aufgrund moderner Entdeckungen mußte die These Darwins inzwischen umfassend revidiert werden. Grundsätzlich wird aber Darwins Hauptaussage immer noch in vollem Umfang anerkannt. Wie wir wissen, geht er davon aus, daß das Leben spontan aus anorganischer Materie entstanden sei und sich anhand einer natürlichen und zufälligen Auslese weiterentwickelt habe. Dieser darwinsche Basissatz ist uns von Kindesbeinen an beigebracht worden, und wer an dieser Aussage zweifelt, der tut gut daran, daß er das für sich behält. Denn wer nicht Gefahr laufen möchte, als Pseudowissenschaftler oder als religiöser Fanatiker zu gelten, der muß sich mit den unverifizierten Postulaten der wissenschaftlichen Vordenker bedingungslos abfinden. Die Angehörigen der wissenschaftlichen Disziplinen mögen sich diesem Diktat unterwerfen müssen, wir Nonkonformisten müssen dies nicht! Wir dürfen in unserer, allen Sonntagsforschern angedichteten und unterstellten, Naivität die wissenschaftlichen Grundaussagen hinterfragen! Und wir dürfen, was in wissenschaftlichen Kreisen durchweg verpönt ist, sowohl die biblischen als auch die mythologischen Aspekte in unseren Überlegungen berücksichtigen.

Damit Welt mit Welt sich verbinde

Betrachten wir uns hierzu einige biblische Indizien, die gegen die darwinsche Selektions- und Zufallstheorie sprechen. Glaubt man diesen, dann ist es zumindest äußerst zweifelhaft, daß sich der Mensch nach dem darwinschen Ausleseprinzip entwickelte. Denn der Umfang der unvorhergesehenen Zufälligkeiten, die für seine These unbedingt notwendig sind, übersteigt das Maß des wissenschaftlich Zumutbaren.

Aufgrund biblischer und außerbiblischer Berichte wird der Eindruck erweckt, daß die Schöpfung, die letztlich zum Menschen geführt hat, von Wesen durchgeführt wurde, die von einer anderen Welt, nach meinem Dafürhalten vom roten Planeten, vom Mars, kamen. Und der Sohar untermauert sogar diese Vermutung. Zumindest wird aus seinen Texten deutlich, selbst wenn wir den Mars als Urheimat der Menschheit ablehnen, daß der Mensch nicht von dieser Welt ist. So heißt es beispielsweise im kabbalistischen Sohar: „*Und alle die höheren Daseinsweisen setzte er nach unten, damit Welt mit Welt sich verbinde und verknüpfe*“. An anderer Stelle wird erwähnt, daß es auf der Erde Lebensformen gibt, die „*nach dem Vorbild des Oberen*“ geschaffen wurden. Und wieder an anderer Stelle heißt es, daß die ÄLoHI'M auf der Erde „*nach dem Bilde des*

Oberen“ Früchte und Triebe entstehen lassen. Einer dieser Triebe, die nach oberen Vorbildern von den ÄLoHI'M erschaffen wurden, ist der ADA'M (Adam). Seine Vita wollen wir hier beobachten.

ADa'M = Roter + Gleicher

Das erste Indiz, das für eine marsianische Abstammung des ADA'M, spricht zumindest dafür, daß er ein Wesen ist, das nach oberen Vorbildern regelrecht kreiert wurde, stellt der Mensch selbst dar. Das heißt, das Wissen über seine tatsächliche Herkunft, und vor allem jenes über seine Entstehung, wurde von seinen Schöpfern in seinen Namen impliziert. Dieser Aspekt kann jedoch nur dann erkannt werden, wenn wir uns von den herkömmlichen Interpretationen der klerikal instruierten Übersetzer abwenden und vollkommen neue Wege beschreiten, um dem Sinn des Begriffes ADA'M auf die Spur zu kommen. Zugegeben, dies ist nicht leicht, denn im Laufe klerikaler Bibelauslegung haben sich sogar offensichtliche Fehlinterpretationen als Wahrheiten eingebürgert. Diese Fehler im nachhinein, und nach 2000 Jahren christlicher Unterdrückung des Wissens, wieder aus der Bibel herauszufiltern und auszumerzen, ist ein schwieriges Unterfangen. Wobei dieses Vorhaben vollkommen unmöglich wird, wenn wir dafür Bibelübersetzungen benutzen, die ihrerseits von Übersetzungen in die verschiedenen Sprachen übertragen wurden. Um zuverlässige Ergebnisse zu erhalten, müssen wir diese Übersetzungen außen vor lassen, denn authentische Informationen, quasi Hinweise aus erster Hand, bekommen wir bei einer Exegese nur durch die hebräische TORa'H [Tora] selbst.

Die allgemeine Übersetzung

Ins Deutsche wird der hebräische Begriff ADA'M allgemein mit Mensch übersetzt. Diese Übersetzung ist einfach in jeder Hinsicht falsch: denn „Mensch“ bedeutet, ausgehend von seinem lateinischen Ursprung *menisco*, eigentlich „der Männliche“. Indem jedoch im 1. Buch Mose 1:27 deutlich gemacht wird, daß die ÄLoHI'M den ADA'M sowohl männlich als auch weiblich erschufen, dürfen wir das Wort ADA'M keineswegs mit „Mensch“, also mit „der Männliche“ übersetzen. Wie aber übersetzen wir richtig?

Durchforsten wir die exegetische Literatur nach der richtigen Interpretation des Begriffes ADA'M, dann finden wir hier und da Informationen, aber immer nur ganz am Rande erwähnt, daß wir das hebräische Wort ADA'M eigentlich mit „Roter“ oder „Gleicher“ übersetzen müßten. Und in der Tat: Dem Wortstamm des Begriffes nach zu urteilen, ist dies auch tatsächlich die einzig adäquate Übersetzung. Warum man mit ihr so verschämt hinter dem Berg hält, kann nur damit begründet werden, daß bestimmte Kreise nicht möchten oder gar dulden, daß diese Form der Wortbedeutung in der Breite publik wird. Denn beschäftigt man sich mit den Wurzeln dieser Begriffe, erfährt man sonderbare Dinge, die mit dem kirchlichen Dogma so gar

nicht konform gehen und den ultramontanen Lehren in erheblichen Maßen widersprechen.

Die Wurzeln des Wortes ADA'M

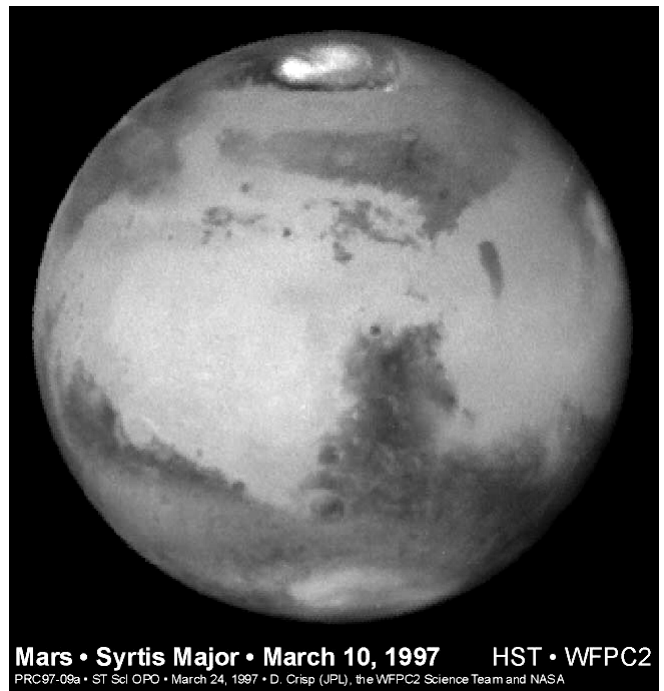
Daß der Begriff ADA'M, in der Hauptsache wegen seiner semantischen Basis, mit „Roter“ und „Gleicher“ übersetzt werden muß, wird allerdings erst dann richtig verständlich, wenn wir das Faktum berücksichtigen, daß der polysemantische Begriff ADA'M von den Wortstämmen Ado'M und DaM abgeleitet wird. Und Ado'M, dies steht linguistisch vollkommen außer Frage, können wir nur mit „Rot“, und DaM nur mit „Blut“ in unsere Sprache übertragen.

Die Übersetzung des Wortes ADA'M mit dem Terminus „Roter“ läßt sich also vom linguistischen Standpunkt durchaus nachvollziehbar vertreten. Nicht zuletzt deshalb, weil schließlich auch die Wörter DaM und Ado'M miteinander in enger Beziehung stehen. Aufgrund dieser fein vernetzten und ineinandergreifenden Wortbedeutungen ist sowohl die Bezeichnung „Roter“ als auch der Begriff „Gleicher“ lediglich eine Metapher, mit der unsere Altvorderen Sachverhalte zum Ausdruck brachten, für die sie keine entsprechenden Wörter hatten. Insofern, auch dies kann mythologisch begründet werden, ist die Begrifflichkeit „Roter“ ein Sinnbild, das für Regelblutung, Eisprung, Koitus, Befruchtung, Geburt, und dadurch, vornehmlich aus biblischer Sicht, natürlich auch für identische Nachkommen, verwendet wurde. Und es sind diese Begriffe, die aus moderner Sicht den Ausschlag für die Vermutung geben, daß der ADA'M ein Produkt genetischer Manipulationen ist. Aber es ist auch ein Hinweis darauf, daß die ursprüngliche Heimat des ADA'M nicht der blaue, sondern der rote Planet war.

Woher kommt der ADA'M?

Während die herkömmliche Übersetzung des Begriffes ADA'M mit dem Wort „Mensch“ das Wort ADA'M nicht sinnvoll erklären kann und sogar recht deutlich die tatsächliche Semantik des Begriffes verschleiert, wird diese offensichtlich ganz bewußt herbeigeführte Tarnung mit der Bezeichnung „Roter“ und „Gleicher“ vollkommen aufgehoben. Denn nur über die Wortstämme erfahren wir letztlich mehr über die wirkliche Provenienz des ADA'M.

Nach Angaben des Sohars werden wir mehrfach und unter den verschiedensten Voraussetzungen darauf verwiesen, daß der irdische ADA'M durch die himmlischen ÄLoHI'M dadurch geschaffen wurde, daß sie die oberen und unteren Wesen verbanden. Und wie könnte diese Verknüpfung wohl besser gehen, als durch einen genetischen Eingriff, bei dem das Erbgut der oberen Wesen mit dem Erbgut der unteren Wesen vermischt wird. Aus religiöser Sicht ein blasphemischer, aber aus biologischer Sicht ein durchaus nachvollziehbarer Gedanke. Insbesondere dann wird eine solche Überlegung realistisch, wenn wir bedenken, was schon heute auf biologischem Gebiet in Sachen künstlicher Befruchtung, selektiver Fortpflanzung und zielgerichteter Kloning möglich ist. Und bei allen diesen Techniken spielen ausschließlich genetische Fak-



Mars, der Rote Planet, aufgenommen vom Hubble Space Teleskop

toren eine wichtige Rolle, die im engen Zusammenhang mit dem Blut der betreffenden Individuen stehen. Man denke nur daran, daß befruchtungsfähige Eier nur nach dem Eisprung, der mit der Regelblutung in Zusammenhang steht, aus dem Ovar entnommen und künstlich befruchtet werden können.

Die ÄLoHI'M und der ADA'M gleichen sich

Das Wort DaM stellt freilich nicht nur die Wurzel für den Begriff ADA'M dar. Forschen wir weiter in der hebräischen Sprache, dann können wir feststellen, daß das Wort DaM auch die Basis für das Wort DaMaH ist. Hier beginnt es wirklich interessant zu werden, denn dieses Wort müssen wir ins Deutsche mit „Gleichen“ bzw. mit „Artgleichen“ übersetzen. Ist auch dies ein Fingerzeig auf den Umstand, daß sich die ÄLoHI'M und der ADA'M ganz exakt gleichen? Ist dies ein Hinweis darauf, daß unsere Vermutung richtig ist und der ADA'M tatsächlich ein Verwandter der ÄLoHI'M ist?

Zweifelsfrei können wir aufgrund einer semantischen Weiterführung des Wortes DaM davon ausgehen, daß nach der Schöpfung in den Adern der himmlischen ÄLoHI'M das gleiche Blut pulsiert, wie in denen des irdischen ADA'M. Warum sonst hätten die ÄLoHI'M den Menschen nach ihrem Bilde formen sollen? Dadurch verdichtet sich aber auch unsere Annahme, daß der ADA'M mit Hilfe genetischer Manipulationen geschaffen wurde, indem irdische Individuen, vermutlich noch affenähnliche Urmenschen, mit der hochentwickelten Erbsubstanz der ÄLoHI'M kloniert und somit quasi genetisch aufgepeppt wurden.

Überall auf der Welt finden wir durch die Mythen auch diese Vermutung bestätigt, denn in fast allen

Mensch

prähistorischen Tradierungen gibt es Hinweise auf besonders fruchtbare Frauen, die ohne geschlechtlichen Verkehr mit einem Mann, aber mit Hilfe der Götter, Kinder gebären. Selbst die Bibel kennt solche Überlieferungen. Das Alte Testament, angefangen bei Hä'BhÄL [Abel] und ScheT [Set] bis hin zu SchiMSchO'N [Samson], wimmelt geradezu von Erzählungen, die auf künstliche Befruchtungen hindeuten. Einer Vielzahl von biblischen Paaren, unter ihnen ABhRaHa'M [Abraham] und SsaRa'H [Sarah], wird ebenfalls durch genetische Manipulationen und andere medizinische Eingriffe, sogar noch im hohen Alter, spätes Eltern Glück zuteil. Selbst Personen wie Johannes der Täufer und Jesus erwecken den Eindruck, anhand künstlicher Befruchtungen gezeugt worden zu sein.

ADa'M, der erste Mensch auf Erden

Im Begriff ADa'M sind sogar Indizien enthalten, die darauf hindeuten, daß er tatsächlich der erste von den ÄLoHI'M geschaffene Mensch auf Erden war. Glaubt man den biblischen Schilderungen, dann ist auch ChaWa'H [Eva] ein Klon. Zusammen werden sie, nachdem auch ihre Kinder mit Hilfe der ÄLoHI'M das Licht der Welt erblicken, zu Stammeltern ganzer Nationen. Daß ADa'M mit seiner Frau am Anfang einer Ahnenreihe steht und beide mit Sicherheit zu den ersten wirklichen Menschen auf Erden wurden, dürfte dadurch außer Frage stehen. Dieser Aspekt wird aber auch noch durch einen anderen Punkt deutlich unterstrichen.

Auch hier spielt das DaM die allergrößte Rolle. In dem nämlich die biblischen Redakteure das Wort DaM mit dem Terminus A'LäPh, dem ersten Buchstaben des hebräischen Alphabets verbinden, wird mit Nachdruck deutlich gemacht, daß der ADa'M der erste Nachkomme der ÄLoHI'M ist. Denn nach hebräischem Verständnis steht der erste Buchstabe für den Anfang des ReSchl'T des Alphabets, und dadurch wird der ADa'M im übertragenen Sinne zum Anfang einer Ahnenreihe.

Der Begriff ADaMa'H

Die Bedeutung des Satzmusters „und JHWH ÄLoHI'M formte den ADa'M, Staub aus der ADaMa'H“ (DaBahR-Übersetzung), muß bei unseren Überlegungen ganz besonders herausgestellt werden, denn indem der Chronist anhand der vorausgegangenen Metapher einen direkten Zusammenhang zwischen dem ADa'M und der ADaMa'H herstellt, kommt beim polysemantischen Begriff ADa'M erschwerend hinzu, daß er als „Roter“ und „Urgleicher“ sowohl der „Erste“ als auch ein „Erdgleicher“ ist.

Will man diese Übersetzung noch exakter formulieren, dann müßte man das Wort ADa'M faktisch mit „Irdischer“ ins Deutsche übertragen, denn mit dem deutschen Begriff „Irden“ wird in unserer Sprache in er-

ster Linie „Erde aus Ton“ bezeichnet. Wie wir alle aus den biblischen Tradierungen wissen, schufen die ÄLoHI'M den ADa'M aus Lehm und somit mit irdischem Material. Und dieses Material war mit Sicherheit keine tatsächlich Erde. Auch hier wurde nur eine Metapher verwendet, um mit einfachsten Worten biologische Zusammenhänge anhand sprachlicher Aphorismen zu verdeutlichen. Und so kann dieses irdische Material nur im Kontext mit der DNS irdischer Lebewesen stehen, die von den ÄLoHI'M auf ihre Bedürfnisse zielgerichtet verändert wurden. Durch die Metapher „Irdischer“ wird also mit dem ADa'M ein Wesen angesprochen, das nicht im Himmel, sondern auf der Erde lebt, aber, wegen der genetischen Manipulationen durch die ÄLoHI'M, dennoch seine Wurzeln auf einem anderen Planeten hat. Insofern bezeichnet man im Urtext der Bibel mit dem Wort ADa'M den ersten Menschen, der in den himmlischen, den oberen Regionen seinen Ursprung hat und der als Urgleicher das irdische und somit ganz exakt das untere Gegenstück zu den himmlischen ÄLoHI'M ist.

Der Sohar bestätigt auch dieses Postulat: Denn im biblischen Verständnis ist der ADa'M, hauptsächlich in seiner Position als Erdgleicher, jenes Wesen, zu dem sich die ADaMa'H in Ergebnisheit ausrichtet. Im Sohar heißt es dazu: „Heil jenen Frommen, deren Werke vor dem Allheiligen die Kraft haben, der Welt Bestand zu geben. Wie es heißt: Die Gerechten werden die Erde bewohnen. Sie werden bewohnbar machen die Erde.“

ADaMa'H - die Heimat der ÄLoHI'M

Mit dem Wort ADaMa'H beschreibt man im biblischen Sprachgebrauch seltsamerweise stets eine gerötete Erdkrume bzw. ein äußerst fruchtbares Land. Außerdem, dies bestätigen die einzelnen Bücher der Kabbala, wird die ADaMa'H, neben den Welten Tevel, Nashiya, Tziyah, Chalad, Gai und Ä'RäZ, als Heimatwelt der ÄLoHI'M betrachtet. Beide Faktoren zusammen berechtigen zur Annahme, daß der erste Mensch vielleicht vom Mars stammen könnte. Und damit natürlich auch von jener oberen Welt, deren Bewohner - die ÄLoHI'M - den irdischen ADa'M nach ihrem Bilde, und somit nach oberen Vorbildern, erschaffen haben.

Von der roten Erde ihres Heimatplaneten, natürlich im übertragenen Sinne auf die dort existierenden Lebensformen bezogen, entnahmen die ÄLoHI'M für die irdische Schöpfung jenes Material, aus dem sie den ADa'M schufen. Dies kann somit nur bedeuten, daß sie Samen vom Mars mit zur Erde nahmen und damit die Schöpfung vollzogen, indem sie irdisches Material mit marsianischem vermischten. Daß dieser Vorgang nur auf der Basis genetischer Manipulationen möglich ist, steht aufgrund heutiger biologischer Erkenntnisse vollkommen außer Frage.

Die Wurzeln des Begriffes ADaMa'H

Abgeleitet - dieser Punkt erscheint aufgrund seines polysemantischen Hintergrunds höchst interessant -



Marsoberfläche, gesehen vom „Mars-Rover“ Sojourner: Blick auf „Twin Peaks“, die zwei Hügel am Marshorizont. (Foto: NASA)

wird das Wort ADaMa'H einerseits von ADa'M und andererseits von Ado'M. Beide Begriffe basieren ihrerseits wieder einmal auf der Wurzel DaM. Die wörtliche Übersetzung des Begriffes ADaMa'H muß folglich „Geröteter“ lauten, denn AdoM ist das hebräische Wort für Rot. Wobei - wie wir bereits gesehen haben - die Wurzel DaM „Blut“ bedeutet und als solches ebenfalls in einem engen Zusammenhang mit der Farbe Rot steht. Indem jedoch der Begriff in alter Zeit auch für den fruchtbaren Ackerboden (Erdkrume) benutzt wurde, müssen wir das Wort ADaMa'H zweifelsfrei als „gerötetes Erdland“ ins Deutsche übersetzen.

Wenn also die ÄLoHI'M von der geröteten Erdkrume Material für ihre irdische Schöpfung entnehmen, kann damit nur gemeint sein, daß sie die Schöpfung mit genetischem Material durchführten, das von einem roten Erdland kam. Ob dieses gerötete Erdland letztlich wirklich der Mars ist und der ADa'M, zumindest seine Schöpfer, wirklich vom Mars kamen, muß natürlich offen bleiben. Trotzdem drängt sich dieser Gedanke förmlich auf, denn nachdem das Sefer Jezira mit aller Deutlichkeit davon spricht, daß die Welt ADaMa'H der Heimatplanet der ÄLoHI'M ist und in unserem Sonnensystem ausschließlich der Mars von altersher als Roter Planet bezeichnet wird, liegt dieser Rückschluß nahe.

Abgesehen davon ...

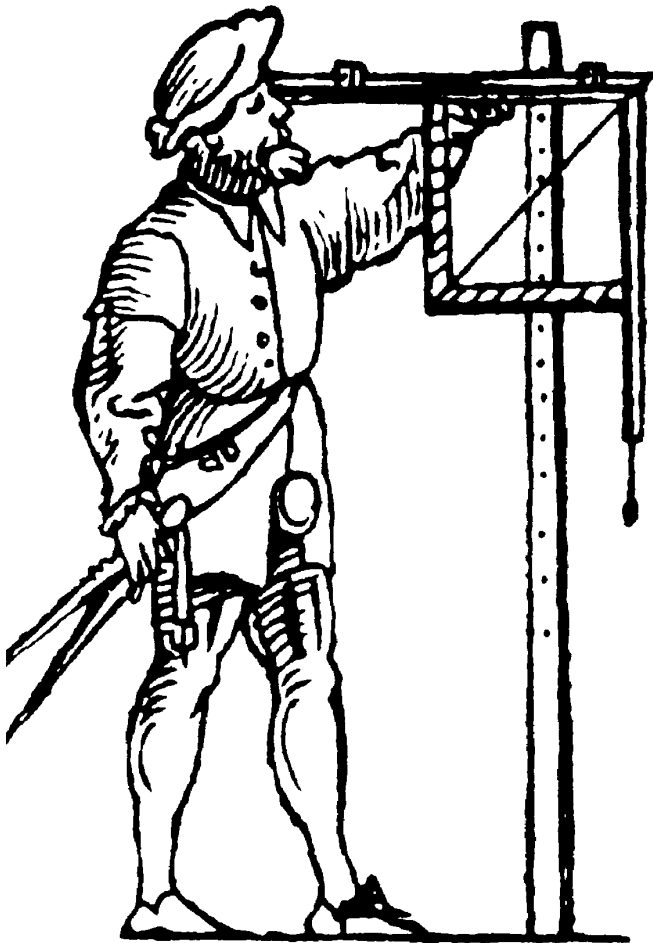
Abgesehen davon, daß der ADa'M in der Bibel als „Mann von roter Erde“ bezeichnet wird, die Kabbala die ADaMa'H als die Heimatwelt der ÄLoHI'M benennt, das Wort ADaMa'H selbst „gerötete Erdkrume“ bedeutet, es in allen Überlieferung geschrieben steht, daß der ADa'M „nach oberen Vorbildern“ geschaffen wurde und es in unserem Sonnensystem nur einen einzigen Planeten gibt, der seit Urzeiten als der „Rote Planet“ bezeichnet wird, gibt es keinen direkten Hinweis darauf, daß die Herkunft der Menschheit tatsächlich auf dem Mars liegt. Insofern muß diese Behauptung, wo letztlich der Ursprung des Mensch liegt, Spekulation bleiben. Sicher erscheint nur, daß die wissenschaftliche Theorie über den Ursprung des Menschen erhebliche Lücken aufweist, die jedoch dadurch geschlossen werden

könnten, wenn wir einen Artenwandel ausschließen und uns wieder der Konstanz der Arten besinnen. Dann müssen wir uns aber auch mit der biblischen Schöpfung abfinden, und in diesem Zusammenhang ebenfalls mit den ÄLoHI'M als Schöpfer der Menschheit. Und die Heimat der ÄLoHI'M ist nun einmal, nach kabbalistischen Überlieferungen, die ADaMa'H, jenes gerötete Erdland, das man unter Umständen mit dem Planeten Mars gleichsetzen kann. In jedem Fall aber - egal wo seine Wurzeln nun tatsächlich liegen - wurde der ADa'M zum Abbild der ÄLoHI'M und dadurch, wie es die gnostischen Mandäer ausdrückten, zum Zeichen des Universums.



Großräumige Vermessungen in der europäischen Frühgeschichte ?

Helmut Minow, Dortmund



Eine verblüffende Hypothese

Seit zuverlässige Karten und Luftbilder auch außerhalb des „Dienstgebrauchs“ zugänglich sind, können Grübler in aller Ruhe am Schreibtisch geometrische Systeme erfinden.

Als wahrscheinlich Erster „sah“ Watkins (10) in Wales plötzlich „Leys“: prähistorische Anlagen, Ruinen, erhaltene Bauten und Kirchen stehen auf geraden Linien, die sich bis Hunderte von Kilometern weit erstrecken und dann teilweise auf die Cheops-Pyramide zielen sollen (7).

Maniàs erkennt in Griechenland, daß die alten Stadtzentren und die größten Heiligtümer an den Ecken „harmonischer“ Dreiecke stehen, also in einem geometrischen System verbunden sind (5).

Das sind verblüffende Hypothesen, die man — wie seinerzeit die Hypothese vom „Neanderthaler“ — als „Spinnerei“ abtun, aber auch nüchtern prüfen kann, wie es im Folgenden geschehen soll. Zunächst anhand von vier Kriterien werden die Argumente Pro und Contra diskutiert und grundsätzliche Probleme aufgezeigt.

Jedem, der in der Vor- und Frühgeschichte wirklich

forscht, ist klar, daß keine Gewißheit, sondern daß nur mehr oder weniger plausible, mathematisch „wahrscheinliche“ Aussagen möglich sind, daß Sätze also im Konjunktiv oder mit versöhnlichem Fragezeichen geschrieben werden müssen. Aber auch der Satz: „Das ist Spinnerei“.

Gibt es Sagen oder Mythen bzw. alte Berichte über solche „harmonischen“ Dreiecke oder dergleichen? — Gab es schon eine prähistorische Astronomie? (2)

Kein Widerspruch zu naturwissenschaftlichen Erkenntnissen!

Die Forderung nach Konsistenz (Zusammenhang) mit den Naturwissenschaften erscheint trivial. Und in der Tat gibt es nur wenige Fälle, wo dieses Kriterium greift.

R. Fester (4) findet anhand von Ortsnamen ein orthogonales Netz, dessen Linien kleine Vielfache von etwa 700 m Distanz haben. Er deutet es als Orientierungshilfe aus der Tundra-Periode nach der Eiszeit.

Die Netz-Richtungen sind um 9 Grad nach links gegen die Fundamentalrichtungen gedreht. Und Fester vermutet, die „Nordrichtung“ (Azimut 351°) zeige auf den damaligen geographischen Pol in der Gegend von Neufundland.

Die moderne Kenntnis der - minimalen ! — Polwanderungen und der Schollen-Drift und -Drehung zeigen, daß diese Vermutung - in geologisch so kurzer Zeit ! - nicht zutreffen kann.

Eine andere mögliche Erklärung wäre z.B., das Netz sei, sehr exakt und sehr ausgedehnt gewesen, wie unsere modernen Karten-Raster, die allerdings nicht so weit durchgezogen werden. Dann wäre die Fundamental-Richtung in der Gegend von Moskau „richtig“ gewesen.

Übrigens konnte keine Koinzidenz des Festerschen Netzes gefunden werden, weder mit den hier diskutierten Hypothesen noch mit den Megalith-Anlagen.

Man sieht, nicht Tatsachen, sondern nur Deutungen können zu Widersprüchen führen.

Statistik führt zu Wahrscheinlichkeits-Aussagen

Es geht darum, ob die vermuteten „Systeme“ Zufall sein können. Der Nachweis, daß sie - wie die vom Gericht verwendete Formel lautet: „mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit“ - kein Zufall sind, ist eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung. Das heißt:

Wenn die Zufalls-Wahrscheinlichkeit nahe oder gar oberhalb $\frac{1}{2}$ ist, muß die Vermutung verworfen werden, so schick die Idee auch anmuten mag.

Wenn die Zufalls-Wahrscheinlichkeit sehr klein ist ($\frac{1}{$

Vermessungen

$10^{-1/100}$ „lohnt“ es, nach weiteren Beweisen zu suchen, weil dann eben — gleiches Recht für alle! — die umgekehrte Vermutung der „Spinnerei verworfen werden muß (3).

Das „Ley“-Konzept hat wenig Aussicht, die Zufallschwelle zu überwinden. Die TP (Trigonometrische oder Dreiecks-Punkte) sind, wie später diskutiert, keine mathematischen Punkte, sondern teilweise recht ausgedehnt, was die Genauigkeit der „Geraden“ begrenzt. Erst wenn mindestens fünf TP auf dem Ley und keine daneben liegen, könnte die Schwelle erreicht werden. Auch die Einführung von Abstandsbedingungen könnte das bringen. Vielleicht ist das Ley-Konzept nur die eine Seite, die in das Dreieck-Konzept mit eingebracht werden kann.

Sind die Leys immer Dreiecksseiten? Sind Leys mit mehreren TP, auch zwischen den Ecken, zusätzlich auf den Seiten der Dreiecke, nur eine lokale Variante?

Maniàs hält sich in der Definition „harmonischer“ Dreiecke an Platons Timaios, wonach gleichseitige (drei gleiche Seiten und Winkel = 60°), gleichschenklige (Basis und zwei gleiche Seiten = Schenkel) sowie solche Dreiecke dazu gehören, bei denen eine Seitenlänge eines der drei elementaren Mittel der beiden anderen ist, z. B. „Seitenzahlen“ 2, 3, 4, wobei $3 = (2 + 4)/2$ das arithmetische Mittel von 2 und 4 ist (5).

Hier werden die letztgenannten Dreiecke nicht anerkannt, dafür aber Dreiecke mit drei verschiedenen Seitenzahlen, die „pythagoreischen“, für die mit ganzen Zahlen $a^2 + b^2 = c^2$ ist. Das erste mit den Seitenzahlen 3, 4, 5 erfüllt (als einziges ?) auch Platons Kriterium.

Daneben werden oft Verhältnisse nach dem „Goldenen Schnitt“ (GS) gefunden, der stetigen Teilung $a : b = b : (a+b) = 1 : \gamma$.

$1 / \gamma = (\sqrt{5} - 1) : 2 = 0,618\dots$, ferner die Zahl $0,850\dots = 1 : (2 \cdot \sin 36^\circ)$. Die entscheidende Unsicherheit ist, daß wir nicht wissen, welche Großzahlen damals als „rund“ galten. Etwa Potenzen von 2, von 10 oder gar Fakultäten einer Zahl?

Fakultät einer Zahl $n = n! = n(n-1) \cdot (n-2) \dots 3 \times 2 \times 1$.
Beispiel: $4! = 24$, $8! = 40320$.

Diese „schwierigen“ Zahlen sind ein deutlicher Gegensatz zur Geometrie der Megalithen, die „Ganzzahl-Fans“ waren und z.B. $\pi \cong 3,141\dots$ zu rationalisieren suchten; $\pi \cong 22/7$.

Machbarkeit

Konnten die Menschen jener längst vergangenen Zeit die vermutete Leistung vollbringen? Das ist eine Frage nach geistiger und technischer Fähigkeit. Man muß sie sorgfältig auseinanderhalten von der Frage nach der vorliegenden Aufgabe einer nachträglichen Analyse.

Bei der Beurteilung der geistigen Fähigkeiten ist davon auszugehen, daß diese „im Prinzip“ seit Auftreten

des Cromagnon-Menschen etwa (mit gleicher Gehirnmasse wie wir) unverändert sind.

Natürlich konnte das damals wie heute nicht „jeder-mann“. Es gab und gibt Spezialisten, wenn es auch bei Vor-Stadtkulturen überraschen mag.

Beim Menschen ist, wie beim Computer, eine Programmierung erforderlich — wir nennen es Ausbildung oder „Schule“ — und begeben uns damit schon auf den Holzweg: Beim Priester, einer allen alten Kulturen zugebilligten Spezialisierung, gab es natürlich eine „Lehre“ als Meßdiener etc. und keine Notwendigkeit, ein „Seminar“ anzunehmen. Zudem machen die Analyse ja mehr oder weniger „enge“ Spezialisten der modernen Disziplin, und ihr Wissen steht ihnen buchstäblich im Wege. Wenn man in der Astronomie im kopernikanischen System denkt, wird das, was damals im Ptolemäischen gedacht wurde, schrecklich kompliziert. Wenn man in der Vermessung, außer einer Basis-Länge, nur Winkel (mit höchster Präzision) zu messen und in sphärischer Geometrie mit terrestrischer Refraktion zu denken gewohnt ist, tut man sich schwer, die „Alten“, mit einigen Grad toleriertem Winkelfehler, als „Kollegen“ zu verstehen.

Wie können sie gearbeitet haben?

Um eine Gerade im Gelände zu ziehen, braucht man drei „Gesellen“ mit Flucht-Stäben (dem Attribut des Gottes Hermes/Merkur!). Der letzte geht immer nach vorn und setzt die Gerade durch die beiden anderen Stäbe fort, das geht auch über Hügel hinweg.

Zum Ausmessen der Länge braucht man zwei „Lehr-linge“ mit handlichen Meßlatten (Megalith-Rute von 2,07 m?), die auf Stoß aneinandergelegt werden. „Lehrlinge“ — vielleicht auch einen dritten? — weil sie sozusagen am Boden kriechen mußten, womöglich Bewuchs entfernten etc.

Der Meßtrupp-Führer („Meister“?) hatte eine simple Zählvorrichtung (je zwei Säckchen für die Einer, Zehner, Hunderter mit je zehn Kieseln) und die Verantwortung für den Meßtrupp von sechs bis sieben Mann.

Strecken von einigen Kilometern Länge ließen sich wahrscheinlich an je einem Tag „erledigen“. Winkel waren ihr Problem. Man kann ein, dem gewollten, „ähnliches“, verkleinertes „harmonisches Dreieck z.B. mit Latten auf dem eingeebneten Boden an einer Ecke auslegen und nach der „alten“ Seite oder einem neuen Ziel-Eckpunkt ausrichten. Die Seite(n) werden dann vom Meßtrupp in die Natur verlängert — und das ist bei den kurzen Latten die kritische Schwierigkeit, die Richtung genau zu erfassen.

Nimmt man Seile, so wird die Verlängerung der größeren Seiten genauer, aber das kleine Dreieck selbst ungenauer — wegen Dehnung der Seile, Krümmung auf unebenem Boden etc. Am Schreibtisch kann man Dreiecke aus drei Seiten konstruieren, im Gelände aus einem Winkel und zwei Seiten — was nach der wahrscheinlich bekannten Ungenauigkeit der Winkel bevorzugt worden sein mag — oder schließlich aus einer Seite und zwei Winkeln.

Auf die Auswahl der TP und den systematischen Auf-

Vermessungen

bau der Netze sei später eingegangen. Es betrifft nicht mehr die prinzipielle Machbarkeit, sondern eine „Strategie“ (des „Großmeisters“?).

Relativ einfach ist die Festlegung der Breitengrade auf der Erdkugel. Viel schwieriger ist die Feststellung der geographischen Länge ohne moderne Uhren und Zeitsignale vom Radio.

Man darf unterstellen, daß Sonnenuhren bekannt waren und wohl auch eine gleichmäßige Unterteilung des Kreises/Tages geläufig war. Die Teilung des Kreises in $2^5 = 32$ findet sich noch in der Windrose.

Es gilt als sicher, daß die Megalithiker Finsternisse zwar nicht „vorausberechnen“ konnten, wohl aber wußten, wann sie sicher nicht bzw. vielleicht eintreten würden. Sie wurden von ihnen also nicht überrascht, sondern waren auf die Beobachtung und Messung vorbereitet.

In welcher Weise sollen aber lange Beobachtungsreihen tradiert werden, wenn sie zeitlich die individuelle Lebensspanne übersteigen? Vielleicht durch Experten-Gemeinschaften? — Seßhaftigkeit der Bevölkerung?

Eine totale Mondfinsternis ist jeweils etwa auf der Hälfte der Erde sichtbar und bietet — außer am Rande des Bereichs — vier Zeitsignale:

Beginn und Ende der Teil- und Voll-Verfinsternung. Diese vier Signale kann man in Lokalzeit angeben, wenn man an einer Sonnenuhr auf den verfinsterten, aber rot sichtbaren Mond peilt, es ist ja Vollmond, die „Mond-Uhr“ zeigt die richtige Nacht — statt der Tages-Stunde —, sogar die kleinen Abweichungen sind im Heimat- und im Übersee-Observatorium gleich, heben sich auf.

Mit dem Nachrichtendienst der Seefahrer überbringt man die vier Lokalzeiten, bildet aus den vier Differenzen zur Heimat-Ortszeit das Mittel und hat den gesuchten Unterschied der geographischen Länge (9).

Die Sinn-Frage

Die vorhergehenden drei physikalisch-technischen Kriterien ergaben, daß die vermutete Triangulation möglich und eher wahrscheinlich als unglaublich ist. Überzeugend sind sie — für den Laien — nicht. Das kann erst erreicht werden, wenn die Triangulation einen „Sinn“ gibt.

Sinn ist gefühlsmäßig eher mit Glauben und Religion, als mit rationalem Zweck zu verknüpfen, dazu gibt es einen guten Ansatz, der keine weiteren Annahmen erfordert:

*„Und fällt dir keine Deutung ein,
dann kann es doch nur kultisch sein.“*

Die Umwelt wurde als chaotisch und feindselig empfunden. Als Sinn konnte - zumindest den unbeteiligten Zeugen der Vermessung — angegeben werden, der „Natur“ menschliche Ordnung und Harmonie aufzuprägen (2).

Rogowski (8) fand bei Delphi die TP eines Vermessungernetzes als kreisrunde Pflasterungen mit eingelegten Peilrichtungen. Ihre Erwähnung in der Ilias als „heili-

ge Dreschenten“ (Haloni) gibt die bisher einzige Datierungsgrenze: Vor der Mitte des 2. Jahrtausends v.Chr. waren sie schon da, ihr Zweck aber nicht — mehr? — bekannt.

„Heilig“ wird heute meist religiös verstanden, ursprünglich mag es nur etwas mit „heil erhalten“ zu tun gehabt haben, und an der Erhaltung der TP mußte den Meßtrupps in der Tat gelegen sein für späteren Anschluß in Nachbargebieten oder Netzen anderer Ordnung. Auch sonst zeigen übrigens die vermuteten TP viel stärker als andere Vorzeit-Relikte die erwiesene „Kontinuität heiliger Orte“.

Viel rationaler ist die Vermutung, daß es sich tatsächlich um eine Landesvermessung handelte, die zur Herstellung von Karten führen sollte. Das würde die Existenz eines „Vermessungsamtes“ postulieren.

Ein Pro-Argument sind auch die sehr weiträumigen Dreiecke von Maniàs, z.B. das Dreieck Akropolis in Athen; Spalte in Delphi, auf der Pythia saß; Zeustempel in Olympia (2; 3; 2 sind die Seitenzahlen der jeweils gegenüberliegenden Seiten). Die Konstruktion muß ausgehen von den vorgegebenen natürlichen TP in Athen und Delphi, zwischen denen jedoch keine direkte Sicht besteht. Man kann zwar jede beliebige Gerade dort, übers Gebirge, vermessen, aber nicht die einzig richtige finden, die trifft. Man muß also „interpolieren“ — einmal rechts, einmal links vorbei und dann richtig -, das ist aber zumindest der erste Schritt zu einer Karte (5). Unglücklicherweise gehen dann auch noch die Seiten nach Olympia beide übers Wasser, wo man zwar peilen, aber nicht messen kann. Hier und bei den anderen Dreiecken — sogar über die Inseln der Ägäis bis nach Kleinasien — wäre also der erste Schritt „Karte“ von den „heiligen Haloni“ als die überzeugendste Erklärung der erreichten Genauigkeit.

Für die Feststellung ortungskundlicher Fakten wurden vier Kriterien aufgestellt :

- " Konsistenz mit den Naturwissenschaften
- " Machbarkeit mit den damaligen Mitteln
- " deutliches Überschreiten der statistischen Zufalls-Schwelle
- " praktischer Nutzen als „Sinn“.

Es gibt aber ein weiteres Kriterium, das in der schärfsten Form als „Reproduzierbarkeit“ die „exakten“ Naturwissenschaften bestimmt. Es ist so z.B. schon in der Medizin nicht anwendbar. Man weicht auf Tier- (statt Menschen-) Versuche aus und handelt sich das Problem der Übertragbarkeit ein.

In der Astronomie muß man sich auf „Wiederholbarkeit beschränken. Das erwies sich in der alten Planeten-Astronomie als völlig ausreichend, weil die Periodizität „prüfbar“ Voraussagen ermöglichte (6).

Die Anwendung der vorgenannten vier Kriterien dient hier dazu, die Vermutung der urzeitlichen Landesver-

Vermessungen

messung zu „verifizieren“, d.h. mindestens zu stützen, oder wenigstens festzustellen, daß sie nicht „falsifiziert“, d.h. eindeutig als falsch erwiesen werden kann.

Man kommt damit auf das wissenschaftliche Grund-satz-Problem des „Vielleicht“:

Wissenschafts-Systeme werden auf Prämissen — mathematisch: „Axiomen“ — aufgebaut, die dann nicht mehr hinterfragt werden dürfen.

Aufbau der Triangulations-Netze

Als vermutlich ursprüngliche TP wurden bisher die „Haloni“ in Griechenland erwähnt, in Stollas Kapitel kommen die „roten Kreuze“ hinzu (3). Erwähnt wurde auch die Kontinuität heiliger Plätze, derzufolge heute meist Kirchen dort stehen — bemerkenswert oft außerhalb der Ortschaften, häufig auf weithin sichtbaren Plätzen (1).

Bei den griechischen klassischen Tempeln ist fraglich, ob ihre Orte separat eingemessen oder später okkupiert wurden.

Eine spannende Frage ist die Beziehung zwischen Vermessern und Megalithern. Daß Megalith-Ringe vielleicht TP waren, ist anzunehmen. Ob es alle waren, oder ob es sich um nachträgliche Okkupationen handelt, bleibt zu klären.

Da Megalith-Ringe — als „Mehrzweck-Anlagen“ — auch signifikante „Visuren“ der Megalith-Astronomie zu bieten pflegen, folgt die Frage, ob Visuren als Dreieck-Seiten häufiger, als zufällig zu erwarten, auftreten. Da es dabei auch auf die Höhe des Standpunktes und des Horizont-Males ankommt, und natürlich die gegenseitige Sichtbarkeit bei einer Visur bestehen muß, das aber wiederum von der ursprünglichen Höhe der TP-Bauten abhängt, muß hier noch viel Forschung betrieben werden (2).

Die Frage, ob es sich im Sinne der Harmonie-Annahme um isolierte Dreieck-Systeme oder um weitgespannte, zusammenhängende Netze handelt, ist sowohl eine grundsätzliche als auch durch lokale Untersuchungen empirisch-induktiv zu klären.

Bei der irgendwo begrenzten Zahl „harmonischer“ Dreiecke könnte unter modernen Genauigkeits-Ansprüchen nur ein kleiner Teil von Zusatz-Forderungen erfüllt werden. Wurden Ungenauigkeiten bewußt in Kauf genommen?

Versuche zeigen, daß das „puzzle“, den Aufbau des Netzes Schritt für Schritt in der Analyse nachzuvollziehen, durchaus lösbar ist, aber — vorerst — mehrdeutig bleibt.

Ist also, abschließend gefragt, die urzeitliche Landes- und Erdvermessung real oder nicht? Offensichtlich geht insbesondere von der Idee der Erdvermessung eine ungeheuer motivierende Faszination aus: Nicht nur die französische Nationalversammlung hat sich gegen den Rat der Physiker, doch einfach die Länge des Sekunden-Pendels als „Naturmaß“ zu nehmen, für die

Erdvermessung entschieden. Auch viele Zahlenmystiker führen bestätigte und unbestätigte Einheiten auf den Erdumfang, sogar den von Breitenkreisen, zurück.

Eine Hypothese darf nicht im Widerspruch zu den Befunden der Vorgeschichtsforschung und denen der Archäologie stehen. Mutmaßungen auf der Grundlage eines Umkehrschlusses von dem heutigen Wissensstand („moderne Brille“) auf vermeintliche Elemente eines alten (mathematisch-astronomischen) Wissens sollte es nicht geben, d.h. heutiges Wissen nicht auf die Rudimente vergangener Kulturen projizieren! Hier gilt es interdisziplinär zu handeln !

- (1) Bedal, Karl: Rätselhafte Verbindungen zwischen vorgeschichtlichen Fundstätten, Bodendenkmälern, Burgen und Kirchen. Bayreuth 1993
- (2) Bialas, Volker: Astronomie und Glaubensvorstellungen in der Megalithkultur. Zur Kritik der Archäoastronomie. München 1988 (Bayer. Akademie d. Wiss., Math.-naturwiss. Klasse. NF Heft 166)
- (3) Bischoff, Günter: Vorgeschichtliche trigonometrische Konstruktionen in der Steiermark (Manuskript). Dresden 1994
- (4) Fester, Richard: Protokolle der Eiszeit. Kindheit der Sprache. Berlin 1974
- (5) Maniàs, Theophanis N.: The invisible harmony of the ancient Greek world and the apocryphal geometry of the Greeks. The geometric geodetic triangulation of the ancient Hellenic space. Athens 1969
- (6) Müller, Rolf: Der Himmel über den Menschen der Steinzeit. Berlin 1870
- (7) Pennick, Nigel/Devereux, Paul: Leys und lineare Rätsel in der Geomantie. Geheimnisvolle Muster in der Landschaft. Chur 1991
- (8) Rogowski, Fritz: Tennen und Steinkreise in Griechenland. Braunschweig, 1973 (Nitt. d. Techn. Univers. zu Braunschweig. 1973, H. 2)
- (9) Schlosser, Wolfhard: Sterne und Steine. Urtümliche Formen der Astronomie und Zeitbestimmung von der Steinzeit bis heute. Mannheimer Forum 75/76, S. 173-211.
- (10) Watkins, A.: The ley hunters manual, a guide to the early tracks. Hereford & London 1927.



EFODON ISSN 1060-08

Synesis

544.26
1. Jahrgang
1998

EFODON e.V.
Kongress-Club der im deutschsprachigen Sprachraum und darüber hinaus

Die Evolution
frei erfunden?

Eine alte Dame
mit Namen Lucy

Die falsche
Resephorie von
Tarent

Welche Funktionen
hatten Pyramiden?

Die heilige Zahl
622

Die Probleme
der bemannten
Raumfahrt

Die alten Kulturen
standen in
Kontakt?

Woher stammen
die Römer?

PECUS-PECUNIA
Über den
Vegetarismus

Pyramiden überall: welchen Sinn hatten sie?



Schwerkraftreduzierung ist kein Traum mehr

Gernot L. Geise

In der Physik tut sich etwas, ob man es wahrhaben möchte oder nicht. Nachdem es inzwischen experimentell machbar ist, elektromagnetische Strahlung auf mehrfache Überlichtgeschwindigkeit zu beschleunigen [wir berichteten darüber (1)], hat der Mitteldeutsche Rundfunk nun eine hochinteressante Sendung zum Thema Gravitation ausgestrahlt (2).

Die Gravitation - auch Schwerkraft oder Massenanziehung genannt - entzieht sich bis zum heutigen Tag erfolgreich allen Erklärungen. Jeder kennt sie, doch niemand weiß, wie sie entsteht. Das ist ein Faktum, mit dem sich täglich unzählige Forscher abfinden müssen.

Was ist Gravitation?

Gravitation äußert sich als Kraft, die zwei oder mehrere Körper auf Grund ihrer Masse aufeinander ausüben, sie ziehen einander gegenseitig an. Die Gravitation der Erde bezeichnet man auch als Schwerkraft. Sie ist die Ursache für die Gewichtskraft (Gewicht) eines Körpers in ihrer Nähe.

Für die Kraft, mit der sich zwei Körper gegenseitig anziehen, gilt (immer noch) das Newtonsche Gravitationsgesetz. Als Kraft- oder Gravitationsfeld bezeichnet man den Raum in der Umgebung eines Körpers, in dem er auf andere Körper eine Anziehungskraft ausübt (3). Eine felderzeugende Masse ruft eine strukturelle Veränderung des Raumes hervor und ermöglicht die Ausübung von Kräften (Gravitationskräften) auf andere Massen. Diese Kräfte können sich auch wellenförmig mit Lichtgeschwindigkeit im Raum fortpflanzen, man spricht dann von „Gravitationswellen“.

Gravitation als Kraft hat die Eigenart, keine Gegenkraft zu besitzen. Erklärbar ist dieses Phänomen bis heute nicht. Jede Masse besitzt eine positive Gravitation, und bisher wurde noch niemals eine negative Masse entdeckt. Man hat jedoch als Erklärungshypothese das Modell des „Graviton“ entwickelt. Es soll als Gravitationsquant der Träger des Gravitationsfeldes sein. Es gibt bisher jedoch noch keine sicheren experimentellen Beweise für seine Existenz. In diesem Modell werden die Gravitonen dem Gravitationsfeld zugeordnet.

Eine andere, sehr umstrittene These geht davon aus, daß Gravitation der Gegendruck des Äther sei, durch den sich die Erde (und alle anderen Himmelskörper) bewegt, ähnlich dem steigenden Luftwiderstand bei schneller Bewegung. Meiner Meinung nach läßt sich mit diesem Modell jedoch nicht erklären, warum beispielsweise auf der abgewendeten Seite der Erde eine gleich hohe Anziehungskraft wirkt.

Durch alle Jahrhunderte zieht sich durch die Überlieferungen, daß es irgendwelche „Götter“ oder auch besonders begabte Menschen mit besonderen Methoden verstanden hätten, die Schwerkraft - zumindest teilweise - aufzuheben (4). Diese Schilderungen werden bis heute, aufgrund unseres Unwissens über das Phänomen „Gravitation“, ausnahmslos ins Reich der Märchen geschoben, auch wenn die geschilderten Umstände noch so eindrücklich sind, und es sogar Augenzeugenberichte solcher Demonstrationen gibt. In unserer heutigen Zeit kommen die Schilderungen über schwerelos schwebende UFOs noch hinzu.

Magnetkraft

Was wir besser kennen, sind die Magnetkräfte, die sich in der Regel dadurch äußern, daß Eisen angezogen wird. Jeder Magnet erzeugt in seiner Umgebung ein Magnetfeld. Weiterhin hat jeder Magnet zwei Pole, die man als Nord- und Südpol bezeichnet.

Für unser Thema interessant sind die Abstoßungseffekte von Magneten untereinander. Am bekanntesten wurden sie durch die sogenannte Magnetschwebbahn Transrapid, die durch diesen Abstoßungseffekt etwa einen Zentimeter über der Leitschiene in der Schwebe gehalten wird und durch den auf diese Weise entfallenden Haftreibungseffekt hohe Geschwindigkeiten erreichen kann (5).

Doch kann dies nicht als Gravitationsaufhebung bezeichnet werden, obwohl es gerade im Bereich des Magnetismus recht interessante Experimente gibt und durchaus der Anschein von Schwerelosigkeit erzeugt werden kann. Das funktioniert jedoch nur, wenn zwei Magnete ihre Abstoßkräfte aufeinander ausüben, um damit scheinbar die Schwerkraft zu überwinden.

Die Supraleiter

Ein neues Feld der Forschung tat sich mit der Erforschung der Supraleitung auf (6). Die Supraleitfähigkeit ist eine Eigenschaft mancher Metalle und Legierungen, in der Nähe des absoluten Temperatur-Nullpunktes dem elektrischen Strom keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen. Für Experimente verwendet man heute meist Scheiben, die aus einem keramischen Stoff bestehen, der unter normalen Temperaturen keinerlei leitende Effekte aufweist.

Man hat inzwischen herausgefunden, daß sich bei Supraleitern auch andere physikalische Eigenschaften, beispielsweise die magnetischen, ändern. Es können beispielsweise Abstoßeffekte erzeugt werden, die nur in einem bestimmten Temperaturbereich wirksam sind. Doch hat dies mit Schwerelosigkeit oder mit Aufhebung der Schwerkraft zu tun?

Klaus Simmering ging bei seinen Recherchen für den MDR-Filmbeitrag der Sache nach und fand zunächst den russischen Chemiker und Materialwissenschaftler Dr. Eugene Podkletnov, der bei Experimenten mit Supraleitern in Finnland festgestellt hat, daß über der Versuchsanordnung der Luftdruck deutlich geringer war. Um nachzuprüfen, wie weit dieser Effekt feststellbar ist, nahm er Messungen in dem Labor vor, das sich eine Etage höher befand, direkt über seiner Versuchsanordnung. Auch hier ließ sich sehr genau die Ausdehnung des von ihm erzeugten Feldes messen.

Was hatte Podkletnov gemacht? Er hatte eine supraleitende Scheibe in Rotation versetzt. Die Scheibe schwebte in gekühltem Zustand und wurde dann einem Kraftfeld ausgesetzt, das durch ringsum angeordnete Spulen erzeugt wurde, praktisch derselbe Vorgang wie bei einem Elektromotor. Die Gravitationsminderung lag bei seinen Experimenten zwischen einem und zwei Prozent.

Während die Wissenschaft gegenüber diesen Versuchen nicht nur ausgesprochen skeptisch, sondern direkt ärgerlich reagierte, bestätigte der theoretische Physiker Dr. Giovanni Modanese durch Berechnungen die Experimente von Podkletnov.

Auch bei der NASA in Huntsville (USA) beschäftigt man sich mit der Verminderung der Schwerkraft und versucht, das Experiment von Podkletnov zu wiederholen. Unter der Leitung von Ronald J. Koczor, dem Chefingenieur (NASA MSFC), und der Bezeichnung „Projekt Delta-G“, werden hier Experimente vorgenommen, die jedoch bisher noch zu keinem durchschlagenden Ergebnis geführt haben, da bis jetzt nur Vorversuche mit nichtdrehenden Scheiben gemacht wurden.

An der Universität von Alabama in Huntsville arbeitet Dr. Ning Li an demselben Thema. Sie ist zuversichtlich, bald positive Erfolge vorweisen zu können. Theoretisch habe sie bereits alle Möglichkeiten berechnet und ihr Theoriemodell sei ausgereift. Auch Dr. Li ist der Meinung, daß sich Elementarteilchen sehr schnell drehen müßten, um damit eine Schwerkraft künstlich herstellen zu können. Sie geht davon aus, daß es bald möglich sein wird, Gravitation zu verstärken oder abzuschwächen und sie in jede gewünschte Richtung lenken zu können, wobei eine Änderung von einem Prozent bereits ein guter Wert sei.

Simmering besuchte auch den amerikanischen Erfinder John Schnurer, der alle möglichen Experimente in seinem kleinen Labor durchführt, so auch Versuche mit Supraleitern. Mit einfachsten Vorrichtungen hatte er eine Versuchsanordnung aufgebaut, die auf die Gravitation einwirken soll. Er arbeitet ohne rotierende Teile: Ein Gerät mit felderzeugenden Spulen hing am Arm einer einfachen Balkenwaage, deren anderes Ende auf einer elektronischen Briefwaage auflag, auf der jede noch so kleine Gewichtsveränderung direkt abgelesen werden konnte. Nun legte Schnurer vier Münzen auf die Spulenvorrichtung und versenkte diese in flüssigem Stickstoff. Nach einer Abkühlzeit von einer halben Stunde schaltete er Spannung auf die Spulen, und sofort war auf der anderen Seite (auf der Briefwaage) eine Gewichtsveränderung abzulesen, die etwa zwei Prozent ausmachte. Bei einem weiteren Versuch mit acht gleichen Münzen ergab sich sogar eine Gewichtsreduzierung von 2,6 Prozent.

Wenn ohne rotierende Teile bereits eine Gewichtsreduzierung von rund 2,6 Prozent möglich ist, so müßte sich dieser Wert durch Rotation noch gewaltig steigern lassen.

Daran arbeiten denn auch eine ganze Reihe von Außenseiter-Forschern, auf die Simmering in seinem Fernsehfilm jedoch nicht mehr einging. Am bekanntesten sind hier immer noch die diversen Arbeiten zu verschiedenen Flugscheibenmodellen - Stichwort Searl-Flugscheiben -, aber auch Maschinen zur Erzeugung von „freier Energie“. Alle funktionieren in irgendeiner Art durch Rotation.

Wir stehen am Beginn einer neuen Forschungs-Ära, die nicht mehr bestimmt ist durch die bisher noch geltende Wissenschafts-Scholastik. Den Forschern dieser neuen Ära dürfte nichts mehr von dem unmöglich sein, was heutigen Schulwissenschaftlern undenkbar ist.

Gravitationsaufhebung, mehrfache Überlichtgeschwindigkeit, teleportationsartiger Transport, Telepathie, Erzeugung neuer Lebewesen, Kloning usw., alles Dinge, die noch vor nicht langer Zeit unvorstellbar waren, doch inzwischen in Labor-Versuchen praktisch nachvollzogen werden. Die ethischen Probleme bei Genmanipulation und Kloning wollen wir hier einmal draußen lassen. Zu der neuen Generation von Forschern kann man nur sagen: „Nichts ist unmöglich“, um hier mit dem Spruch eines Autoherstellers zu enden.

Anmerkungen

1. „Wann wird unsere Physik umgeschrieben? Mehrfache Überlichtgeschwindigkeit experimentell bewiesen“, in: SYNESIS Nr. 23/1997
2. „Auf dem Weg zum UFO-Antrieb. Versuche zur Abschirmung der Schwerkraft“, von Klaus Simmering, MDR, Ausstrahlung: 26.11.97.
3. Meyers Lexikon, Mannheim 1993
4. siehe schwerelose Steine: Gizeh-Pyramiden.
5. Bertelsmann: Das neue Taschenlexikon in 20 Bänden, Gütersloh 1992
6. Die Supraleitfähigkeit wurde bereits 1911 von H. Kamerlingh Onnes entdeckt.

Quellen

Bertelsmann: Das neue Taschenlexikon in 20 Bänden, Gütersloh 1992
Meyers Lexikon, Mannheim 1993.

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 27/1998)

Hans-Joachim Zillmer

Gemeinsame Spuren von Dinosauriern und Menschen

In EFODON-SYNESIS Nr. 26 habe ich den von Menschen hergestellten fossilen Hammer beschrieben, der nicht in unsere Welt zu passen scheint (1). Laut der Evolutionstheorie sowie den Datierungen durch die Geologen müsste der in Sandstein eingeschlossene Hammer mindestens 140 Millionen Jahre alt sein und damit aus der Zeit der Dinosaurier stammen. Grobe Beschreibungen dieses Hammers wurden bereits von mehreren Autoren vor ungefähr zehn Jahren vorgenommen (2, 3). In der in Vorbereitung befindlichen EFODON-DOKUMENTATION werden, im Gegensatz zu diesen früheren Veröffentlichungen, alle Aspekte genau analysiert und die *neuesten* wissenschaftlichen Erkenntnisse der neunziger Jahre vorgestellt.

Wie auch immer, ich wurde anlässlich der Veröffentlichung der Angaben über den fossilen Hammer eingeladen, an Ausgrabungen von Dinosaurier- und Menschenfussspuren teilzunehmen. Dies geschah im Jahr 1994. Leider ließen mein Terminplan entsprechende Aktivitäten nicht zu, und so wartete ich auf eine neue Gelegenheit, die sich 1996 bot.

Die Reise nach Texas

Auf Einladung des Archäologen Dr. Carl E. Baugh reiste ich also erneut in die texanische Kleinstadt Glen Rose und war gespannt auf die nicht mit unserem Weltbild zu vereinbarenden Erkenntnisse.

Im Bereich des Paluxy Rivers in der Nähe von Glen Rose ist kaum kompaktes Gestein vorhanden, das eine Mächtigkeit von mehreren Metern aufweist. Es wurden sehr viele verschiedene, übereinander liegende Sedimentschichten nachgewiesen. Diese Gesteinsschichten sind unterschiedlich dick und weisen stark differierende Festigkeiten auf. Es wechseln aufeinanderfolgend Schichten von zuerst hartem Felsgestein und mehr oder weniger verfestigtem Geröll, insgesamt vergleichbar mit den Schalen einer Zwiebel. Auf jeden Fall sind alle Gesteinsschichten scharf getrennt und können aus diesem Grund nicht zur gleichen Zeit oder ganz langsam nacheinander entstanden sein. Die festeren Schichten besitzen Spannungsrisse, wie sie beim Abkühlen und Erstarren von Materialien mit weicher Konsistenz, beispielsweise frischem Beton, entstehen.

Der Vergleich mit abbindendem Beton deutet sich auf, da das Kalkgestein ein durch Ablagerung entstandenes Sedimentgestein darstellt, welches durch Zugabe von Kalziumkarbonat (kohlensaurem Kalk) entstanden war. Durch längeres Herumliegen können sich Sedimente nicht einfach verfestigen oder gar zu kompakten Felsschichten verschweißen.

Die Festigkeit der entstehenden Sedimentgesteine hängt von der Menge des vorhandenen Kalks - Kalziumkarbonat - ab, wobei die massenhafte Herkunft dieses Bindemittels wissenschaftlich nicht geklärt ist. Im Rahmen meines im August 1998 im Langen-Müller Verlag erscheinenden Buches werde ich jedoch eine von mir entwickelte Theorie zur Diskussion stellen, die dieses Phänomen und die damit zusammenhängende schnelle Entstehung der Sedimente erklärt. Als Bauingenieur macht es mich nachdenklich, dass Mörtel sowie Beton durch Mischen von Kies oder anderen Zuschlagstoffen mit Wasser und Zement, der ja letztendlich aus Kalkstein unter Hitzeeinwirkung gewonnen wird, entsteht. Festes Kalkgestein besteht aber ursprünglich aus den gleichen Grundmaterialien. Deshalb liegt es nahe, zu vermuten, dass die hauptsächlich aus Kalkstein bestehenden Felsschichten oder auch Gebirge schnell, und nicht über lange Zeiträume hinweg, entstanden sind.

Die verschiedenen Gesteinsschichten sind anscheinend schubweise, wie bei Überflutungen - Stichwort Sintflut -, während kurz nacheinander folgender Phasen entstanden und schnell erhärtet. Dadurch wurden die in dem weichen Schlamm enthaltenen Spuren konserviert. Damit ergibt sich ein schlüssiges Bild. Ein Tier oder ein Mensch läuft über den weichen Schlick und hinterlässt tiefe Spuren. Einige Stunden später kommt dann die Flut und bringt neues, weiches Material in Form von Sedimenten mit sich und überdeckt die vorhandene Flusssohle und damit auch die darin enthaltenen Fußabdrücke. Diese neue Schicht hat nur eine bestimmte Mächtigkeit und konserviert die in der letzten Schicht enthaltenen Spuren.

Das durch eine rasche hydraulische Erhärtung (Kalk) entstandene Gestein kann man nach erfolgter Erstarrung wieder entfernen und entsprechend Spuren freilegen, die in der darunter liegenden Schicht verursacht worden waren. Analog würde man bei einem abzunehmenden Gipsabdruck zu Anschauungs- oder Beweiszwecken verfahren.

Das Problem der Versteinerung

In der Buchreihe *Life - Wunder der Erde* kann man in der Ausgabe *Die Erde* nachlesen: *Jedes Sedimentgestein hat seine eigene Ablagerungsgeschwindigkeit ... Schiefer ... benetzt etwa 3.000 bis 3.500 Jahre für einen Meter, Kalkstein etwa 20.000 Jahre. Kalkstein braucht länger, weil er größtenteils aus Gehäusen und Skeletten von Lebewesen aufgebaut wird, deren Zuwachs langsamer vor sich geht als die Zufuhr von Sedimenten aus Flüssen* (5).

Eine Frage bleibt bei dieser Erklärung offen: Woher kommt der Druck, um dieses Gestein in kalter Form verfestigen zu lassen? Die meisten Sedimente verdichten sich an der Oberfläche oder in geringer Tiefe, einfach so, über Millionen Jahre hinweg? Diese, aus geologischer Sicht dargestellte, sehr langsame Bildung von Gesteinen steht im direkten Widerspruch zu

allen Versteinerungsformen, die wir kennen. Eine Ausnahme bilden nur die Glutgesteine (Basalt, Granit), wenn das flüssige Magma aus dem Erdinnern an der Erdoberfläche austritt und schnell erhärtet.

Für die Verfestigung der auf der Erdkruste liegenden Sedimente fehlt aber der Einfluss von Hitze und Druck, durch die das Gestein verflüssigt werden könnte, um dann zu kompaktem Gestein zu erhärten. Die Antwort der Geologen lautet: Regionalmetamorphose. Das bedeutet aber nichts anderes, als dass das Sediment tief in die Erdkruste abgesenkt werden muss, damit durch die dann vorhandene Auflast ein entsprechender Druck ausgeübt werden kann, wobei auch die höhere Erdtemperatur eine Rolle spielt.

Nach dieser Metamorphose in den tieferen Schichten der Erdkruste braucht das erhärtete Sedimentgestein nur noch an die Erdoberfläche umgelagert zu werden. Wie der Name *Regionalmetamorphose* schon aussagt, kann es sich nur um ein örtliches Phänomen handeln. Jedoch bilden die Sedimente einen über die ganze Erde verteilten, verfestigten Mantel. Also müssten unendlich viele dieser Umwülfungen stattgefunden haben. Dies würde jedoch den Gleichförmigkeitstheorien von Lyell (Geologie) und Darwin (Biologie) widersprechen. Gleichzeitig gibt es aber regelrechte Gebirge aus soliden Felsen, bestehend aus Sedimenten.

Mit anderen Worten: Geröll (Kies, Sand) kann nicht einfach zu festen Felsschichten versteinern. Entweder müssen Druck und Hitze einwirken, oder es muss ein Bindemittel (Kalziumkarbonat) mit Wasser zugeführt werden. Warum sollen solche Prozesse aber nicht an der Erdoberfläche, und zwar auf der ganzen Welt, vor sich gegangen sein? Berücksichtigt man eine weltweite Sintflut, analog den Untersuchungen durch die Geologen Alexander und Edith Tollmann, lagen gerade diese Voraussetzungen in großen Teilen der Welt vor: Temperaturen von über 1000 °C und entsprechende Druckverhältnisse (4).

Wie kommen Dinosaurier in Fels?

Viele Dinosaurier-Skelette findet man in massiven Felsen. Man nimmt diese Tatsache als naturgegeben hin. Aber wie kommen Knochen *in* einen Felsen? Es gibt nur die Möglichkeit, dass der heute harte Fels zum Zeitpunkt des Einschlusses eine plastisch-elastische Masse gewesen sein muss. Dieses Fluidum umschloss den toten Körper und *erhärtete dann relativ schnell*, denn sonst hätten sich die organischen Stoffe zersetzt. Wenn die wissenschaftliche Erklärung stimmen soll, fehlt ganz einfach die Erklärung, wie sich das die Knochen ummantelnde lose Sediment (Sand, Kies) zu einem soliden Fels umwandelte. Heutzutage kann man keinen entsprechenden Versteinerungsvorgang beobachten, obwohl, gemäß den Gleichförmigkeitstheorien der Schulwissenschaft, während der Erdgeschichte immer ungefähr gleiche Voraussetzungen vorlagen.

Auch wenn eine versteinerte Fossilie ein *normales* Fundstück zu sein scheint, bildet es ein wissenschaftliches Rätsel. Denn eine solche Versteinerung müsste die Ausnahme sein. In Wirklichkeit findet man Fossilien auf der ganzen Welt, und oft findet man sie in Felsen so dicht zusammengedrängt wie Heringe in einem Pickelfass.

Ein natürlicher Tod kann für dieses Phänomen nicht verantwortlich sein. Eine Versteinerung mit *Haut und Haar* oder sogar von quallenartigen Tieren muss, in einer Art Schnapsschuss, schnell vor sich gegangen sein. Langsame, gleichförmig ablaufende Prozesse kommen zur Erklärung nicht infrage. Damit ist auch die Parallele zu den versteinerten Fußspuren gegeben.

Versteinerungen als Schnapsschüsse

Im Nationalpark Dinosaur Valley State Park, in der Nähe von Glen Rose, kann man Dinosaurierspuren im Flussbett des Paluxy River begutachten. Früher fand ich entsprechend versteinerte Spuren eher langweilig, jedoch machte mich nachdenklich, dass sie *im* Flussbett, direkt unter der Wasseroberfläche, zu finden waren. Nach 64 oder mehr Millionen Jahren findet man hier und überall auf der Welt Reste und Spuren von Dinosauriern an oder kurz unter der Erdoberfläche? Müssten diese Spuren nach diesen langen Zeiträumen nicht viel tiefer unter der Erdoberfläche liegen?

Das Wachsen eines Meters Kalkstein soll mehr als 20.000 Jahre dauern. Also müssten Spuren von Dinosauriern 3.200 Meter unter der Erdoberfläche liegen. Warum findet man in der Wüste Gobi (Mongolei), Afrika, Australien und Nordamerika oft riesige Fundstätten von Dinosauriern an der Erdoberfläche? In Australien (Winton) gibt es einen achtzig Kilometer langen Pfad mit Spuren von Dinosauriern und anderen Tieren auf der obersten Schicht.

Warum versteinern Muscheln immer nur in geschlossener Form? Die Schulwissenschaft sagt, diese Organismen sterben ab, sinken zu Boden, werden überdeckt und bilden irgendwann eine Gesteinsschicht. Warum findet man dann aber fast nur geschlossene Muscheln in Versteinerungen? Wenn Muscheln sterben, dann erschlaffen die Schließmuskeln und die Schalen öffnen sich. Versteinerte Muscheln müssten daher geöffnet sein. Ich habe selbst Fossilien gesammelt, und es gab nur geschlossene Muscheln. Wer Versteinerungen mit offenen Augen betrachtet, wird feststellen, dass alle Tiere förmlich einen Sekundentod gestorben sein müssen.

Versteinerte Spuren in Glen Rose

Bereits frühere Ausgrabungen in den siebziger Jahren durch Dr. Cecil N. Dougherty berichtete zu damaliger Zeit bereits Erich von Däniken (2, 3), von Fußabdrücken, die von Dinosauriern und Menschen in den gleichen geologischen Schichten verursacht wurden. Danach wurde es still um diese sensationellen Funde.

Seit 1982 führt Dr. Carl E. Baugh, in Zusammenarbeit mit dem australischen Archäologen Dr. Clifford A. Wilson und

dem Geologen Dr. Don Patton, neuere Untersuchungen am Paluxy River durch.

Ohne Schwierigkeiten können Fußspuren von Dinosauriern und anderen Tieren in der ganzen Gegend gefunden und besichtigt werden. Dabei kann man sich vor Ort leicht überzeugen, dass die Spuren auf einer bestimmten Schicht verlaufen und ein paar Meter weiter unter der darüber liegenden Schicht verschwinden. Was liegt also näher, als diese darüber liegende Schicht zu entfernen und unversehrte Spuren ans Tageslicht zu fördern? Wenn man Glück hat, befinden sich Fußabdrücke von menschlichen Wesen darunter.

Um die Öffentlichkeit und die Medien von der Ursprünglichkeit und damit Authentizität der Spuren zu überzeugen, bietet sich unter den dargelegten Umständen eigentlich nur ein Weg an, um die Öffentlichkeit von der Richtigkeit der Koexistenz von Menschen und Dinosauriern zu überzeugen: Man muss vor laufender Fernsehkamera, und in Gegenwart von Medienvertretern sowie Wissenschaftlern, eine unberührte Gesteinsschicht abschleifen. Mit etwas Glück sind dann Originalabdrücke zu sehen.

Im Januar des Jahres 1987 wurde eine von inzwischen mehreren öffentlichen Ausgrabungen durchgeführt. Neben mehreren Professoren und Wissenschaftlern war die Presse des Ft. Worth Star Telegramm vertreten. Der Reporter Mark Schumacher des Fernsehens Dallas Channel 5 KXAS-TV flog aus Dallas mit einem Hubschrauber ein. Es wurden bei diesem Anlass Fußabdrücke gefunden, bei denen man alle fünf Zehen eines Menschen klar erkennen konnte.

Bei dieser Vorgehensweise ist eine Fälschung, auch ohne eingehende Untersuchung, ausgeschlossen. Gleichzeitig wird das gebräuchliche Weltbild der Evolution zerstört, denn Dinosaurier und Menschen können, nach der Theorie und den geltenden biogenetischen Gesetzen, nicht zeitgleich gelebt haben. Bei den Untersuchungen stellte sich sogar heraus, dass Fußspuren von Menschen unterhalb von Schichten mit Spuren von Dinosauriern gefunden wurden. Nach Darwin müssten die Menschen damit älter sein als bestimmte Dinosaurierarten.

In dem Flussbett des Paluxy River findet man normalerweise nicht einzelne isolierte Fußabdrücke, sondern zusammenhängende Sequenzen aus abwechselnden Abdrücken linker und rechter Füße.

In der Nähe des Dinosaur Valley State Park befinden sich der Clark Trail und der Taylor Trail. Beide Pfade liegen nur wenige hundert Meter voneinander entfernt und weisen sehr ähnliche Spuren auf.

Der Taylor Trail, benannt nach dem Entdecker Stan Taylor, liegt, geologisch gesehen, jedoch im heutigen Flussbett und damit in wesentlich tieferen Schichten als der Clark Trail, der unter der obersten Schicht auf dem Berggründen liegt. Allein diese Tatsache würde der Menschheit ein Alter von zig Millionen Jahren zubilligen, da die Gesteinsschichten, gemäß unserem Weltbild, ja nur ganz langsam wachsen sollen. Da diese beiden versteinerten Pfade mit menschlichen Fußspuren mehrere Meter Felsgestein trennen, wird dadurch dokumentiert, dass der Clark Trail und der Taylor Trail, aus geologischer Sichtweise, Millionen von Jahren auseinander liegen müssten.

Der Taylor Trail ist seit den späten sechziger Jahren bekannt. Zu damaliger Zeit wurden erst neun Abdrücke entdeckt, wobei das darüber dieser Spur liegende Kalkgestein und auch Flussgeröll des Paluxy Rivers abgeräumt wurden. Diese Spuren liegen jetzt direkt im Flussbett, und werden bei entsprechendem Hochwasser überflutet und vom Geröll des Flusses zugeschwemmt. Zum Glück weist das Kalkgestein in diesem Bereich eine sehr feste Struktur auf, im Gegensatz zum Gestein des Clark Trail.

Nach mehreren wiederholten Freilegungen der alten Abdrücke des bekannten Taylor Trails öffneten Dr. Baugh und der Geologe Dr. Don Patton im Jahr 1988 eine neue Serie von Abdrücken als Ergänzung und Fortsetzung der bisher entdeckten Spuren. Die seit dieser Zeit andauernden Untersuchungen ergaben, dass der Taylor Trail aus mindestens vier verschiedenen und sich kreuzenden Dinosaurierpfaden besteht. Die interessanteste und längste Spur besteht aus fünfzehn hintereinander laufenden Abdrücken, die ungefähr parallel zum jetzigen Verlauf des Ufers ausgerichtet sind. Genaue Untersuchungen ergaben, dass in und am Rand der versteinerten Fußabdrücke des Dinosauriers Spuren von Menschen gefunden und nachgewiesen werden konnten.

Ein Mensch muss in den Fußspuren eines Dinosauriers gelaufen sein! Wenn man sich einen matschigen Untergrund vorstellt, war es natürlich einfacher, dass man in einer bereits vorhandenen Spur lief, da sich dort natürlich kein oder zumindest weniger Matsch befand, und das Laufen dadurch sehr vereinfacht wurde. Die Fußabdrücke eines großen Dinosauriers eigneten sich für dieses Vorgehen natürlich besonders gut.

Aufgrund der Umstände und der Weichheit des Schlammes müssen beide, Mensch und Dinosaurier, innerhalb einer sehr kurzen Zeitspanne über dieselbe Geländeoberfläche gelaufen sein, und die verursachten Spuren müssen kurze Zeit später durch eine weiche, flüssige Schicht überdeckt und damit konserviert worden sein. Es kann nicht Tage, Monate oder sogar Jahre gedauert haben, wenn man der wissenschaftlichen Meinung glauben will, bis eine Versteinerung vonstatten ging, da die Spuren sonst verwischt worden wären. Daran kann es gar keinen Zweifel geben.

Der Taylor Trail war seit 1994 wieder überflutet und sollte im August 1996 neu freigelegt werden, damit die Untersuchungen weiter gehen konnten. An diesen Ausgrabungen nahm ich teil.

Bei über 100 Fahrenheit (über 38°C) führten wir, meine Tochter Larissa und ich, gemeinsam mit anderen Helfern aus verschiedenen Teilen Amerikas, die Ausgrabungen im Fluss durch. Die Arbeiten waren unter den witterungsbedingten Umständen sehr schwierig, nicht nur wegen der ekligen Blutegel im Fluss, den giftigen Schlangen und Pflanzen in diesem

unzugänglichem Gebiet. Es mussten über dreizig Zentimeter Geröll aus dem Flussbett und den Spuren entfernt und die Uferböschungen hinaufgeschafft werden. Danach füllten wir Sandkörner und schichteten sie um den ganzen Bereich des Pfades auf, damit er ausgepumpt werden konnte.

Dann traten die Spuren als versteinertes Pfad in Links-Rechts-Folge zutage: Ein dreizehiger Dinosaurier war über eine verschlammte Fläche gelaufen, und ihm war ein Mensch gefolgt. In einem Fall konnte man in dem großen menschlichen Fußabdruck sogar einen kleineren, von einem Kind, nachweisen. Kurze Zeit später war der Matsch zu solidem Kalkstein erhärtet.

Nach einwöchiger Arbeit erschien dann, am letzten Tag der Ausgrabung, das Japanische Fernsehen. Es wurden Aufnahmen von unserer Arbeit und der Freilegung des Taylor Trails gedreht

Anmerkungen

- (1) Dr. H.-J. Zillmer in EFODON SYNESIS Nr. 26 (März/April 1998): »Die Evolution, frei erfunden?«
- (2) Buttlar, J. v.: »Leben auf dem Mars«, München 1987
- (3) Dickinson, E. v.: »Beweise«, München 1974
- (4) Tollman, A. u. E.: »Und die Sintflut gab es doch«, Wien, Gattersloh, Stuttgart 1993
- (5) Beiser, A.: »Die Erde« in »Life - Wunder der Natur«, 1970

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 27/1998)

DIE UR-BEVÖLKERUNG EUROPAS

Eine längst fällige Richtigstellung

Immer wieder wird in Geschichtsdarstellungen geschrieben von den „Indogermanen“, von der „indogermanischen, indoarischen Kultur. Man bezieht sich dabei auf das Sanskrit, auf die alte, indische Sprache. Damit wird ein Zusammenhang hergestellt zwischen Europa und dem Fernen Osten mit dem Gedanken, damit die Herkunft unserer Vorfahren zu erklären. Was hat es damit auf sich? Wird mit solchen Behauptungen wirklich die Herkunft unserer Sprache und Kultur „erklärt“, d. h. bewiesen?

Das Wort „indogermanisch“ hat der aus Berlin gebürtige Orientalist Heinrich Klaproth 1823 geprägt in seiner Schrift „Asia polyglotta“. Dieser Begriff hat sich seither in die Köpfe vieler Menschen eingeknistert. Der eine übernimmt es vom andern. Kaum einer denkt mehr darüber nach. Das Sanskrit beweist gar nichts, eher das Gegenteil, dass die altindische Sprache viele Begriffe aus der ureuropäischen Sprache übernommen hat. RUDOLF GORSLEBEN hat diese Sprachzusammenhänge beschrieben („Hochzeit der Menschheit“, Faksimileverlag Bremen). Der Begriff „indogermanisch“ ist Irreführung. Er entspricht der alten politischen Lüge des „ex oriente lux“, die Behauptung nämlich, dass die Europäer ihre Kultur aus dem Orient bzw. aus dem Osten erhalten hätten. E. BAUMANN zum Beispiel folgert, die nordische Überlieferung sei „gar nicht so alt“, unsere eigenen Quellen seien „nicht nordischer Herkunft“, die nordische Überlieferung sei „nicht das Original“. — Erkennen wir die Absicht? - Und es meldet sich kein Widerspruch, weil die politische Umerziehung weitgehend verwirklicht ist.

In der Zeitschrift „Deutschland in Geschichte und Gegenwart“ 3/93 brachte ich den Beweis für die Urbevölkerung Europas. Dieser Beweis wurde möglich durch die Forschung über die frühgeschichtliche Himmelskunde. Nur den sesshaften Menschen — den Gärtnern und Bauern — war es möglich, über sehr große Zeiträume dieses hohe Wissen über den Gang der Gestirne zu erlangen. Dieses Wissen über zum Teil komplizierte Vorgänge ist das Ergebnis von Himmelsbeobachtung vieler Generationen und konnte niemals importiert werden. Und diese europäische, uralte, astrale Kultur hatte vor rund 5000 Jahren ihren ersten großen Höhepunkt mit „Stonehenge“ in Südengland. Stonehenge ist heute erkannt als der perfekte Sonne-Mond-Kalender, als eine vollkommene Zeitmessanlage. Wir können nur ahnen, wie viele Jahrtausende Himmelsbeobachtung nötig waren für diese, auf der Erde einzigartige Sternwarte. Die Wurzeln dieser Kultur lassen sich nachweisen bis in die Eiszeit und noch früher. Es mag ja sein, dass diese alteuropäische, die „nordische“ Kultur durch Einwanderer, vielleicht auch aus Indien, überlagert wurde. Aber niemals haben solche Zuwanderer hier entscheidend die Kultur geprägt. Man bedenke nur die Situation heute: die vielen Einwanderer aus aller Herren Länder prägen nicht die Kultur in Deutschland, vielmehr nehmen sie die Kultur, die Bräuche, die Sprache ... des Gastgeberlandes an.

Dabei sei noch hingewiesen, dass das Gärtnertum (Arbeit ohne Pflug) viel, viel älter ist als das Bauerntum (mit Pflug). Der Pflug des Bauern war doch schon eine Erfindung des frühen Kapitalismus, als man dem Boden mehr abringen wollte oder musste, als er von sich aus geben konnte. Der Gärtner braucht keinen Pflug. Es gibt andere Methoden der Bodenlockerung. Das Gärtnertum ist sehr viel älter als das Bauerntum. Davon ist auszugehen. Auf diese Weise kommen wir wieder zu den Wurzeln unserer eigenen Kultur. .

Literatur: Rolf Müller „Der Himmel über dem Menschen der Steinzeit-Astronomie und Mathematik in den Bauten der Megalithkulturen“, Springer-Verlag Berlin Heidelberg New York 1970.

Fragen an „Dimension Zwei“

Wie Radionik möglich ist - Der theoretische Hintergrund

Dipl.-Ing. Harald Rauer

Wer verstehen will, wie Radionik überhaupt funktionieren kann, muß aufhören, in Begriffen wie „Strahlung“ oder „Elektromagnetismus“ zu denken. Eine befriedigende Erklärung erfordert neuartige theoretische Denkansätze, die bisher erst von wenigen Außenseitern des etablierten Wissenschaftsbetriebs vertreten werden.

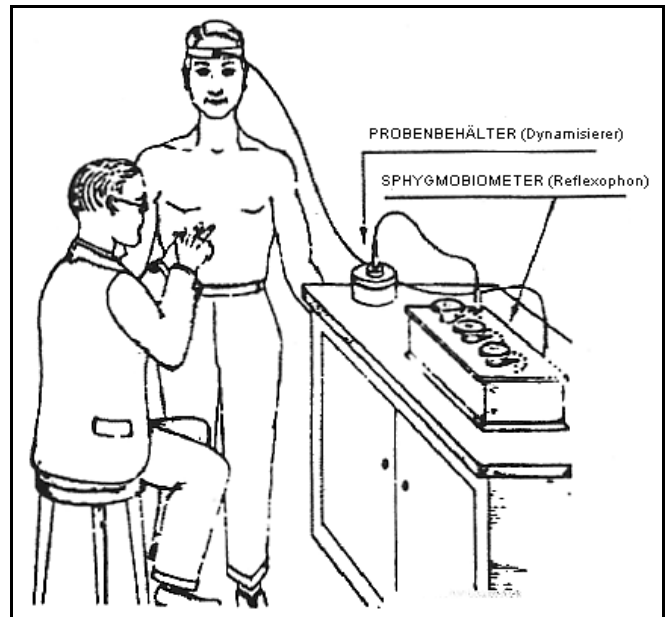
Von Radionik haben nur wenige eine genaue Vorstellung. Oftmals wird sie mit Radiästhesie oder gar Radiologie verwechselt. Häufig findet man sie auch in einen esoterisch-mysteriösen Kontext gestellt, in dem die Radionikgeräte als „Strahlensender“ und „Gedankenbeeinflusser“ erscheinen. Es mehren sich aber auch sachkundige Veröffentlichungen. So erläutert Bernd Senf in seinem neuen Buch „Die Wiederentdeckung des Lebendigen“ die Informationsübertragung nach dem radionischen Prinzip. Serge Kahili King widmet in seinem Buch „Erdenergien“ gleich ein ganzes Kapitel dem Thema „Radionik“.

Die Grundlagen der Radionik

Die Grundlagen zur heutigen Radionik legte der amerikanische Arzt Dr. Albert Abrams (1863-1924). Dabei hieß Abrams' Methode zur Diagnostik damals noch nicht „Radionik“, sondern „ERA“ (Electronic Reactions of Abrams). Der „ERA“ zufolge ist ein Ungleichgewicht der Elektronen in den Atomen der Zellen die Ursache aller Erkrankungen. Welche Symptome dieses Ungleichgewicht erzeugt, stellte Abrams mit einer empirisch gefundenen Anordnung von veränderbaren Widerständen, dem Potentiometer fest (siehe Abb.). Durch eine bestimmte Klopftechnik konnte Abrams Krankheiten und Organen Ohmsche Widerstandswerte zuweisen. Dabei wurde der Patient über Kopf- und Fußelektroden an den „Eingang“ einer Widerstandsdekade angeschlossen. An den „Ausgang“ wurde ein gesunder Mensch, ebenfalls über Stirn- und Fußelektroden, angeschlossen. Auf dessen Bauchdecke konnte dann durch eine spezielle Klopftechnik die Erkrankung des Patienten diagnostiziert werden.

Abrams fand später heraus, daß der Patient selbst gar nicht anwesend sein muß; es genügt, wenn er durch einen Blutstropfen (als „Probe“ oder „Beweis“) vertreten ist. Diese Probe wurde in einen Metallbecher gegeben, der statt des Patienten an den „Eingang“ der Widerstandsdekade angeschlossen wurde. Mit dieser Anordnung fand Abrams z.B. heraus, daß sich Krebs bei 50 Ohm messen läßt, Gonorrhöe bei 52 Ohm usw. Auch die ersten Medikamententestungen konnte Abrams mit dieser Anordnung durchführen.

Die Therapie wurde anschließend mit dem sogenannten „Oscilloclast“ durchgeführt: einem Gerät, welches elf Frequenzen im Bereich von 43.000 MHz und 43,357 MHz abstrahlen konnte. Mit dieser elektromagnetischen Bestrahlung versuchte Abrams, das Elektronenungleichgewicht wieder auszugleichen - eine Idee, die Lakhovsky später auch in seinem Buch



Oben: Die ERA-Methode in der praktischen Anwendung. Die Bauchdecke der Testperson diente gleichsam als „Detektor“, die elektrischen Widerstände ließen eine differenzierte Diagnose zu.
Unten: Abrams' „Reflexophon“.

„Das Geheimnis des Lebens“ aufgegriffen und technisch umgesetzt hat.

Für Abrams und alle Kollegen, die damals seine Methode erlernten, waren die Entdeckungen als Phänomene elektrisch meßbarer Strahlung erklärbar. So entstand auch der Begriff „Radionics“ ein Kunstwort aus den beiden Wörtern „radiation“ (engl. Strahlung) und „electronics“ (engl. Elektronik). Auch noch lange nach Abrams' Tod hielt man die Elektrizität für das beste Erklärungsmodell. So widmete der „Electronic Medical Digest“ seine Herbstaussgabe 1950 der ERA und Abrams' Lebenswerk.

Von der Elektronik zur Lebenskraft

Erst Abrams' Schülerin Ruth Drown definierte das Radionikgerät als „Modulator der Lebenskraft“. Sie hatte die Vorstellung, mit dem Radionik-Instrument die

Radionik

„verstimmte“ Lebenskraft zu harmonisieren (vgl. auch Hahnemanns Homöopathie). Daher erhielt ihr Verfahren auch den Namen „Homo Vibra Ray“ was übersetzt etwa „menschliche Vibrations-Strahlung“ bedeutet.

Infolge dieses grundlegend anderen Verständnisses ließ Drown die bei Abrams übliche Einheit für den elektrischen Widerstand (Ohm) hinter den Zahlenwerten weg und nannte diese fortan rates, „Raten“. Krebs entsprach nun nicht mehr 50 Ohm, sondern der Rate 50. Im Gegensatz zu den anderen Geräten benötigten die von Ruth Drown entwickelten Apparate keinen elektrischen Strom.

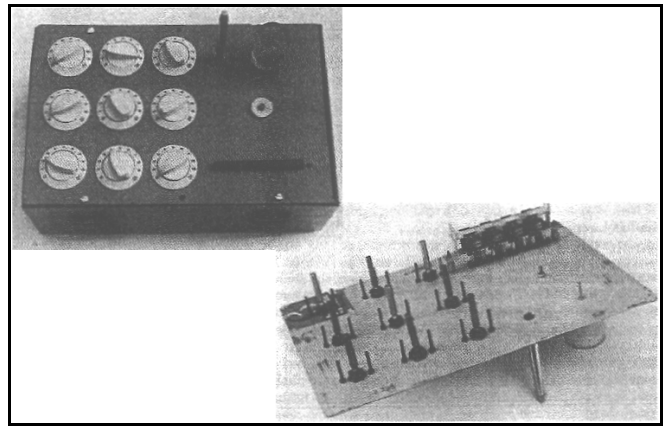
Damit wurde erstmals deutlich, daß es sich hier um ein Phänomen handelt, das mit der bisherigen Physik nicht zu erklären ist. Murray Denning schlägt in seinem Buch „Memorandum of Fundamental Radionic Principles as developed by Ruth Drown“ sogar vor, man solle sich mit der Zahlenmystik der Kabbala beschäftigen, um den tieferen Sinn der Raten zu erkennen.

Ruth Drown war die erste, die das Radionik-Gerät nicht nur zur Diagnose, sondern auch zur Therapie einsetze. Sie entdeckte, daß diese Therapie auch über die Entfernung funktioniert, wenn man über eine Blutprobe des Patienten verfügt. Sie nahm an, daß die Raten in der „Atmosphäre“ immanent vorhanden sind und vom Menschen empfangen werden können. Die Einstellung einer „Rate“ auf dem Gerät stellt eine auf diese Rate bezogene Resonanz zwischen Gerät und Patienten her und verstärkt dadurch beim Anwender den „Empfängereffekt“. In Anlehnung an die damals aufkommende Rundfunktechnik nannte sie dieses Verfahren „Broadcasting“ (Ausendung).

Auch wenn die Wiege der Radionik in den USA stand, so ist heute doch England ihr Mekka. In Amerika hatte sie seit einem Gerichtsverfahren gegen Ruth Drown einen schweren Stand. Daher haben die meisten Hersteller von Radionikgeräten inzwischen ihren Sitz in England. Dortige Radioniker wie Bruce Copen, Georges de la Warr und David Tansley haben wesentlich zum theoretischen Verständnis der Radionik beigetragen.

Radionik als mentalapparatives Verfahren

Der englische Radioniker Georges de la Warr löste die Grundlagen der Radionik gänzlich aus dem technischen Hintergrund heraus. Nach seiner Ansicht ist die radionische Arbeit hauptsächlich ein mentaler Vorgang. In seinem Merkblatt „Radionic Treatment of Disease“ von 1984 schreibt er: „Ein erfahrener Benutzer kann mit Hilfe eines radionischen Diagnose-Instrumentes die primären Ursachen einer Erkrankung bei Mensch, Tier, Pflanze und Boden (Landwirtschaft, Anm. d. V.) analysieren. Das (radionische) Gerät hat die Aufgabe, das Bewußtsein eines erfahrenen Benutzers als Sonde zur Bestimmung der grundlegenden Kausalfaktoren der gestörten Gesundheit zu verwenden, auch wenn diese



Oben: Eine „grey box“, mit der Arthur Bailey seine Versuche durchführte. An den Reglern sind die „Raten“ einstellbar. In den Plexiglasbecher kommt die Patientenprobe, der herausstehende Stab dient als „Antenne“ für radionisches Senden.

Unten: Innenansicht der „grey box“. Obwohl die Bauelemente nicht verdrahtet waren, funktionierte die radionische Arbeit genauso gut wie mit einem verdrahteten Gerät.

im psychologischen Bereich liegen. Der erfahrene Praktiker weiß, daß er, wenn ihm eine Blut-, Haar- oder Speichelprobe des Patienten vorliegt, sich auf den Patienten »einstellen« kann, wo immer dieser sich gerade befindet, sogar wenn beide tausend Kilometer voneinander getrennt sind.“

Diese Aussage de la Warrs wird durch die Experimente von Arthur Bailey (nicht zu verwechseln mit der von Tansley oft zitierten Alice Bailey) bestätigt. In seinem Buch „Dowsing for Health“ beschreibt er die Konstruktion einer „grey box“. Im Gegensatz zur de la Warr'schen „black box“ enthält dieses Gerät zwar alle Regler und Bauelemente eines vergleichbaren Radionikgerätes, jedoch ohne Verdrahtung. (Siehe Abb.) Mit dieser „grey box“ konnte Bailey in einfachen Blindversuchen dieselben positiven Ergebnisse erzielen wie mit einem verdrahteten Original-Radionikinstrument.

Für Bailey ist die Radionik ebenfalls ein mentalapparatives Verfahren. Leider, so Bailey, hätten die meisten Zeitgenossen die Vorstellung, daß alles rationell erklärbar sein und einen naturwissenschaftlich aussehenden Anstrich haben muß, ehe sie sich davon überzeugen lassen, daß es funktioniert. Der Mensch verfüge über viel mehr Macht, als rationell, zur Befriedigung des Verstandes, erklärt werden könne.

Zu dieser Erkenntnis kommt auch Serge King in „Erdenergien“, wenn er schreibt: „Und doch sind viele Menschen fasziniert von gegenständlichen Hilfsmitteln und arbeiten mit ihnen besser, obwohl die wirkliche Macht im Radioniker liegt und nicht in den Hilfsmitteln. Im Bereich der Radionik dienen diese Hilfsmittel dem höchst praktischen Zweck, den Geist des Radionikers zu konzentrieren und fein einzustimmen.“

Der esoterisch-philosophische Einfluß

Der Engländer David V. Tansley war der erste, der die östlichen Lehren, insbesondere die theosophischen Lehren der Madame Blavatsky und der Alice Bailey, in die Radionik einbrachte. Tansley hat in seinen zahlreichen Büchern versucht, die komplexe Weitsicht Alice

Radionik

Baileys komprimiert und auf das für den Radioniker Wesentliche reduziert zusammenzufassen. Damit brachte er eine Wende in die Radionik, die sich bis heute fortsetzt. Die Ausbildung der englischen „Radionic Association“ vertritt z.B. eine stark an der östlichen Chakren-Lehre und „feinstofflichen Anatomie“ orientierte Radionik und konzentriert sich bei ihrer Ausbildung auf die Behandlung dieser Ebenen, unter anderem mit Farben.

Bezüglich der Funktionsweise der Radionik kommt jedoch auch Tansley zu dem Schluß, daß das Radionikinstrument lediglich ein Hilfsmittel für das menschliche Bewußtsein ist, um auf einer anderen, Raum und Zeit transzendierenden Dimension (Dimension II) zu arbeiten. Dabei mißt er sowohl dem Radionikgerät an sich als auch dem verwendeten Ratensystem eine relative, unterstützende Bedeutung zu (siehe Abb.).

In seiner Definition der Radionik spricht Tansley dem Radioniker Fähigkeiten zur außersinnlichen Wahrnehmung (ASW) zu und nennt den wesentlich an der radionischen Praxis beteiligten Sinn den „radiästhetischen Sinn“. Mit dessen Hilfe und eigens dafür konstruierten (Radionik-) Geräten ist es nun möglich, Informationen aus der „Dimension II“ abzufragen. Dies können Daten über den Organzustand einer betreffenden Person, die toxische Belastung usw. sein. Es ist auf diesem Weg auch möglich, mit Hilfe eines Radionikgerätes das Informationsmuster von Pflanzen, Mineralien etc. zur Herstellung homöopathischer Mittel aus der „Dimension II“ abzufragen und dieses Muster auf eine Trägersubstanz wie Wasser oder Globuli aufzuprägen, um so homöopathische Mittel herzustellen.

Die Idee einer „Dimension II“ ist nicht neu. Schon Aristoteles postulierte eine „Welt der Ideen“, die „Entelechien“. Die aristotelischen Entelechien haben jedoch kein transzendentes Sein. Sie sind mit den Organismen verbunden und existieren nicht unabhängig von Ihnen. Sie bleiben jedoch stets gleich und entwickeln sich nicht. Dieses „Manko“, die Statik der Entelechien, umgeht der englische Biologe Rupert Sheldrake mit seiner Theorie der „morphogenetischen Felder“. Laut Sheldrake verstehen sich die morphogenetischen oder „formgebenden Felder“ ebenfalls als „Formidee“. Diese Formidee ist überall und jederzeit als Potential vorhanden und kann sich unter geeigneten Umständen jederzeit und überall in der Form eines Organismus abbilden. Im Unterschied zu den aristotelischen Entelechien sind die morphogenetischen Felder Sheldrakes dynamisch. Durch das Phänomen der „morphischen Resonanz“ werden die morphogenetischen Felder nicht nur durch die Organismen selbst, sondern auch durch Felder ähnlicher Organismen (auch in der Vergangenheit) beeinflusst (s. Abb.). Dabei schließt die morphische Resonanz auch eine Fernwirkung ein, welche jedoch nicht elektromagnetischen Ursprungs ist. Mit solchen Feldern tut sich unsere Vorstellungskraft schwer, da sie nach Sheldrake nichts mit der Bewegung von Energiequanten in irgendeinem der bekannten physikalischen Felder zu tun hat.

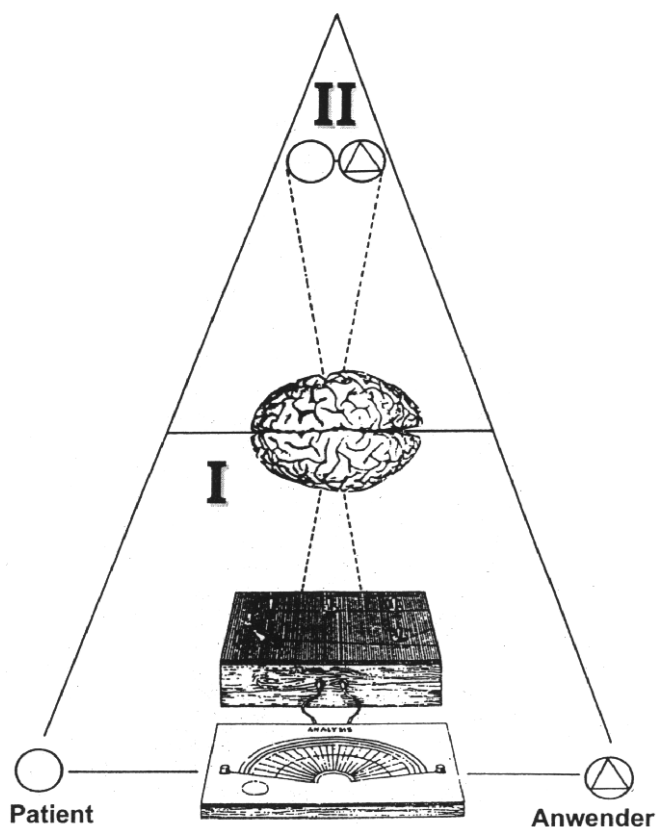
IDFs und Skalarantennen

Tansleys „Dimension II“ wird heute von einer neuen, aus Amerika kommenden Strömung der Radionik

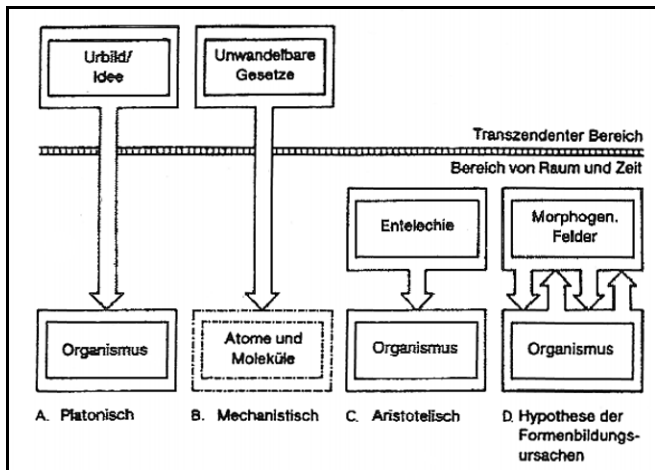
als „Intrinsic Data Field“ (engl. Inneres Datenfeld, IDF) bezeichnet. Hauptvertreter dieser Richtung ist der Amerikaner Dr. Willard Frank. Auch er geht davon aus, daß es in der Natur Steuerungsfelder (morphogenetische Felder) gibt, mit denen über Radionikgeräte bidirektional gearbeitet werden kann, d.h. es können sowohl Informationen abgefragt als auch hineingegeben werden.

Der Zugang zu den IDFs erfolgt, technisch gesehen, durch sog. Skalarantennen. Eine solche Skalarantenne erhält man, wenn man elektrisch leitenden Draht zylindrisch zu einer Spule wickelt und am Ende gegensinnig („bifilar“) zurückwickelt (siehe Zeichnungen). Speist man diese Wicklung mit Strom, so heben sich die magnetische und die elektrische Komponente der durch die gegensinnig durchflossenen Spulen erzeugten Felder zu Null auf.

An diesem Punkt katapultiert Franks Theorie die Radionik auf den Stand zu Abrams' Zeiten zurück: Zwar wird die Terminologie der modernen Physik verwendet, jedoch vermittelt sie den Eindruck, als sei die Radionik ein technologisches, elektronisch erklärbares und rein apparativ beherrschbares Phänomen. Es würde den Rahmen dieses Artikels zu sprengen, die



Radionische Ferndiagnose: Informationen über den Gesundheitszustand des Patienten bewegen sich aus Dimension II, einer transzendenten Wirklichkeit außerhalb von Raum und Zeit (rechte Hirnhälfte), zur Dimension I, der physikalischen Realität in Raum und Zeit (linke Hirnhälfte). (Nach David Tansley: Radionics: science or magic?, Saffron Waiden 1982, S. 67.)



Details zu erläutern, die an dieser Theorie falsch sind. Grundsätzlich sitzt sie dem gleichen Irrtum auf wie die Theorie der Bioresonanz, die davon ausgeht, daß feinstoffliche Schwingungen - was immer da auch schwingen mag - mit technischen Mitteln invertierbar und dadurch auslöschar sind. Auch Bioresonanzgeräte sind letztlich „Glaubensverstärker“, die im wesentlichen die mentalen Kräfte des Therapeuten verstärken und unterstützen. Das heißt nicht, daß Bioresonanz- oder radionische Therapie nicht funktioniert. Ganz im Gegenteil: Die Praxis zeigt Tag für Tag, daß hervorragende Therapieergebnisse erzielt werden. Es bedeutet lediglich, daß man die Funktionsmodelle überdenken und sie auf eine geistige anstatt auf eine physikalische Grundlage stellen muß.

Resümee

Alle Versuche, die Radionik auf bekannte Grundlagen der Elektrotechnik oder Hochfrequenztechnik zu stellen, müssen bei genauer Betrachtung als unzulänglich bezeichnet werden. Erst die Quantenphysik liefert Modelle, die den Phänomenen der Radionik zumindest teilweise gerecht werden. So läßt sich z.B. die Fernwirkung zwischen Patientenprobe und Patient durch das Bellsche Theorem oder David Bohms „implizite Ordnung“ erklären. Mit dem Bellschen Theorem bewies der theoretische Physiker J. S. Bell mathematisch, daß zwei Teilchen (Photonen), obwohl sie örtlich getrennt sind, auf einer höheren Ebene in Verbindung stehen - und über diese Ebene mit Überlichtgeschwindigkeit Informationen austauschen können. Dieser Beweis gelang ihm, indem er sogenannte „verborgene Variable“ einführte, welche mathematisch diese höhere Ebene beschreiben. David Bohm geht noch einen Schritt weiter und faßt die verschiedenen Teilchen als Projektion einer höherdimensionalen Realität auf, die er als „implizite Ordnung“ bezeichnet (siehe Zeichnung). Aus Gesprächen zwischen dem Physiker Bohm und dem Weisheitslehrer Krishnamurti geht hervor, daß der Mensch unter bestimmten Umständen durch sein Bewußtsein in der Lage ist, in die implizite Ordnung „hineinzugehen“.

Die Radionik arbeitet offensichtlich mit der speziellen Eigenschaft unseres Bewußtseins. Wie de la Warr bereits beschrieben hat, spielt das Radionik-Instrument die Rolle eines „Gedankenverstärkers“. Das Gerät stellt einen abgeschlossenen Bezugsrahmen dar, auf

dem mit Symbolen (Zahlen oder Wörtern) mit einer bestimmten Absicht gearbeitet wird.

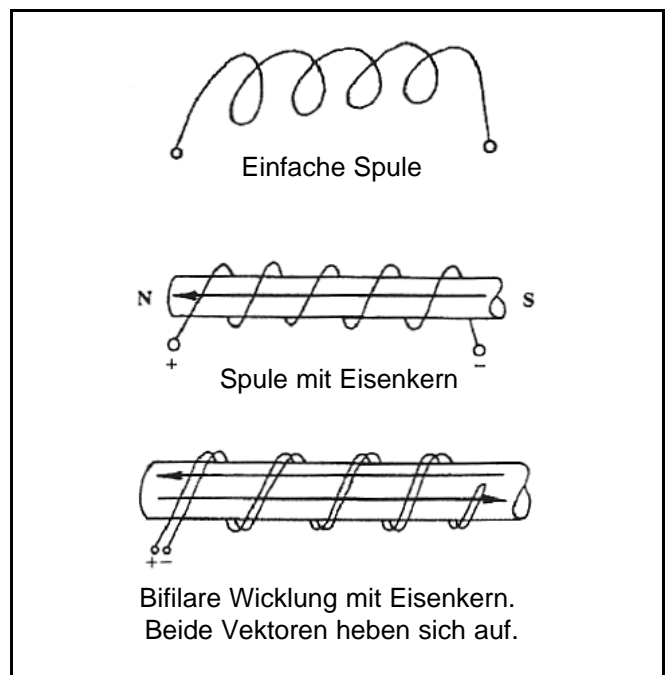
Auch in der Erforschung der Wechselwirkungen zwischen Energie und Materie sowie des Einflusses des Bewußtseins auf Ereignisse hat die Physik dieses Jahrhunderts große Fortschritte erzielt, die sich zum Teil auf die Radionik beziehen lassen. Burkhard Heims „Einheitliche Beschreibung der Materiellen Welt“ ist ein weiterer Schritt, die materielle, objektiv wahrnehmbare Welt zusammen mit der immateriellen, subjektiv wahrnehmbaren, aber durchaus realen Welt in einer einheitlichen Theorie zu beschreiben. Auch aus dieser Theorie lassen sich Parallelen zur Radionik ziehen.

Offensichtlich arbeitet die Radionik mit einer speziellen Eigenschaft unseres Bewußtseins. Wie Georges de la Warr bereits beschrieben hat, spielt das Radionikgerät die Rolle eines „Gedankenverstärkers“. Das Instrument stellt einen geschlossenen Bezugsrahmen dar, auf dem mit Symbolen - Zahlen oder Wörtern - in einer bestimmten Absicht gearbeitet wird. Der Eindruck, Radionik sei eine „esoterische“ Form des Heilens, täuscht. Sie wurzelt im schulmedizinischen Bereich. Abrams' Drown oder de la Warr behandelten kein „Wurzelchakra“, keinen „Mentalkörper“ oder Ähnliches.

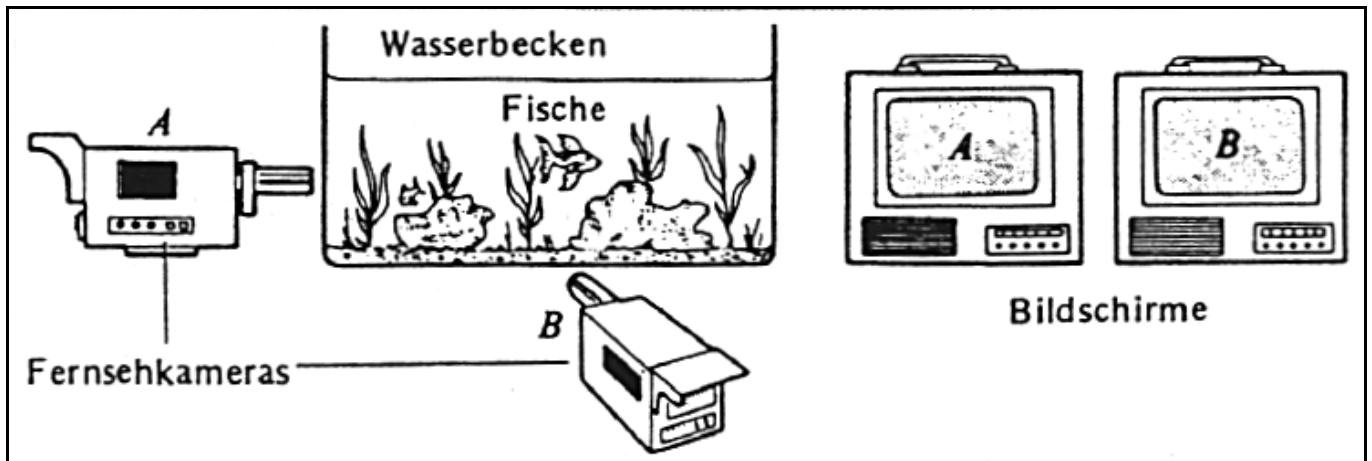
Auch Bruce Copen, einer der letzten lebenden Pioniere der Radionik, versteht die Radionik nicht als eine esoterische Therapieform. Für ihn ist der Mensch ein eigenes „Universum“ und die Funktionsgrundlage der Radionik eine Frage einer anderen Dimension - für ihn die „Dimension X“.

Anmerkungen

1 Die Radionik-Geräte wurden aufgrund Ihres Aussehens und in An-



Wird eine Spule mit einer einfachen Wicklung von + nach - mit Strom durchflossen, ergibt sich ein Magnetfeld in angegebener Richtung. Wickelt man die Spule am Ende wieder gegensinnig (bifilar) zurück, so heben sich beide erzeugten Magnetfelder theoretisch wieder auf. Eine solche Spule stellt eine sogenannte „Skalarantenne“ dar, mit der ein Zugriff auf die IDFs möglich sein soll.



„Implizite Ordnung“ im Modell: Ein volles Aquarium wird von zwei TV-Kameras A und B aufgenommen, die im rechten Winkel zueinander stehen. Im Zimmer nebeneinander werden die entsprechenden Fernsehbilder auf Monitor A und B sichtbar gemacht. Wer beide Monitore betrachtet, ohne die Gesamtanordnung zu kennen, nimmt an, er beobachtet zwei getrennt voneinander existierende, wenngleich interagierende Tatbestände. In Wahrheit beobachtet er jedoch nur zwei Projektionen desselben Tatbestands in einer höheren Dimension.

Lehnung an die technische Terminologie als „black box“ bezeichnet. Damit gemeint ist ein Gerät oder eine Einheit, deren Innenleben (Funktionsweise) im Kontext unwichtig ist. Lediglich die Signalantwort der „black box“ auf bekannte Eingangssignale ist von Interesse. In der Technik verwendet man „black boxes“ zur Darstellung komplexer Anlagen.

2 Sowohl die Bioresonanztheorie als auch die Theorie der Erzeugung sogenannter Skalarwellen mit bifilaren Wicklungen gehen davon aus, daß sich zwei Schwingungen zu Null auslöschen, wenn man sie um 180° phasenverschoben addiert. Dies ist jedoch nur theoretisch und selbst dann nur für einzelne Sinusschwingungen möglich. Jedes elektronische Bauelement hat Phasenlaufzeiten, so daß eine Auslöschung bei Frequenzspektren, mit denen wir es hier zu tun haben, nicht mehr möglich ist. Selbst bei reinen Sinusschwingungen könnte eine bifilare Wicklung nur bei einer definierten, dimensionierungsabhängigen Frequenz eine sogenannte Skalarwelle hervorbringen.

Literatur

- Bernd Senf: Die Wiederentdeckung des Lebendigen, Frankfurt 1996
 Serge Kahili King: Erdenergien, Freiburg 1995
 Radionics, the new age science, Garberville 1991
 G. Lakhovsky: Das Geheimnis des Lebens, Essen 1981
 Murray Denning: Memorandum of Radionic Principles as developed by Ruth Drown, Chesham 1987
 Arthur Bailey: Dowsing for Health, Cippenham 1990
 David V. Tansley: Radionics, science or magic, Saffron Walden 1985
 Rupert Sheldrake: Das Gedächtnis der Natur, München 1996
 Don Paris/Peter W. Köhne: Die vorletzten Geheimnisse, Nieby 1996
 Bruce Gopen: Radionics, Vol. 1, Hayward Heath 1974
 Bruce Gopen: Radionics, Vol. 2, (s.o.) 1983
 E. W. Russell: Report an Radionics, Saffron Walden 1991



Anm. d. Red.

Dieser Beitrag ist entnommen aus der Zeitschrift „Der Heiler - Das Magazin für mehr Geist & Seele im Gesundheitswesen“, Nr. 2/97. Der Verlag erteilte uns freundlicherweise die Abdruckgenehmigung, wofür wir uns herzlich bedanken.

Ein Probeheft der Zeitschrift „Der Heiler“ kann gegen 5 DM in Briefmarken angefordert werden bei: Verlag für Geistiges Heilen, Dr. H. Wiesendanger, Zollerwaldstraße 28, D-69436 Schönbrunn.

Walter Haas

Notizen zu Wissen und Wissenschaft

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 27/1998)

Nun gut. — Es geht also um Wissen, um Erkenntnis, um Verifikation und Falsifikation.

Aber es geht nicht nur immer auch umgekehrt: es geht auch seltenverkehrt, spiegelbildlich, kindisch, holografisch, obszön bis verworren sowie gnadenlos exakt nach scheinbar irdischen Maßstäben. — Ich liefere keine Philosophie, ich fördere vielmehr das enthemmte Denken! Ich bin Humantiker (C. M. Allen). Selbst der Kulminationspunkt meines intellektuellen Seins vermittelt nicht mehr zwingend das Bedürfnis, meinem Emotionalkörper insoweit Erleichterung zu verschaffen, dass er sich manifestiert, also z.B. schreibend in Erscheinung tritt (Die meisten meiner Texte entstehen für den kosmischen Zettelkasten, Akasha. Dieser hier entstand im September 1997, und weil einige Stunden übrig waren, habe ich mich heute doch zum Abtippen entschlossen) — irgendwann ist der Punkt erreicht, wo man auf jeglichen Besserungsvorschlag, der sich lediglich innerhalb der konventionellen geistigen Infrastruktur bewegt, verzichtet, weil man weiß, dass die Menschheit sich schon — wie Karl Kraus bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts erkannte — irgendwie ‚zusammenseparieren‘ muss (Die Einheit der Verschiedenheit wieder herstellen. Oder Ordo ab Chao. Oder...). Das Hauptproblem der momentan dominanten Art von Wissenschaft (Wissenschaftlhuberei, wieder frei nach Kraus) liegt sonach weniger in ihrem Anspruch, eine zu sein, als vielmehr darin, für die erkenntnistheoretischen und methodologischen Systeme, welche sie spätestens seit Descartes postuliert, Titel und Macht zu erhalten, bezahlt zu werden und Anerkennung zu heischen (der Dreibund Geld, Macht und Eitelkeit). Im Grunde hat jeder recht, wann und wo immer er sein Weltverständnis quasi coram publico vorträgt, eben weil es seine Anschauung ist. Sie mag noch so haarsträubend falsch und grundsätzlich manipuliert sein: er glaubt sie. In die Wirklichkeit, in seinen Realitätstunnel (R. A. Wilson). Erst wenn seine anderen, unsichtbaren Körper gegen derartige innere Verfestigung und Stagnation rebellieren (z.B. durch Schicksalsschläge oder Eingriffe aus der kosmischen Zufalls-Kontroll-Zentrale) wird das schöpferische Chaos wiederhergestellt. Zum Teufel also mit den sogenannten objektiven Tatsachen, Gegebenheiten und Verhältnissen! *Panta rhei*, nicht wahr? —

1 + 1 ist längst noch nicht in jedem denkbaren Falle 2. Der Mensch Frau sowie der Mensch Mann summieren sich rein rechnerisch zu zwei Menschen. Verkehren sie miteinander, kann jedoch unter anderen Umständen ein dritter entstehen. In diesem Falle ergäbe somit die Addition dieses einen Menschen und jenes anderen eben drei Menschen. Ziemlich idiotisch, nicht wahr? Oder vielleicht doch nicht so ganz? Die Drei war (ist) universell, heilig, geometrisch, praktisch und gut, bis sie in die Vier fiel, bis sie nur mehr Länge, Breite, Höhe

und Tiefe wurde. Diese Erkenntnisweise reicht heute nicht mehr. Bin ich etwa nicht „eine Rose, die eine Rose im Knopfloch trägt“ (Arp)? Oder besser: ein Lotos, der den Lotos nicht nur repräsentieren, sondern uneingeschränkt leben sollte? Ich wusste beispielsweise zu keinem Zeitpunkt mehr als an dem Tag, der mich ‚irrational‘ werden ließ. Akademisches Wissen war gut fürs Kali-Yuga, das dreidimensionale Äon. Aber nun, jetzt, hier und heute? Sollten wir dergestalt fortfahren?

Also: echtes Wissen ist mitnichten vermittelbar, sofern und soweit es ausschließlich intellektuell eingehen soll! — „Es gibt noch keinerlei Beweise dafür!“ Nun, welche Art von Beweisen wird denn bitteschön gewünscht? Wem soll ich Beweise dafür kredenzen, dass ich denke? Etwa ein epistemologisches Problem? In der Tat. Je pense, donc je suis wurde der breiteste gemeinsame Leisten, über den ‚man‘ Menschheit schlagen konnte. Oder doch nur das kleinste, gemeinsame Dummfache? Ich muss eben nicht — wie z.B. MUFON — nach physikalischen Spuren für das Vorhandensein von UFOs fahnden, sofern ich unmittelbaren Kontakt haben kann. Der physikalische Beweis zählt, ist vermeintlich objektiv (aber nur im Realitätstunnel eines 3-D-Forschers); der persönliche Kontakt rein subjektiv bis spinnert.

Was meinte Charles de Montesquieu? „Wenn Dreiecke einen Gott hätten, würden sie ihn mit drei Ecken ausstatten.“ Zur Frage der Faktizität von UFO-Sichtungen und Erlebnissen bis zur vierten Art ist in dem Buch „E.T. 101 — Die kosmische Bedienungsanleitung zur Planetaren Evolution. Vereinfachte Notausgabe Erde“, Zweitausendeins Verlag, in den folgenden Sätzen alles gesagt:

„Manche Menschen auf diesem Planeten sind sicher, dass die Erde gegenwärtig Besuch von UFOs erhält. Die meisten Menschen halten das für eine absurde Annahme von Randgruppen, deren Mitglieder mehr oder weniger plemplem sind. In dieser Auffassung werden sie von ihren Regierungen bestärkt, die beschwören, dass es keine UFOs gibt und dies mit Tonnen von streng geheimem Material beweisen können. Die UFO-Anhänger weisen ihrerseits zu Recht darauf hin, dass keine Regierung Geheimakten über etwas braucht, was es nicht gibt...“

Die Geschichten über UFOs stammen von Leuten, die wir gerne als ‚Technofreaks‘ bezeichnen. Sie haben sich derart in dreidimensionale Phänomene verguckt, dass sie glatt das Boot übersehen, während sie nach dem Dampfer Ausschau halten.“ (Hervorhebung des zweiten Absatzes von mir)

Alles, wirklich alles befindet sich in jedem Menschen! Auch sämtliche Beweise, sofern erwünscht und ernsthaft angestrebt. — Und vice versa? — Alle Indizien sprechen gegen ihn: er wird verurteilt. Jahre bis Jahrzehnte später stellt sich heraus, dass wichtigste Gesichtspunkte und Aspekte des ‚Falles‘ übersehen wurden. Und wenn es nur die Frage nach der kosmischen Gültigkeit von Schuldzuweisungen überhaupt war.

Systeme haben stets eine dysfunktionale Komponente. Etwas ist ihnen immer

inhärent, das sie früher oder später implodieren oder explodieren lässt. Dies bedenke, wer Dogmen oder neue Axiome verkündet, und schweige vornehm, wenn auch nur ein Zweifel Löcher für unbekanntes, fremdes Licht einreißt! Das Kind — die Wissenschaft — ist zu früh in die Eigenständigkeit entlassen worden. Sie wollte sich im alles beherrschenden Kirchengewalt mausig machen und ist doch bloß der neue Kater geworden. Wissenschaft war so lange eine Kunst, bis sie Bibeln herausgab, von denen doch niemand wissen kann, ob sie ausschließlich Lehrbücher oder erneut dogmatische Dekrete auf voluminösen Gesetzestafeln sind. Wissenschaft muss eine nicht lehrbare Kunst werden, sein und bleiben, wenn sie denn eine sein will! Leonardo wusste dies, Goethe wusste dies — und jedes heutige Kind weiß dies **vor der alles sozialisierenden Sozialisation!**

Die Schritte sind bestechend logisch: von Wundt, zu Pavlov, zu Dewey, zum General Education Board. Die Leipzig-Connection eben.

Der Mensch als konditionierbarer Reiz-Reaktionsmechanismus. Das sprechende Tier, das inzwischen ganz und weitgehend global erzieht. So funktioniert das heute, und so funktioniert der von öffentlicher und vor allem von privater Hand finanzierte akademische Betrieb (Wer vergibt die meisten Forschungsaufträge?). Dies alles finde ich vor und vermag es mittlerweile in mein Wissen zu integrieren, ohne paranoid zu werden. MUFON mag in hundert Jahren vor einem sogenannten UFO stehen: sie werden vermutlich noch immer diskutieren, ob es sich um eine Halluzination, eine psychosomatische Extrapolierung oder doch nur um ein verirrtes Polarlicht handelt. Die Argumente sind ehrenwert. Ich habe keinerlei Vorhaltungen abzuliefern. Es sei jedoch die unpolemische Frage erlaubt: was trägt der Wissenschaftsbetrieb zum echten, wahren und somit spirituellen Fortschritt des Menschen bei? Was nutzt er, wozu taugt er, und an erster Stelle: Cicero's Cui bono?

Also: cui bono? Die allseits belächelten und flugs ins Reich von Paranoia und persönlicher Unzulänglichkeit abgeschobenen Verschwörungstheorien. Klüngeln (hier bei uns in Köln); kungeln; eine Hand, die die andere wäscht; burschenschaftliches Verbundensein bis zur Lions- und Rotariermentalität: man kennt sich, man sieht sich, man schiebt sich. So fängt's an. Ein akademischer Titel schützt einen nicht davor, auf engstem emotionalem Raum ausgetrickst, in Anspruch genommen und ärgstenfalls gar komplett unmöglich gemacht zu werden (Siehe z.B. Falke: „Die unsichtbaren Waffen der Macht“, Ewert-Verlag, ein österreichischer Biologe, der sein Buch vorsorglich unter Pseudonym publizierte).

Also? Der Akademiker sollte wissen, dass es in jeglicher Fakultät jemanden gibt, der hinter ihr waltet und schaltet, der tatsächlich und wenigstens etwas mehr **weiß**, der infolgedessen globaler zu agieren versteht. Er sollte wissen, dass er allenfalls Priester seines Fachs werden kann, aber auch als Diakon und Ministrant sein physisches Dasein noch auskömmlich fristet. Zum Hohepriester braucht es dann schon ein wenig mehr ...

Die strukturelle Dummheit ist heute eben allzu greifbar, materiell, zu dominant, um selbst auf archaische Weise weiter ignoriert werden zu können. Ein Schritt

weiter, und wir müssten bereits vom elektromagnetischen Chauvinismus (Dr. J. Lilly, R. A. Wilson, Dr. T. Leary) sprechen: „Keine schnellere Fortbewegungsart als Licht“. Man sollte niemals wieder sagen: Ich weiß es nicht. Diese Aussage ist nur Ausflucht und vor allem unpräzise. Also: Ich vermag es z.Zt. nicht zu ermitteln; es wirkt momentan weder auf meinen Emotional-, noch meinen Mentalkörper. Daraus ableitbar: Dies ist noch längst kein Grund, Argumente, Theorien oder gar komplette Wissenssysteme der öffentlich bestellten Wissenden anzunehmen und demzufolge mehr hilflos als überlegt dem Alltagsdenken und dem Alltagsleben einzuverleiben! Die Frage an das höhere Selbst richten und seine Antwort z.B. in Form der nächst eingehenden Intuition in Ruhe und mit Geduld abwarten; seinen Geist und Intellekt bis dahin offen halten und nicht mit vorgefertigten Fremd-Antworten programmieren, welche nur unnützlich das Unterbewusstsein belasten, indem sie die geistige Motorik unmerklich auf schon asphaltierte Denkbahnen lenkt.

Der Übergang von Peitschenschwinger zum Striemenempfänger ist heute fließender denn je. Es gibt da so allerhand panisch-metaphysisches Irresein. Und schon sind wir da, wo die 3-D-Wissenschaftsspiele die engste Verbindung mit dem alles beherrschenden Geldspiel eingehen. Machten Sie eine Erfindung und hatten sogar das Geld für die Patentierung, kann es Ihnen dennoch passieren, dass der von Ihrem Patent betroffene Konzern Sie mit Millionen auf seinen Leim kriechen lässt. Gelingt dies wider Erwarten einmal nicht, dann sehen Sie sich vor oder emigrieren in irgendeine Wüste.

Robert Anton Wilson hat auch den wichtigen Satz formuliert: „*Besteuerung ist auf dem Waffenmonopol aufgebauter Raub.*“

Erst mal schlucken und darüber nachdenken. Thomas von Aquin war, wenn auch nicht wortwörtlich) derselben Ansicht. Und wie war das eigentlich mit dem ursprünglichen Zinsverbot der Katholischen Kirche? Auch der Islam hat strenge Zinsvorschriften (Siehe hierzu die Stellungnahme von Ghulam Totakhy, Generalsekretär des Islamrats für Deutschland, in der Kirchenzeitung Köln, Nr. 46 vom 14.11.1997, wonach der Islam Zinsen grundsätzlich verbietet).

Was ist aber nun eine von Geldmitteln abhängige Wissenschaft? Und weiter: was ist die moderne Wirtschaftswissenschaft überhaupt? Nichts weiter als eine ausgeklügelte Chimäre.

Die ‚Wissenschaft‘ vom Geld, von Inflation und Deflation, von Hausse und Baisse, von Aufwertung und Abwertung? Werden Kapital, Grundvermögen, Produktionsmittel **und Arbeit** wirklich gleich bewertet? Und ist diese Gleichbewertung überhaupt angemessen? Ist die menschliche Arbeitskraft dem Kapitaleigentum im weitesten Sinne dermaßen zu subordinieren, wie dies heute geschieht?

Geld ist eben nicht Gold, speziell aus hermetisch-okkulten Sicht. Unsere Geldflüsse werden gelehrt und behandelt, als unterliege ihre scheinbare Systematik einer naturgesetzlichen Grundlage und nicht der Willkür gewisser Personenkreise. Geld als schwarzmagisches Elementar, geschaffen, um die Ziele ehrbarer Menschen zu prostituieren, geschaffen, um jedes wahrhaft

spirituelle Tun an eine wahnhaft-materielle Bedingung zu knüpfen? (Geld ist auch die Decke, an der selbst die New-Age Protagonisten sich ihr spirituelles Köpfchen stoßen...)

Andererseits: Geld als die materialisierte, greifbare Illusion, alles verheißend, aber nichts wirklich einlösend. Ich gehe mit jeder Wette, die die totale Priorität von Jedermanns/Jederfraus Brieftasche vor Jedermanns/Jederfraus Seelenvermögen behauptet! Sie wollen heute **die** Wahrheit suchen, ohne finanzielle Absicherung? Versuchs mal einer!

Demzufolge sollte Wissenschaft der wirklich unabhängige und unendliche Progress von Neugier und Lernenwollen überhaupt sein. Wissen und Wahrheit sind niemals zu Ende und erschöpfen sich niemals im fein abgezielten Raum jedes rein intellektuellen, nur empirischen Maßstäben und vor allem sich selbst genügenden Systems! Neues Wissen ereignet sich stets dann, wenn man es sich im Leben nicht allzu bequem eingerichtet hat. Die Gewohnheiten sind tödlich: sie lähmen die Empfänglichkeit, Unorthodoxes anzunehmen, zu bedenken, weiterzuentwickeln und schließlich neu zu integrieren. —

„Etwas, das da ist, hat eine Beziehung auf Anderes. Das Andere ist ein Daseiendes als Nichtsein von Etwas.“ (Hegel) - Hat man schon auf kompliziertere Weise nichts gesagt? Fragt mit einfachem, logischem Denken in die diversen Begriffshöllen hinein und ihr werdet so manche Überraschung erleben! Scheut euch nicht, einem darniederliegenden Kinde, welches mit irgendeinem dogmatischen Bade ausgeschüttet wurde, wieder aufzuhelfen.

Percival Lowell sah Marskanäle; John Archibald Wheeler postulierte Multidimensionalität; Immanuel Velikovsky sah bereits ‚Worlds in Collision‘ und ‚Earth in Upheaval‘, als offiziell noch eine globale Influenza für das Aussterben der Dinos verantwortlich gemacht wurde; Herbert George (Orson) Well(e)s proklamierte die Invasion vom Mars, als die Invasion der Dummschwätzer in Jedermanns/Jederfraus Seele und Unterbewusstsein bereits in vollem Gange war.

Dennoch sage ich, dass die Eingriffe jener Dummschwätzer vonnöten waren. Der globale Leidensdruck muss wohl oder übel erhöht werden. Mit plumpen Märchen ließ sich ‚Menschheit‘ in den physischen Schlaf singen. Doch mit Wahrheiten ist sie derzeit offensichtlich mitnichten wach zu kriegen.

Ich stehe ein für die gewisse Art von okkulten Zensur, die verhindert, dass Menschen, die eine kosmische Wahrheit noch nicht in ihren Kopf kriegen, sie gleichwohl mit Füßen zurück ins Weltall treten! Denn aus einer missverstandenen und missdeuteten Wahrheit muss nicht erneut ein weltumspannendes Blutbad á la Freiheit - Gleichheit - Brüderlichkeit werden. Künftigen Generationen sollte erspart bleiben, die maß- und unmaßgebenden Dummschwätzer ihrer jeweiligen Zeitalter auch noch in Lexika zu verewigen.

Warum? *„Was einem nicht beschert ist, das führt eine Mück' auf dem Schwanz davon!“* krächzt der eine Strolch zum andern in Carl Orffs Oper ‚Die Kluge‘. So kann's gehen. So mag ein ausgewiesener Genius

jahrzehntelang nach irgendeiner goldenen Nadel im größten Heuhaufen suchen, nur um noch zu erleben, dass sie alsbald von einem fachlichen Tölpel gefunden wird (Was tun eigentlich die Profi-Astronomen? Ständig war in den vergangenen Jahren zu hören und zu lesen, dass auftauchende Kometen stets von Amateuren und Laien ihres Faches entdeckt wurden. Charles Hoy Fort berichtet in „New Lands“ von weiteren ‚Seltsamkeiten‘ dieses Berufsstandes).

Mehr denn je ist es heute von allergrößter Bedeutung, alles im geistes- und naturwissenschaftlichen Bereich in Frage zu stellen, nichts zu akzeptieren und alles zu hinterfragen. Verschont mir auch die Theologen nicht! (Was tut eigentlich ein Moraltheologe? Was ist das für eine spezielle Sorte von Moral, die in dickleibigen, nur dem akademischen Nachwuchs und einigen Interessierten vorbehaltenen Wälzern so umständlich erklärt wird? — Erklär's mir mal einer).

Ein besseres Axiom könnte etwa lauten: „Ich weiß“ ist Blasphemie, und zwar dem eigenen höheren Selbst gegenüber! Es wird vielleicht Kopfschütteln und das bekannte Grinsen der vielen Glaubenden, aber wenig Wissenden verursachen, wenn ich verrate, dass ich schneller auf dem Mond sein kann als der prominente Astronom sein Teleskop ausgerichtet hat.

Und Gott? Er bleibt zwar tot, Er ist freilich dennoch sehr lebendig. Ich habe Ihn nie gesehen, weil Er mir jeden Tag begegnet. Und der Teufel war nie tot, weil er niemals lebendig war. Ihm begegne ich zuweilen noch häufiger. — Also? — Panta rhei, nicht wahr?

Vor zehn Jahren begann mich ‚Wissenschaft‘ zu langweilen. Heute langweilen mich zusätzlich noch UFOs, Pendeln, Hellsehen und Helmut Kohl (keine Polemik, sondern nur ein Symbol für die obwaltende irdische Säugetierpolitik). Langeweile ist, nach Ludwig Marcuse, ein sicheres Anzeichen für begründeten, wenn auch unbewusst-latenten Überdruß am schon Gewussten.

Es wird nichtsdestotrotz jetzt sehr rasch gehen müssen mit dem Heiligwerden. Dies ist auch bitter nötig. Denn ich verspüre nun keinerlei Lust mehr an dem gut begründeten Horrorszenario, eventuell nur Statist in einer der idiotischen Shows irgendwelcher kosmischen Monty Pythons zu sein! —

Je pense, donc je suis? — In Ordnung, solange es der evolutionären Entwicklung des spirituellen Menschen diene ... wird einstens jemand gesagt haben können...

„Alle, die Krieger der alten Gesetze sind, alle, die Eroberer der alten Gesetze sind, die die Menschen versklavt haben — ihre Tage sind zu Ende. Siehe da, es wird ein großer Schrei ertönen. Er wird von der Seele des Menschen kommen, denn der Mensch, der unter der Tyrannei bedrohlicher Gesetze lebt, wird frei sein.“

(Ramtha)

Immer wieder: Gezielte Falschinformationen um die Pyramiden

Gernot L. Geise, Hohenpeißenberg

Am 8. März 1998 brachte das ZDF in seiner Fernsehserie „Sphinx – Geheimnisse der Geschichte“ die Sendung „Die sieben Weltwunder“. Nun wird diese Serie ja immer zum günstigen Zeitpunkt um 19:30 Uhr ausgestrahlt, und das garantiert eine hohe Zuschauerzahl. In „Die sieben Weltwunder“, dachte ich mir, werden vielleicht neue Erkenntnisse gezeigt, die noch nicht allgemein bekannt sind, denn „Sphinx“ gibt sich letztendlich den Anschein einer Wissenschaftssendung. In spielfilmartiger Aufmachung wurde von verschiedenen Überlieferern gesprochen, die - nach ihren Angaben - die damals als „Weltwunder“ bekannten Bauwerke mit eigenen Augen noch gesehen haben wollen.

Computer-Animation und Fantasie des Regisseurs machten es möglich: Wenigstens ein Teil der „Weltwunder“ erstand im Film neu. Soweit so gut. Es möge dahingestellt bleiben, ob und wo der Leuchtturm von Alexandria gestanden hat, wie groß der Koloss von Rhodos war, und welche Form er hatte, ob seine Beine gespreizt waren oder nicht. Doch was in dieser Sendung über die Pyramiden von Gizeh verbraten wurde, schoss den Vogel ab!

Wäre die genannte Sendung als Märchenstunde angekündigt worden, hätte niemand etwas gegen die „Berichterstattung“ einwenden können. Doch „Sphinx“ beansprucht für sich, eine Dokumentationsserie zu sein!

Die Pyramiden, als das älteste Weltwunder, seien „bald schon“ von Grabräubern aufgesucht worden, die in die Große Pyramide eingebrochen seien. Mehrere Jahrzehnte lang (!) hätten sie „im Fackellicht“, „im Staub des gebrochenen Kalksteins“, „immer in der Angst vor Entdeckung oder vor der Rache der Pharaonen“ geschuftet. Doch dann hätten sie endlich vor „unermesslichen Schätzen“ gestanden, und vor dem schlichten Granitsarg, in dem der Pharao geruht habe.

Die Grabplünderer seien geblendet gewesen von der Menge der hier gelagerten Kunstgegenstände. Wissenschaftler würden schätzen, dass mehrere Hundert Kilogramm Goldgegenstände einfach eingeschmolzen worden seien. Da frage ich mich: Welcher „Wissenschaftler“ hat einen solchen Unfug erzählt? (Denn keiner dieser Wissenschaftler wurde namentlich genannt).

Die Hülle des toten Pharaos hätten die Grabräuber dann achtlos zur Seite geworfen, weil er kein Gold oder Edelsteine enthalten habe. Wenn es so gewesen sein soll: Wo sind die Überreste aber dann geblieben? Haben die Grabräuber nach dem Abtransport ihrer Beute anschließend alles gründlich sauber gemacht?

Direkt nach dieser Schilderung wurde in der Sendung gezeigt, wie eine „3000 Jahre alte“ Mumie mit moderner Kernspin-Tomografie durchleuchtet wird, und es entsteht beim Zuschauer zwangsläufig der Eindruck, dass diese Mumie mit den Pyramiden zusammenhängt, obwohl sie aus einer ganz anderen Gegend Ägyptens stammt.

Man muss sich tatsächlich wundern, mit wie wenig Sachverstand eine solche Sendung zusammengestellt wird. Ist der verantwortliche Redakteur nicht einmal dazu in der Lage, sich vor der Filmproduktion mit kompetenten Wissenschaftlern zu beraten? Es widerspricht direkt dem Dokumentations-Charakter des Filmes, dass hier Vorstellungen und Vermutungen aus den Anfängen unseres Jahrhunderts so dargestellt werden, als seien sie festzementierte Tatsachen - dabei ist es doch mehrfach widerlegt, sogar von Ägyptologen, und ich kann es nur immer wieder wiederholen:

Zumindest die Gizeh-Pyramiden waren niemals Grabstätten. In keiner Pyramide wurde eine Mumie oder Mumien-Reste gefunden. In keiner der Gizeh-Pyramiden wurde auch nur annähernd irgendetwas gefunden, das die Aussage rechtfertigen würde, hier seien „unermessliche Schätze“ gelagert gewesen, auch keine Spuren davon. Im Gegenteil: Das Pyramideninnere war regelrecht „klinisch sauber“.

Die Gizeh-Pyramiden wurden nicht von Pharaonen erbaut, obgleich sie diese zu ihrer eigenen Machtdemonstration nutzten. Allerdings - das habe ich schon einmal zitiert (1) - steht selbst in Lexika (hier: Meyers Lexikon A-Z, 1993) völliger Unsinn als „Tatsache“ zu den Pyramiden: *„Die größte ägyptische Pyramide ist die Cheops-Pyramide in Gise. Beim Bau wurden lange Rampen aus Steinschutt mit Holzgerüst verwendet. Zunächst wurde der außen gestufte Kern errichtet, danach wurden von oben nach unten Verkleidungsblöcke aufgelegt. Die Grabkammern im Inneren wurden ausgemalt oder mit Reliefs versehen und reich mit Gerät ausgestattet.“*

Muss man sich da noch wundern, wenn Filmregisseure diesen Unsinn als „Tatsache“ aufgreifen, wenn es schon in einem Lexikon so steht, von dem man letztlich ausgeht, dass die darin enthaltenen Informationen Tatsachen entsprechen?

Eine weitere Falschaussage in der Fernsehsendung, die ebenfalls Unkenntnis zeigt: Zu Zeiten der sieben Weltwunder sollen nur sieben Planeten unseres Sonnensystems bekannt gewesen sein. Das hänge mit dem Symbolgehalt der Zahl Sieben zusammen.

Tatsache ist jedoch, dass bereits die alten Sumerer vor über viertausend Jahren alle Planeten unseres Sonnensystems kannten, einschließlich Pluto, und einschließlich eines zusätzlichen Planeten, der in einer stark elliptischen Umlaufbahn nur alle rund 3600 Jahre in Sonnennähe kommt und unseren Astronomen bisher (noch?) nicht bekannt ist. Dieses Wissen haben sie auf Tausenden Tontafeln hinterlassen (2).

In Vergessenheit geriet dieses astronomische Wissen erst viel später, und mit dem Aufblühen des Christentums erfuhr es einen absoluten Tiefpunkt. Man denke nur an das Dogma der scheibenförmigen Erde.

Anmerkungen

(1) in Gernot L. Geise: „Die Pyramiden - eine Brücke vom Mars“, Hohenpeißenberg 1997, Seite 30.

(2) Gut verständlich erklärt etwa in den Werken von Zecharia Sitchin.

Abbildungen:

ZDF-Sendung „Sphinx- Geheimnisse der Geschichte: Die sieben Weltwunder“, 08.03.98.

Türme und „heilige Höhen“: „Online“ der Vorzeit?

Heinz Günther Birk, Mettmann

Der Autor stellt sich die Frage, ob das ehemalige keltische Nachrichtensystem vielleicht der Teil eines in Vergessenheit geratenen globalen Nachrichtensystems „göttlicher“ Vorfahren gewesen sein könnte. Tatsächlich lassen sich überall auf der Welt Dinge finden, die darauf hindeuten könnten. Daß hier einst ein Zusammenhang bestand, ist - nach derzeitigem Kenntnisstand - jedoch recht unwahrscheinlich, deshalb kann seine Überlegung nur hypothetisch sein. Wir veröffentlichen diesen Beitrag als Anregung für eigene Überlegungen.

Unsere Welt wird immer moderner und dadurch auch kleiner. Man sendet „online“, sieht und hört alles, nichts bleibt mehr verborgen, „big brother is watching you“! Wissen ist Macht, vor allem schnelle Informationen und Nachrichten. Früher, vor allem bei unseren tumben und steineklopfenden Vorfahren, herrschte dagegen noch Dunkelheit. Erst nachdem es gelungen war, die Buschtrommeln und Rufmelder durch Telefon, Telefax und Satellitentechnik zu ersetzen, ging das Licht der Hochkultur an. Statt, wie noch unsere Vorfahren, Vulkanausbrüche, Erdbeben, Regen und Blitz als Götter zu verehren, fühlen wir uns nun selbst als solche. Was oder wen klonen wir denn heute mal?

Manchmal klopft es jedoch an dieses unser Weltbildhäuschen, was dann doch nachdenklich macht. Eine EFODON-Dokumentation über eine keltische Nachrichtentechnik ist ja auch so ein Störenfried (1). Kelten, das weiß doch jeder, waren die Hörner-verzierten „heidnischen Barbaren“. Nachrichten hatten sie sicher auch, die sie zu Fuß verbreiteten, aber Technik? Vom technisierten Zeitalter spricht man erst seit Erfindung der Dampfmaschine im 18. Jahrhundert. Klar, Knopf drücken: unten kommt Kaffee raus. Nachrichtentechnik ist durch Satelliten übertragene Live-Berichterstattung, zum Beispiel über die Antarktis mittels Segelski überquerende Südtiroler. Auch Geises Brand- und Ludrenplätze, sowie wassergefüllte Ludrengläser, welche einige Kilometer weit strahlen und dem jagenden Nimrod vermelden: „das Essen ist fertig“, sind wohl nicht mit modernen Nachrichtensystemen zu vergleichen. Aber was wäre, wenn es doch anders gewesen ist?

Liest man die Schriften des großen griechischen Philosophen Platon, vor allem seine Trilogie, besser als „Atlantis-Saga“ bekannt (Timaios, Kritias, Hermokrates), wo dieser ein Gespräch zwischen dem Begründer des antiken Griechenland, Solon, und dem ägyptischen Priester von Sais wiedergibt, tropft es vom undichten Dach des Weltbildhäuschens. „Ihr Griechen seid wie Kinder, durch immer wiederkehrende Katastrophen, Erdbeben und Überschwemmungen, welche euch und eure Städte heimsuchten, habt ihr immer wieder von vorne anfangen müssen. Die großen Städte an den Flüssen und am Fuß der Berge wurden vom Zorn der Götter hinweggeschwemmt. Übrig bleiben immer nur die auf den Höhen, den Bergen.“ (frei und verkürzt wiedergegeben).

Gut möglich also, wie sich im Laufe unserer Besprechung noch zeigen wird, daß die keltische Nachrichtentechnik noch viel mehr an die Oberfläche schwemmt, als dies vom EFODON-Team einst geplant war. Die Frage wäre also, ob diese Ludren-, Loh-, Hel- oder Höllenorte doch mehr gewesen waren als ein perfektes und hocheffizientes System schlauer Keltenstrategen.

Wenn die Hellmann-Sendeplätze in der Dokumentation als mehr oder weniger unheilige und vom Normalkelten besser zu meidende Orte dargestellt werden, könnte dies auf übernommene Rituale einer nicht verstandenen und daher ehrfürchtig geheimnisvollen Uraltkultur hindeuten. Die Weisen und Wissenden der, von wo auch immer eingewanderten Völkerschaften waren sich bewußt darüber, daß sie hier etwas von dereinst existierenden Großen und Gewaltigen übernahmen. Diese Asen waren nach Katastrophen und Kataklysmen natürlich nicht mehr physisch präsent; lediglich ihr Erbe, die Zeugnisse ihrer einmaligen Existenz, war sichtbar. Klar, daß der Stoßtrupp der wandernden Hirten und Jäger zuerst die Höhen erklimmte. Stellt man ein Licht unter den Scheffel, leuchtet es nicht allzu gut. Kundschafter und Späher im Tal, das wußte schon der Apachen-Häuptling Winnetou, sehen nicht mehr als der Ochse vorm Berge. Was Wunder, wenn man zurückgelassenes Equipment auf heiligen Höhen fand. Ein Nachrichtensystem, zuerst als eine Art „Wahrsagerei“ erkannt. Um den heiligen Berg herum gab es noch weitere Merkwürdigkeiten - Reste von Gebäuden und seltsame Hügel, in denen man die Gebeine der Anderen fand. Vielleicht auch noch Gegenstände und Grabbeigaben, welche den wandernden Nomaden unbekannt sein mußten.

Er wäre leicht nachvollziehbar, wenn man diese Orte als heilig ansah, vielleicht auch die Ruhe der Götter nicht stören wollte. Man siedelte also nicht in unmittelbarer Nähe von Höhen und Gräbern. Doch vielleicht gab es auch Überlebende der einstmals großen Katastrophe; weit weg von dieser Küste oder dem Landstrich.

Die von uns unterstellten wandernden Nomaden waren ja selbst von diesen, vielleicht weltweit ausgelösten Kataklysmen aus ihren angestammten Siedlungsgebieten vertrieben worden (2). Zuvor eisfreie, in gemäßigten Klimazonen gelegene Meere waren plötzlich von einer stabilen Eisdecke überzogen. Den lebensnotwendigen Tierherden hinterherziehend überquerten Völker ihre nunmehr verwüsteten heimatlichen Landstriche und verließen beispielsweise die zugefrorene Ostsee. Vor allem in den südlich gelegenen Teilen Skandinaviens siedelten sich die Vertriebenen an Küsten und Flußläufen an. Natürlich in gebührendem Abstand zu den heiligen Stätten der zuvor hier lebenden Götter.

Jahrzehnte und Jahrhunderte gingen ins Land. Die geheimnisvollen Stätten der Götter, welche das hier siedelnde rezente Volk immer noch mit Schauer auf dem Rücken mied, wurden im Laufe der Zeit von der Natur überwuchert.

Irgendwo jedoch hatten Angehörige der Götter, wenn auch nur in geringer Zahl, überlebt. Über Jahrhunderte hinweg vermehrten sie sich wieder und begannen mit Hilfe überlieferter Schriften, nach den Spuren ihres Volkes zu suchen. Nicht planlos geschah dies, keine Fahrt ins Blaue, denn wo für eine neu entstehende Hochkultur Erze für die Metallurgie und für andere Industrien benötigte Materialien zu finden waren, wußte man ja.

Man baute also Schiffe und erreichte die von den Ahnen einst besiedelten Gebiete. Besonders trafen dann die Seefahrer auf die sich mittlerweile hier etablierten Völkerschaften. Was sich im Moment der Ankunft der Götter zutrug, haben die prähistorischen Felsbildkünstler rund um den Globus der Nachwelt überliefert. Beispielsweise im südlichen Norwegen und Schweden findet man diese Nachrichten überall (3).

Unterstellt man den siedelnden Völkern, daß sie keine Schifffahrt kannten und auch über die Kugelgestalt der Erde nichts wußten, können wir uns vorstellen, was geschah. Man siedelte bevorzugt an Meeresküsten, Flüssen und Fjorden, um sich von den Früchten des Meeres zu ernähren (4). Es war ein hartes und entbehrensreiches Leben mit nunmehr recht extremen jahreszeitlichen Klimaschwankungen. Man kann sich gut vorstellen, wie am wärmenden Feuer an kalten Winterabenden der Opa seinen Enkeln von den schier unglaublichen Dingen aus der Vergangenheit erzählte. Von Göttern und Riesen, die all die Hügel, großen Steine und seltsamen Bilder hinterlassen hatten. Trotz des im Laufe der Zeit hinzugefügten Seemannsgarnes blieb die Vorstellung von den Göttern lebendig.

Eines Tages jedoch gingen die Prophezeiungen der Alten in Erfüllung. Am Gestade des Meeres stehend, vielleicht von der unbekannten Welt hinter der Kimm träumend (5), erblickten sie das Unglaubliche und Unheimliche. Dort, vom Horizont, wo das Wasser des Meeres aus dem Himmel floß, kamen aus diesen für die Menschen nicht erreichbaren Sphären schrecklich anzusehende Drachen und Schlangen (Bild 1). Auch wer die alten Geschichten nicht glauben wollte, sah nun selbst, daß diese wahr sein mochten. Mit angehaltenem Atem sahen die Menschen auf die Flügel (Segel) der Himmelsschlangen.

Bald kamen immer mehr Menschen zusammen, denn die Nachricht hatte sich in Windeseile verbreitet (6). Die Schiffe kamen natürlich gleichfalls näher heran, wobei den Besatzungen die Ankerplätze aufgrund der mitgeführten Seekarten bekannt sein mußten.

Allmählich wurde auch den Mutigsten der Zuschauer am Strand die Wahrhaftigkeit der alten Sagen bewußt. Die fürchterlich anzusehenden Ungeheuer gaben aus vielen Mündern gräßliche Geräusche von sich. In Mark und Bein gehendes Gepolter (das Rasseln der Ankerketten), „brüllende Hörner“ (geblasene Luren zur Verständigung zwischen den Schiffen), sowie die an Bord sichtbaren, hünenhaften Gestalten waren schon unheimlich (Bild 2).

Als nun die Drachensöhne an Land kamen, hatten sich die Reihen der Zuschauer beträchtlich gelichtet, nur die Mutigsten standen noch am Strand. Doch selbst diese, bleich im Gesicht und am ganzen Körper zitternd, dachten spätestens jetzt an Flucht. Dies spürten die angekommenen Seefahrer natürlich. Mit geöffneten und hochehobenen Händen versuchten sie, ihre Friedfertigkeit zu demonstrieren, was ihnen auch irgendwie gelungen sein muß. Vor allem honorierten die Götter wohl die willkommene Hilfe dieser „Schwarzalben-Zwerge“ (7).

Die „Götter“ waren gekommen, um das Erbe ihrer einst tragisch umgekommenen Ahnen anzutreten, und die redlichen Fischer kannten die von ihnen nach Möglichkeit gemiedenen Orte. Man brauchte in

diesem Moment keine gegenseitige sprachliche Verständigung. Die „Götter“ fanden das Erbe ihrer Väter, überwachsen und überwuchert zwar, aber nahezu unberührt.

Die Scheu der im Vergleich zu ihnen doch recht einfachen Menschen kam ihnen sehr entgegen. Sie handelten planmäßig. Der „Götterrat“ trat zusammen; an einem heiligen, von den rezenten Völkern gemiedenen Ort. Warum diese kreuzbraven Siedler vertreiben? Besser war doch, sie für die eigenen Ziele dienstbar zu machen. Die Scheu vor den heiligen Orten kam natürlich gerade recht. Gelang es, diese Ehrfurcht aufrecht zu erhalten, war man auf dem heiligen Boden vor möglichen Untaten sicher. Natürlich, auch dies war klar, reichte die Kopfbzahl der angekommenen Götter nicht aus, die wieder in Betrieb genommenen Nachrichtenstationen zu betreiben. Es kam darauf an, mit der vorhandenen Bevölkerung zu kooperieren, ohne spätere Attentate befürchten zu müssen. Keinesfalls durfte man diesen nahebringen, daß die Asen ebenso Menschen waren wie die „Fischeralben.“ Der am Strand gewonnene Eindruck, sie wären aus dem Himmel gekommen und hätten unbegreifliche Macht, mußte also konserviert werden.

Für die wieder aktivierten Nachrichtenstationen brauchte man allerdings eine technisch versierte Bedienungsmannschaft. Absolut verlässliche und vertrauenswürdige Alben. Diese mußte man zwangsläufig in die Mysterien der Göttlichen einweihen, zugleich aber verhindern, daß sie diese ihren Zeitgenossen verrieten. Gefragt war - um modern zu bleiben - eine subalterne Führungsschicht. Eine Art Keilriemen zwischen Fahrer und Motor heutiger Benzinkutschen. Die Ergebnisse der „göttlichen“ Ratschlüsse wurden alsbald in die Tat umgesetzt. Mit einem Fundus an Wundern (8) mußte eine solche Adelsschicht doch zu installieren sein.

Man kann sich eine solche Erwählung der zukünftig für die Betreibung einer Nachrichtenstation notwendigen Mannschaft recht gut vorstellen, wenn man sich im Buche Exodus des Alten Testaments die Erwählung des Mose durch Jahwe zum Führer des auserwählten Volkes zu Gemüte führt (9). (Zum dort erwähnten brennenden Dornbusch kommen wir an anderer Stelle noch zurück.) Ein erwähltes Geschlecht, ein Priesterhaus des Stammes Levi, war alsbald installiert. Adelige Priesterkönige von Gottes Gnaden. Weltweit dargestellt mit Uräus-Schlange, Zepter, Reichsapfel und Krone.

Natürlich konnte eine solche Erwählung nicht im Geheimen erfolgen. Es kam ja darauf an, dem Volk klarzumachen, daß diese Erwählten im Auftrage der Götter handelten. Es war also unumgänglich, etwas Eindringliches, Einprägendes zu zelebrieren. Es bot sich daher an, den Erwählten mit unvergänglichen Zeichen auszustatten und ihm eine hierarchisch strukturierte Mannschaft zuzugesellen. Man kreierte Rangabzeichen und unverwechselbare Merkmale. Das Kainsmal aus der Genesis des Alten Testaments wurde erst viel später „verteufelt“.

Der von den Göttern auserkorene Großkönig erhielt also die Insignien, welche die Alben bei der Landung der Drachenboote gesehen hatten. Einen Kelch mit hörnerförmigen Luren, den Flügeln der fliegenden Drachen gab es auch, eine am Gürtel gesehene Scheide eines „Donnerstockes“ (10) machte die erwählte Majestät komplett.

Doch damit nicht genug der göttlichen Vorsichtsmaßnahmen. Da auch Könige, Herzöge und Grafen einmal schlafen müssen und sich jeder geschickte Dieb dann problemlos in den Besitz von Mantel und Helm bringen kann, ergriffen die Götter weitere Maßnahmen. Davon berichtet der Grieche Herodot in seinen „neun Büchern der Geschichte“ (11): „Bei den Königsskythen war es Brauch, daß sich die Vornehmen die Haut tätowieren ließen.“ Natürlich, selbst wenn dem Erwählten seine Insignien abhanden kamen, war er hierdurch dennoch zu erkennen. Nachdem dies alles sorgfältig geschehen und der heilige Bezirk zudem noch mit steinernen Zeichen (Stelen oder Statuen) markiert war, verließ nun das Flottenkommando unter Zurücklassung einer Prise (13) zwecks Fortsetzung des Auftrages wieder das Gestade. Natürlich mußten noch jede Menge weiterer ehemaliger Stationen eines weltweit existierenden prähistorischen „Online“-Nachrichtensystems wieder instandgesetzt werden. Also hieß es, Anker lichten und die geflügelten Drachen stachen in See. Auch wenn man sich, der Praktikabilität wegen, mehrere weltweit agierende Entstörungstrupps vorstellt, kann das besprochene Szenario als die immer wieder vermutete religionsgeschichtliche Urwurzel gelten, vor allem dann, wenn wir im Folgenden die weltweit gleiche Technik der Sendetürme eines prähistorischen Nachrichtensystems betrachten.

Gernot L. Geise beschreibt diese Sendepplätze in seiner Dokumentation (siehe 1). Mittels leuchtender Steine (Ludrengläser, wassergefüllte „Schusterkugeln“), von jemandem, der das göttliche Material Glas nicht kennt, recht gut beschrieben, konnte man von dem instandgesetzten Turm aus im wahrsten Sinne des Wortes in die Zukunft sehen. Natürlich konnte man durch Lichtsignale eventuell anrückende feindliche Heere voraussagen. Aber eine funktionierende Meldekette, über hunderte, wenn nicht gar tausende Kilometer vorausgesetzt, konnte möglicherweise sogar vor Stürmen und hagelverdächtigen,

erntegefährdenden Unwettern warnen. Denn ein Hagelschlag aus zuvor heiterem Himmel, der das Getreide herunterdrückte, verhiess einen hungrigen Winter (14).

Damit also die erwählten Weisen die göttlichen Vorstellungen stets „getreulich“ beobachten konnten (so Josephus mehrfach in seinen Schriften), müßten entsprechende Vorkehrungen getroffen werden. Alles mußte getan werden, damit diese nicht ihren Posten verließen, um für sich selbst das tägliche Brot zu besorgen. Vom persönlichen und sippchaftlichen Ernteertrag mußte jeder, angesichts des Gemeinnutzes, sein Scherflein beitragen. Völlig einsehbar und nachvollziehbar mußte somit eine Ordnung, ein Steuersystem her. Der Legislative folgte die Verwaltung, auch die Schiedsgewalt, die Judikative ließ nicht auf sich warten. Die erste Verfassung, natürlich eine theokratische, war geboren. Korn und Vieh, am Rand des Heiligtums deponiert, garantierte die ständige Wachsamkeit der gehörnten Wächter. Ein sich immer mehr etablierender Priesterstand war geboren. Nur ihnen war der Dienst, der Service für die Götter auf den Höhen übertragen worden. So wie ein Bursche im Offizierscasino heutiger Generalstäbe so hin und wieder etwas mithört, bekamen die Auserwählten Teile der Nachrichtenübermittlung zu hören. Ein Vorteil gegenüber der Masse des Volkes, was sicher zu eigenen Machtgelüsten animierte.

Sehen wir uns nun eine solche Nachrichtenstation, das eigentliche Netz der Ludrentürme etwas genauer an: Geise spricht in der bereits zitierten Nachrichtendokumentation von wassergefüllten Gläsern, welche von einem stets unterhaltenen Feuer angestrahlt (angefacht, im Bedarfsfall auflohend - Dauer-Lohe bzw. Loh-Orte), einen über Kilometer weit sichtbaren Lichtstrahl abgaben. Eine Kette von solchen Türmen, von denen eingehende Meldungen jeweils zur nächsten Station weitergegeben wurden, ergab dann ein perfektes, über tausende Kilometer reichendes Nachrichtensystem. Tatsächlich bezeugen römische Quellen, daß Meldungen vom ägyptischen Alexandria nach Rom nur drei Tage gebraucht hätten.

Wenn man sich solche Ludrenkugeln auf einer heiligen Höhe vorstellt, würde es nicht verwundern, wenn Nichteingeweihte von einer strahlenden Sonne berichteten. Von einem Heiligtum, in dessen Inneren ein riesiges Feuer „ohne Rauch“ brennt. Es wäre also durchaus nachvollziehbar, daß ein mächtiger Häuptling mitsamt seinen tapferen Kriegern beim Anblick einer solchen Sonne die Flucht ergriff (15). Doch noch andere Mysterien aus alten Schriften, die Entstehung von Religionsgemeinschaften lassen sich nun erklären, nämlich die rund um den Globus entstandenen Sonnenkulte sowie die häufig auftauchenden Höhenkulte.

Wenn wir diese Höhen nicht als tunlichst zu meidendes Unland, sondern als Heiligtum mit klaren Vorschriften ansehen, löst sich das Geheimnis um solche Orte. Wenn Außenstehende eine solche, mit einer geheimnisvollen Sonne beschriebene Nachrichtenstation sehen und das ganze System weder verstehen können noch dürfen, kann dies alles nur ein Werk der Götter sein. Die Sonne, die leuchtende Glaskugel, wurde dann selbst als Gott angesehen. Die Angehörigen der Bedienungsmannschaft aus dem auserwählten Stamm, ausgestattet mit zuvor beschriebenen göttlichen Kennzeichen, wurden recht bald als Söhne dieses geheimnisvollen Lichtes bezeichnet. So werden in den Qumran-Rollen vom Toten Meer die Gerechten, die Erwählten als Söhne des Lichtes bezeichnet. Die Gegner, die „Bösen“ hingegen als Söhne der Finsternis.

Weltweit sind bei allen möglichen Religionen die Tempel einem Sonnen- oder Lichtgott geweiht. Ob Lichtreligionen in Persien, der chinesische Gottkaiser in der verbotenen Stadt, die in Japan verehrte Sonnengöttin Amateraju, ob Priester der Inka, Azteken oder Maya oder gar Anhänger des Sol-Invictus-Kultes - weltweit ist diese Vorstellung in nur wenig unterscheidbaren Varianten anzutreffen. Wir hätten also, in Erweiterung des speziell zur keltisch-mitteuropäischen Besprechung in der ME-10-Dokumentation, ein weltweit umspannendes Nachrichtensystem vor uns.

Das in dieser hervorragenden Arbeit erwähnte EFODON-Team hätte hier in Wirklichkeit „nur“ die Wiederinbetriebnahme eines ehemals wesentlich perfekteren Nachrichtensystems, welches von den „Göttern“ verlassen und von den Kelten vorgefunden wurde, dokumentiert. Den Weisen und Wissenden der einwandernden Kelten muß es gelungen sein, mit Hilfe der vorgefundenen Völker das Erbe der Giganten (18), sowie deren schriftliche Aufzeichnungen, aufzufinden und zu verstehen.

Die Wiederinbetriebnahme dieser Plätze wird wohl Jahrzehnte oder länger gedauert haben. Geises Darstellung, man hätte zuerst einfache Brand- und Feuerstellen errichtet und erst später feste Türme erbaut, läßt einen solchen Schluß also durchaus zu. Liest man weiter, erfährt man zudem, daß die Kelten wohl von Anfang an die Sendelinien, gleichbedeutend mit den Leylines, kannten. Natürlich bedarf es nicht allzu viel Phantasie, um zu verstehen, daß sie nicht gleich von Anfang an dieses hochkulturelle Erbe handeln konnten.

Einen recht gut verständlichen Vergleich präsentiert Geise in SYNESIS Nr. 20 (17). Zwar weiß ein Kind recht früh, welche Knöpfe es am Fernsehgerät betätigen muß, um sich die „Abenteuer der Maus“ anzusehen. Dennoch sind die technischen Prinzipien dieses „Zauberspiegels“ deshalb einem ABC-Schützen nicht geläufig.

Doch allmählich verstanden die Zuwanderer die Betriebsanweisungen der Götter immer besser. Auch die Wiederinbetriebnahme von Priestertum und Opfervorschriften gelang problemlos. Wenn wir also davon ausgehen, daß die Installierung von Ludrenplätzen mit einfachen Mitteln wieder gelang, mußten sich weltweit Spuren dieser Technologie finden lassen. Dies ist tatsächlich so.

Riesige Tempel, Pyramiden und Steinsetzungen wie z.B. in England können aus vielerlei anderweitig publizierter Gründe weder den Kelten, noch den klassischen Griechen und auch nicht den Ägyptern, Mayas oder Azteken zugewiesen werden (18). Zu den in alten Schriften (z.B. Bibel, Koran, Qumran usw.) immer wieder erwähnten „heiligen Höhen“ oder „Hainen“ gesellen sich auch Brunnenheiligtümer oder heilige Quellen.

Das heißt, daß die Anwesenheit der Götter auf den Höhen und in Hainen immer in Verbindung mit einer Wasserquelle oder einem Brunnen steht. Beispielsweise heißt es in Sure 23, 51 des Koran, wo gegen die Behauptung der „Ungläubigen“, sie hätten den Sohn Gottes gekreuzigt, gelehrt wird: *„Wir erhoben den Sohn der Maryam mitsamt seiner Mutter auf eine Höhe mit fließenden Quellen und gaben ihnen Zuflucht.“* Wenn diese Quellen, die fließenden Wasser, in unmittelbarem Zusammenhang mit den von uns unterstellten, ehemals technisch perfekten „Sonnen“ den Antiliden stehen, hieße dies kurz und bündig, daß die Götter in der Lage waren, tatsächliche Kräfte von Erde und Kosmos, die uns vielleicht erst jetzt wieder in Ansätzen bekannt sind, zu nutzen. Kräfte, die tatsächlich von Rutengängern gespürt werden können (19).

Die naheliegende Vermutung, die Götter einer solchen einst existierenden Hochkultur wären in der Lage gewesen, solche, uns noch nicht verständliche, Energie zu nutzen, ist keineswegs allzusehr spekulativ. Eine, mit irgendeinem Leuchtgas gefüllte, gläserne Vakuumkugel, angeschlossen an einen „Djed-Pfeiler“, welcher irgendwie die mit Fließwasserströmungen gleichzeitig vorhandenen Energien nutzbar macht, könnte des Rätsels Lösung für die High-Tech-Leuchtkugel sein. Verwendete Energien der gehörnten Atlantiden, die auch noch anderweitig genutzt werden konnten:

um gigantische Steinblöcke zum Bau von Pyramiden in Ägypten zuzuschneiden,

um mit heiligen Lotosblüten Blutgerinsel in den Köpfen zu diagnostizieren und dann mittels gekonnter Trepanie (Schädelöffnung, 20) weltweit mit über 80 % gelungenen Eingriffen Gehirnoperationen durchzuführen (21).

Um, wie auch von einem der größten Physiker des 19./20. Jahrhunderts, Nikola Tesla, angestrebt, freie Energien nutzbar zu machen (22).

Um mittels Tachyonen- und Vakuumfeldenergie Erdbeben auszulösen, Wasser für durchziehende Israeliten durchschreitbar zu machen (Resonanzschwingungen niederer Frequenz, 5 - 6 Hertz).

Um Laserwaffen, wie den Stab des Aaron, den immer wiederkehrenden Thorshammer oder die ebenso wundersame Lanze des Odin (Abb. 3) zu betreiben.

Dank unserer Künstler der Prähistorie fand der Verfasser auf einem Hällristning-Paneel sowohl einen zuvor beschriebenen heiligen Stein der Weisen, welcher für die Emittierung der erforderlichen Energie für die gasgefüllte Vakuumkugel (zweite Sonne) benutzt wurde, sowie den göttlichen Bediener (Abb. 4), ähnlich wie in einen heutigen „modernen“ Kraftwerk, trägt der Techniker das Symbol des Maschinchens auf der Brust. Kein Wunder, daß der Verfasser überall, ob in Schweden oder Norwegen, Spiralen fand. Zusammen mit den offiziell als „Sonnenräder“ apostrophierten Trelleborgkreuzen (23) tauchen auch diese Spiralen immer wieder auf.

Aber nicht nur in Stein hineingeritzt, sondern zudem noch in riesigen Steinsetzungen für die Nachwelt erhalten. So riesig, daß der Verfasser leider kein Foto zur Illustration anbieten kann. Nur mit einer Luftaufnahme ließe sich die Dimension darstellen. Die vom Verfasser vor Ort in Augenschein genommene

Spirale bei Ulmekärr, nordwestlich des Hällristning-Museums von Tanumshede (siehe Skizze in SYNESIS Nr. 20) wird durch zwei weitere, ebenso große Steinspiralen, entlang der Schärenküste nördlich von Grebbestad, in Richtung der Insel Resö, komplettiert. Resö ist schwedisch und bedeutet sicher nicht zufällig „Insel des Re“. Auf der kleinen Höhe der ansonsten recht flachen Insel steht ebensowenig zufällig eine alte und schöne Kirche. Auch eine sprudelnde Quelle - der Leser ahnt es schon - fehlt nicht. Alles ist komplett.

Natürlich, wenn wir hier über globale weltweit existierende „Online“-Nachrichtensysteme diskutieren, die Spirale für Tachyonen- und Vakuumfeldenergie á la Dr. Nieper (24) als eine Art „Warenzeichen“ ansehen, dürften solche Darstellungen im Norden Europas nicht exklusiv sein. Das sind sie auch nicht.

In seinem bereits zitierten Buch „Das Erbe der Giganten“ präsentiert Uwe Topper im Bildteil eine Auswahl von Spiralen von der iberischen Halbinsel und dem Nordwesten Afrikas. In seinem Buch „Die Geheimnisse der Pyramiden“ (25) präsentiert Prof. Harald Braem eine Auswahl solcher Spiralen auf Felsbildern der Kanarischen Inseln. Spiralen erkennt man per Luftbild auf der peruanischen Hochebene von Nazca (26), sowie auf der Grabplatte von Palenque unter den Füßen des „Himmelfahrers“, die jedoch der staunenden Welt als „Barthaare des Wettergottes“ erläutert werden. Wer's glaubt, wird selig!

Da wir gerade in Palenque sind, wollen wir kurz den Beschreibungen Prof. Braems folgen. Die Mumie Pacals fand sich unter dem Tempel der Inschriften. Man fand einen brunnenartigen Schacht, der von der Pyramide in die Tiefe führt. Solche merkwürdigen Brunnenschächte beschreibt auch Geise in seiner bereits mehrfach erwähnten Dokumentation. Aber nicht nur dort erfährt man etwas über solch heilige Brunnen.

Der aus der dänischen Stadt Aarhus stammende Archäologe Prof. Geoffrey Bibby (27) beschrieb solche von ihm gefundenen Schächte im Arabischen Golf. Auf der Insel Bahrein fand sich, nahe des Portugiesischen Forts, ein auf einer Höhe gelegener Tempel, laut Bibby von der „Barbar-Kultur“ erbaut, mit einem merkwürdigen Brunnenschacht. Da in ergrabenen Siedlungsresten nahe dieser Höhe ein noch heute wasserführender Brunnen existiert, müsse dieser anderen Zwecken als der lebensnotwendigen Wasserversorgung der Bevölkerung gedient haben. Tatsächlich, als sich Prof. Bibby mit Hilfe seiner Mannschaft die vorhandene Treppe abwärts grub, stieß er an deren Fuß auf ein „merkwürdiges“ Taufbecken. Doch nicht genug damit - am Ende des Geländers dieser Treppe stieß man auf zwei geköpfte Sphingen.

Doch ob nun Prof. Bibby das geheimnisvolle Land Dilmun fand oder nicht (28), völlig erfolglos war seine Expedition dennoch nicht. Im Scheichtum von Qatar fand er noch eine heilige Höhe mit Brunnen. Auf der dem Scheichtum Kuwait vorgelagerten Insel Failaka beschreibt er ein Heiligtum der Schiiten, nämlich das des „grünen Mannes“. Völlig abstrus und eher allegorisch, sei die Legende um den „grünen Mann“ zu verstehen. Dieser soll hier mit Moses gewandelt sein. Jedoch, ob dies nun Wahrheit ist oder nicht, wichtig für uns ist Prof. Bibbys Beschreibung dieses Heiligtums. Eine heilige Höhe mit einer Oase findet man dort und einen grünen Hain, doch - der Leser ahnt es schon - ist auch ein lieblicher Brunnen nahebei.

Bleiben wir in Arabien. Die etwa sechshundert Kilometer südwestlich der Kaaba von Mekka existierende sogenannte Südkaaba, in der saudiarabischen Provinz Asir (29), am Ostufer des Roten Meeres gelegen, ist auch ein Brunnenheiligtum des hier verehrten Al-Ban-Isa. Es ist ein Fruchtbarkeitsgott, der mit heiligem Wasser und Lebensbrunnen in Verbindung gebracht wurde. Dieser findet sich sogar im jüdischen Talmud:

„Am Gestade des Meeres entstieg der Heilige den Fluten...“ Obwohl es möglich wäre, unsere Brunnenreise rund um den Erdball munter fortzusetzen, mögen zwei abschließende Beispiele exemplarisch ausreichen.

Im Garten Eden, dem Paradies von Adam und Eva, stand der „Baum der Erkenntnis“ nahe eines blühenden Haines mit sprudelnder Brunnenquelle. Wenn dieser Erkenntnisbaum in Wahrheit ein im Gelände stehender, irgendwann mit Unkraut überwachsener „Djed-Pfeiler“ oder „Ben-Ben-Stein“ war, dann hätte Eva wohl nicht in den heiligen, goldenen, vakuum-kugelförmigen Apfel gebissen, sondern in Wahrheit das geheime Morse- oder Ogham-Alphabet entschlüsselt. Darum warfen die Götter (im Buche Genesis steht „wir“) die Bagage aus dem heiligen Hain = Paradies hinaus.

Um zum letzten heiligen Brunnen zu kommen, ist es notwendig, den immer gerne als „Märchenonkel“ diffamierten Griechen Herodot zu rehabilitieren. Dieser sagt ja in seinen Büchern zur Geschichte klipp und klar, daß der bartlose Pharao Cheops nicht in der nach ihm benannten Pyramide seine letzte Ruhe fand: *„Sie begruben ihn auf einer Insel, umflossen von Wasser.“* Wo mag, im ansonsten inselarmen Nil, also

diese Ruhestätte des Cheops zu finden sein? Man mag es kaum glauben: am Brunnenheiligtum des Gizeh-Plateaus.

Der österreichische Diplom-Ingenieur des weltweit agierenden Kraftwerks- und Generatorenbaukonzerns in Linz/Ö., Dr. Walter Garn, hält die Pyramiden von Gizeh für ein gewaltiges Wasserkraftwerk. Kanäle zu den auf Felsen stehenden Pyramiden würden den Nil mit diesem Kraftwerk verbinden. Dieses Adhäsionsprinzip basiere auf einfachen, physikalischen Prinzipien: „*In verbundenen Röhren steigt das Wasser gleich hoch.*“ Also, wenn das Plateau (30) vom Nil her gesehen höher liegt, brauche man nur noch eine Adhäsionsansaugung. Und die haben wir auch:

Nämlich die angeblich auf Sternformationen ausgerichteten vier Schächte der Cheopspyramide, wie von Geise in SYNESIS Nr. 20 abgebildet. Aber, völlig richtig, etwas fehlt noch: Das dem Automechaniker auffallend notwendige Ausgleichsgefäß dieses „wasserabhängigen“ Adhäsionspumpenwerkes oder -Systems. Dieses Ausgleichsgefäß ist, man mag es kaum glauben, der „heilige Geist“.

Dieser „heilige Geist“ steht, wie jeder Fachmann bestätigen wird, ganz im Sinne der Massenträgheitstheorie eines Isaac Newton, genau an der richtigen Stelle. Genau wie es der Grieche Pythagoras der Nachwelt in seinem Lehrsatz hinterließ. Am dritten geomantischen Punkt (31) dieses nach ihm benannten Dreiecks natürlich. Ganz klar, hätte man nur die himmelwärts zeigenden Schächte, würde dies implizierte „Kraftwerk“ noch nicht funktionieren. In den Kanälen, die den Nil mit dem Pyramidenkraftwerk verbinden, wäre statt Wasser nur Luft.

Was hier fehlt, weiß jeder Aquarianer. Eine Vakuumpumpe, ein „heiliger Geist“, welche erst Luft ansaugt, woraufhin das Nilwasser folgt. Der „heilige Geist“ verläuft, gemäß dem Dreieck des Pythagoras, von der Cheops- zur Chefren-Pyramide und von dort zum Sphinx. Ein Brunnen im Sphinx, unter dem Niveau des Nil, wäre die gesuchte Vakuumpumpe. Die Gleichung stimmt! Der heilige Fluß, der 90°-Bogen, würde über die „Seelenschächte“ der Cheopspyramide die Luft absaugen. Die unter den Pranken des Sphinx fließenden Brunnenwasser würden, wie im Prinzip der von uns besprochenen Spiralen, jetzt das Wasser vom göttlichen Nil ansaugen. Der Kreislauf, symbolisiert durch die kabbalistische Acht, wäre geschlossen.

Nun ahnen wir den Rest auch noch (32). Wenn also die „Sphinx-Pumpe“, in Zusammenhang mit Pyramiden und „Seelenschächten“, das unabdingbare Vakuum erzeuge, verstehen wir auch Herodot. Wie auch immer diese Brunnenheiligtumpumpe unter den Pranken des Sphinx funktioniere, in diesem Vakuum ließe sich, da absolut keimfrei, ein Körper „ewig“ vor Verwesung konservieren. Wie schrieb Herodot: Auf einer Insel, von Wasser umflossen (besser: vakuumsaugenden Luftströmen), sei der große Cheops bestattet. Ganz klar: besser als alle Natronbäder, als alle Balsamierungstechniken der ägyptischen Priester, konserviert ein Vakuum einen Körper. Dieser müßte visuell „zu Stein erstarrt“ sein. Ruht der heilige, „zu Stein erstarrte“ Grals-Cheops also im Sphinx? Betete man also nicht, wie auf einem Felsritzungspaneel im norwegischen Hardangerfjord der Nachwelt hinterlassen, die täglich aufgehende Sonne an? Stattdessen die gasgefüllte Vakuumschale der Götter (Abb. 5)?

„Wahre Hingabe ist sich selbst genug. Nach dem Himmel nicht verlangen, die Hölle nicht fürchten.“
Rabia El Adawia (aus: „Die Sufis“, Idries Shah)

Übrigens wäre eine Pyramide auch ein toller „Ludrenturm“ gewesen. Wie das ausgesehen haben könnte, zeigt die Ein-Dollar-Note der USA!

Literatur und Anmerkungen

- 1 „Das keltische Nachrichtensystem wiederentdeckt“, Gernot L. Geise, ME-10.
- 2 Bezüglich katastrophistischer Thesen siehe z.B. „Welten im Zusammenstoß“, Immanuel Velikowsky, Ullstein TB-Reihe „Phantastische Phänomene“.
- 3 „Gedanken zur prähistorischen Hochkultur in Nordeuropa“ (SYNESIS Nr. 16), „Skandinavische Felsbilder - Hieroglyphen des Nordens“ (SYNESIS Nr. 20) vom Verfasser.
- 4 Nicht von ungefähr finden heutige Archäologen Siedlungsreste an Fjordmündungen. Die beispielsweise nahe der Stadt Schleswig ausgegrabene ehemalige Stadt Haitabu war nicht nur Handelszentrum, sondern gleichzeitig Zentrum von am dortigen Fjord Schlei siedelnden Fischern. Noch zur heutigen Zeit spielt die Fjordfischerei eine wirtschaftliche Rolle. Einen recht guten Eindruck von saisonbedingten Fischzügen wandernder Nomaden bekommt man von April bis Mai auch heute noch, wenn sich von der Schlei bis zur Stadt Kappeln die Heringsangler drängeln. Denn wenn die Heringsweibchen in den Schlei-Fjord hineinwandern, gibt es nirgendwo in dieser Gegend ein freies Bett mehr. In der „Landarzt-Stadt“ Deekelsen wird dann zu Christi Himmelfahrt der Heringskönig mit leckerem Beugelbuddelbeer gefeiert.
- 5 Kimm = Ausdruck des Seemannes für den Wellenberg, der scheinbar am Horizont mit dem Himmel verschmilzt.

- 6 Wer dies mit „primitiver“ Neugier übersetzt und meint, dies sei in der Hochzivilisation unserer Tage nicht möglich, der sei auf den „Unfall-Gaffer-Sport“ auf sonntäglichen Autobahnen verwiesen. Rettungssanitäter mit Prügeln zu bedrohen, damit sich diese nicht „vordrängeln“, ist nicht sehr zivilisiert.
- 7 In den nordischen Sagen waren Alben ein mit den Asen friedlich zusammenlebendes Zwergenvolk. Der Begriff „Schwarzalbe“ könnte auf die dunklere Hautfarbe, im Vergleich zu Hünen und Asen, hindeuten.
- 8 „Jede unverstandene Technik ist zwangsläufig Magie!“ George Bernhard Shaw.
- 9 Wem die Darstellung in der Bibel etwas zu langweilig erscheint, kann auch beim jüdischen Historiker Flavius Josephus in seinen „jüdischen Altertümern“ nachlesen.
- 10 Über eine interessante These dazu, die als „Tierschwanz“ apostrophierten Stangen auf schwedischen Felsbildern seien Scheiden für Laserwaffen, siehe: „Sie waren doch da“, Preben Hansson, Bayreuth 1990.
- 11 Phaidon Essen.
- 12 Bauernskythen kennt Herodot auch.
- 13 Prise = seemännischer Ausdruck der Kriegsmarine. Eine Kommandomannschaft, die angesichts drohender Siegerkanonen der Mannschaft des gekaperten Schiffes Befehle zur Einbringung ihres Schiffes in den feindlich/siegreichen Hafen erteilte.
- 14 Die Folgen eines solchen Hungerwinters lassen sich sehr schön an der Moorleiche eines ca. 14-jährigen Mädchens in der Nydamhalle des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums in Schleswig studieren. Die dort ausgestellten Hohlbeinknochen lassen sieben hungerödematige Wucherungen, in der klassischen Anatomie als Pro-Vitamin A-Vergiftung bekannt, deutlich erkennen.
- 15 Die ausführliche Schilderung dieses Ereignisses findet sich im Buch des Dänen Preben Hansson „Sie kamen von den Sternen“, Ullstein TB, sowie in SYNESIS Nr. 20 „Amun-Re in Nordeuropa - Apollon-Tempel im Norden Jütlands“ vom Verfasser.
- 16 Eine recht gute Vorstellung davon, wie eingewanderte Völker auf Hinterlassenschaften von Hochzivilisationen gestoßen sein könnten, gibt Uwe Topper in seinem Buch „Das Erbe der Giganten“, Olten b. Freiburg 1977.
- 17 „Die Pyramiden von Gizeh wurden nicht von Altägyptern erbaut“, Gernot L. Geise, SYNESIS Nr. 20.
- 18 Ein recht gutes Beispiel für die Unmöglichkeit der Errichtung von Großmonumenten durch Völker der Bronzezeit gibt der Cavatori Dieter Vogl in SYNESIS Nr. 19 „Das Pyramidenmaterial von Gizeh“, sowie G. Geise, siehe Anm. 17.
- 19 Daß es sich beim Rutengehen bzw. Muten nicht um blödsinnigen Hokuspokus handelt, erklärt Gernot L. Geise mit einfachen Worten in „Radiästesie im Alltag“, Hohenpeißenberg 1994.
- 20 Zum Problem von Schädelöffnungen im Altertum, global nachweisbar, siehe „Macht und Geheimnis der frühen Ärzte“, Dr. Jürgen Thorwald, Knauer TB.
- 21 Zum Problem der angeblichen Lichtquelle „heilige Lotusblüte“ schrieb EFODON-Mitglied Horst Rennert an den Verfasser: *„Wenn man die Schlange, welche laut den Autoren des Buches ‚Das Licht der Pharaonen‘, Habeck/Krassa (1994 Herbig) der Lampe Lotusblüte vom dargestellten Djed-Pfeiler (s. Abb.) als Zuleitung irgendeines Leuchtmediums ansieht, dürften die Priester das Problem der Verrußung der Blüte kaum in den Griff bekommen. Der dargestellte Gott Horus mit seinen Messern scheint hier statt eines vermuteten Schurzes eine Bleischürze zu tragen.“* Wenn diese hieroglyphische Darstellung einen Röntgen-OP zeigt, lösen sich die Rätsel um die fürs Altertum kaum glaubliche Erfolgsquote geöffnete Schädel!
- 22 Als der von uns bereits zitierte Däne Preben Hansson mit den Grundrissen der vier Trelleborg in Dänemark sowie deren geographischer Linie einen nicht namentlich genannten Fachmann für Generatoren- und Kraftwerkstechnik befragte, kam dessen Antwort sofort: „Der Tesla-Generator.“
- 23 In einem Schreiben an den Verfasser räumte Preben Hansson zwar ein, daß er sich auch andere Definitionen zu den überall in Stein geritzten Trelleborgkreuzen vorstellen könne, jedoch eine Sonne mit vier Speichen nur schwer.
- 24 Dr. H.A. Nieper „Pyramiden mit Vakuumfeldenergie?“ in: NATURSTEIN, März 1992, Ebner Verlag Ulm, zitiert in SYNESIS Nr. 19, Dieter Vogl, ebenda.
- 25 „Die Geheimnisse der Pyramiden“, Prof. Harald Braem, München 1992.
- 26 Z.B. bereits 1967: Erich von Däniken in seinem Weltbestseller „Erinnerungen an die Zukunft“, Econ Düsseldorf.
- 27 „Dilmun“, Geoffrey Bibby, Reinbek bei Hamburg 1977.
- 28 Zur von Prof. Bibby vertretenen Auffassung, die Ausgrabungen im Arabischen Golf, insbesondere auf der Insel Bahrein, hätten zur Auffindung Dilmuns geführt, sei auf die Thesen von Prof. Gunnar Heinsohn verwiesen: „Wer herrschte im Indus?“, Mantis-Verlag, Gräfelfing 1993.
- 29 Die saudiarabische Provinz Asir bezeichnet der libenesische, in Amerika lehrende Prof. Kamal Salibi als das ursprüngliche „heilige Land der Bibel“. Siehe hierzu „Die Bibel kam aus dem Lande Asir“, Kamal Salibi, Reinbek bei Hamburg 1987. Desgleichen „Wer war Jesus wirklich?“, deutsch: München 1994.
- 30 Warum heißt es eigentlich „Plateau“? „Plat“ kommt von Platte, „eau“ leitet sich von „Wasser“ ab. Zufall?
- 31 Nun mag der für einen Gottesmann seltsame Ausspruch des Gründerabtes des Zisterzienserordens, Bernhard de Clairvaux, vom Balkon in Troyes (Frankreich): „Gott ist Länge mal Breite mal Höhe“ verständlich sein.
- 32 Den Nachweis über verbindende Kanäle zwischen Pyramiden und Sphinx lieferte ein Team der japanischen Waseda-Universität (Tokyo): der Waseda-Bericht.

Die Evolution, frei erfunden?

(c) Dr. Hans-Joachim Zillmer, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 26/1998

Bevor ich auf einen Beweis gegen eine angeblich vollzogene Evolution eingehe, muss vielleicht deutlich gemacht werden, dass man zwischen Makro- und Mikroevolution unterscheidet. Die Makroevolution, also der Übergang von einer Gattung zur anderen, wird oft, ja sogar immer, mit der Mikroevolution bewiesen, die es ohne Frage gibt. Man kann sie auch tagtäglich beobachten, denn durch Anpassung und Variation der Vererbungsmerkmale können neue Tierarten innerhalb einer Gattung entstehen. Ein gutes Beispiel bilden die Hunde, die auch nach der geltenden wissenschaftlichen Meinung alle von einer einzigen Urhündin abstammen und damit ein Ergebnis natürlicher Auswahl und Anpassung sowie Einflussnahme des Menschen als Schöpfer durch Zuchtauswahl darstellen. Also Mikroevolution, aber keine Makroevolution, denn ein Übergang von einer Gattung zur anderen mit den noch immer fehlenden „Missing links“ wurde bisher nicht nachgewiesen, denn aus einem Hund wird kein grundsätzlich anderes Tier, nur eben ein anderer Hund: Klein oder groß, behaart oder unbehaart, usw. In diesem Sinne wird aus einem Affen eben auch kein Mensch, was zu beweisen wäre.

Dokumentiert man, dass Menschen beispielsweise mit den Dinosauriern zusammen gelebt haben, fehlt für die Entwicklung der „Krone der Schöpfung“ ganz einfach Zeit, da sich eine evolutionäre Fortentwicklung per Definition eben nur in ganz kleinen Schritten vollziehen kann. Die Säugetiere entwickelten sich aber erst nach dem angeblichen Aussterben der Dinosaurier vor rund 64 Millionen Jahren, obwohl es zu deren Lebzeiten kleine Säugetiere in Rattengröße gegeben haben soll. Beweist man aber die Koexistenz von Dinosauriern und Menschen, dann hat es diesen Zeitraum, in dem die Entwicklung der Säugetiere stattgefunden haben soll, nicht gegeben!

Artefakte aus einer falschen Zeit

Seit über 30 Jahren beschäftige ich mich mit kuriosen Funden und Widersprüchlichkeiten in unserem aktuellen Weltbild. Seltsame Artefakte werden in der einschlägigen Literatur sehr oft dokumentiert. So wurden ein Fingerhut, der in Kohle eingebettet war, ebenso wie ein Löffel, ein eiserner Kessel, eine Goldkette von 8 Karat, ein metallenes Schiff oder ein Gefäß mit Silbereinlage, eine Glocke aus Bronze sowie auch Pflanzen der jüngeren Vergangenheit an Orten gefunden, an denen entsprechende Funde nicht gemacht werden dürften. Die Kohle oder das Gestein, in der die Artefakte eingebettet waren, müssen logischerweise älter als das sie umgebende Material sein. Kohle selbst ist angeblich mindestens -zig Millionen Jahre alt, und die künstlich hergestellten Funde müssen daher älter sein! Gemäß dem uns gültigen Weltbild liegen aber zwischen dem Zeitpunkt der Entstehung der Kohle und der Entwicklung eines technisch begabten Menschen mindestens -zig Millionen Jahre. Insgesamt gesehen ist ein Zeiträtsel zu lösen, wenn die beschriebenen Funde echt sein sollen und, unser Weltbild müsste ganz neu geschrieben werden.

In der Literatur findet man vereinzelt spärliche Hinweise auf einen fossilen Hammer, der komplett in altem Sandstein eingebettet war. Dieses das antike Werkstück umgebende Gestein wird aus geologischer Sicht auf ein Alter von 140 oder auch 400 Millionen Jahren geschätzt. Da der fossile Hammer in diesem Sandstein vollständig eingebettet war, muss er also älter als das ihn umgebende Gestein und vielleicht sogar älter als das Geschlecht

der Dinosaurier sein, denn die Ära dieser Urtiere begann vor rund 250 und endete vor rund 54 Millionen Jahren.

Leider sind die entsprechenden Beschreibungen des fossilen Hammers in der einschlägigen Literatur sehr oberflächlich, und so beschloss ich, diesem Artefakt nachzuspüren und die Authentizität nachzuweisen - oder auch nicht. Meine letzte Information war, dass der Hammer früher in einem kleinen örtlichen Museum in der Kleinstadt Glen Rose, Texas, gelegen haben soll.

Auf jeden Fall waren meine Nachforschungen in Texas erfolgreich, und ich erhielt sogar eine genaue Nachbildung aus Kunststoff. Also sind entsprechende Artefakte doch allesamt gefälscht? Äußerlich ja, aber in diesem Fall nicht...

Der Hammer weist eine einfache, normale Form, fast wie ein in Deutschland üblicher Maurerhammer, auf. Der Stiel des antiken Hammers ist kristallin versteinert, sehr hart und in seiner Struktur intakt. Es konnte festgestellt werden, dass der Innenteil teilweise porös in Kohle umgewandelt wurde. Die Kombination von Verkohlung und Versteinering ist sehr ungewöhnlich, wissenschaftlich nicht zu erklären, und mir ist kein ähnliches Fundstück auf der ganzen Welt bekannt. Das Alter von versteinertem Holz wird offiziell auf 100 bis 200 Millionen Jahre geschätzt. Es entsteht, wenn es als Ablagerung überschwemmter Flüsse oder Seen in der Erde lagert. Es wird durch im Wasser aufgelöste Silikate imprägniert, welche z.B. durch Vulkanasche geliefert werden. Diese Stoffe ersetzen den Wasserstoff- und Luftgehalt des Holzes und beginnen mit dem Versteineringprozess durch Verkieselung, auch Silifizierung genannt. Dadurch können sehr hartes Opal oder Quarz entstehen, und das Endprodukt ist etwa fünfmal schwerer als das normale Kiefernholz.

Nach dieser kurzen Beschreibung des Hammerstiels liegt eigentlich schon klar auf der Hand, dass dieser fossile Hammer echt und alt sein muss! Wer das nicht glauben kann, sollte darlegen, wie man einen versteinerten Holzgriff mit in porös verwandelte Kohle im Innenteil mit modernen oder auch antiquierten Methoden herstellen kann!

Aber Menschen, die hochwertige Werkzeuge herstellen, gibt es - der wissenschaftlichen Lehrmeinung nach - doch erst seit ein paar tausend Jahren. Irgend etwas stimmt doch da mit der Zeitdatierung, den großen Zeiträumen der vergangenen Erdzeitalter oder aber wahrscheinlich beidem nicht. Ist die Menschheit jetzt -zig Millionen Jahre alt oder ist sie doch jung?

Untersuchung des Hammers

Die eingehenden Untersuchungen wurden unabhängig von verschiedenen Instituten vorgenommen. Hochentwickelte Elektronenmikroskope dienten hierbei der zerstörungsfreien Untersuchung der Struktur und der Zusammensetzung des Stahls, aus dem der Hammerkopf hergestellt worden war.

Das Ergebnis der Untersuchungen war mysteriös und rätselhaft zugleich, denn es stellte sich heraus, dass die chemische Zusammensetzung des Hammerkopfes aus 96,6% Eisen, 2,6% Chlor und 0,74% Schwefel besteht. Unglaublich, dieses Material besteht aus fast absolut reinem Eisen! Weitere Beimengungen oder Verunreinigungen konnten nicht nachgewiesen werden. Reines Eisen besitzt aber eigentlich eine geringe Festigkeit.



Der fossile Hammer aus London in Texas. Er war ursprünglich komplett im Gestein eingeschlossen, nur das Ende des Hammerstiels schaute heraus. (Foto: Dr. C. Baugh, Druckerlaubnis erteilt)

Zu den zerstörungsfreien Prüfverfahren der Stahlgüte gehören das Röntgenverfahren, magnetische Prüfverfahren und Ultraschall-Verfahren. Mittels Röntgenaufnahmen wurde festgestellt, dass der Stahl des Hammerkopfes keine Einschlüsse oder Unregelmäßigkeiten aufweist. Also wurde er auf irgendeine Art und Weise vergütet und gehärtet. Eigentlich muss chemisch reiner Stahl, der nicht weiter behandelt worden ist, relativ weich sein. Aber aufgrund der nachgewiesenen gleichmäßigen Struktur scheint es sich um harten Stahl zu handeln, der durch eine hochentwickelte Technologie hergestellt wurde.

Das Untersuchungsergebnis ist einfach sensationell und fast utopisch zugleich, denn wer sich mit moderner Stahlherstellung nur einigermaßen auskennt, weiß, dass bei allen uns bekannten Herstellungsprozessen von hochwertigem Stahl Verunreinigungen durch Silizium oder Kohlenstoff zwangsläufig entstehen müssen! Ich unterstreiche nochmals fett das Wort „müssen“. Eine Stahlerzeugung ohne diese Verunreinigungen ist heute einfach gar nicht denkbar! Auch andere uns zur Stahlveredlung bekannte Beimengungen wie Kupfer, Titan, Mangan, Kobalt, Molybdän, Vanadium, Wolfram oder Nickel konnten nicht nachgewiesen werden. Diese und andere Elemente werden bei den uns bekannten Methoden der Stahlherstellung, je nach Anwendungsgebiet, zur Erzielung bestimmter

Stahleigenschaften eingesetzt.

Hochwertiger Stahl in der hier vorliegenden Zusammensetzung kann durch unsere modernen Verarbeitungsmethoden also gar nicht hergestellt werden. Es stellt sich automatisch die Frage: Wer hat dann aber diesen Hammer produziert und zu welcher Zeit? Gemäß dem offiziellen Stand unserer Forschung und Wissenschaft kann dieser Hammer eigentlich überhaupt nicht vorhanden und nicht hergestellt worden sein. Ein gefälschter Hammerkopf ist damit grundsätzlich ausgeschlossen. Entsprechendes hatte ich ja auch schon für den Hammerstiel festgestellt.

- Also zwei fälschungssichere Materialien, für die wir keine wissenschaftliche Erklärung haben, vereint in einem Werkstück. Außerdem war dieses antike Werkzeug komplett in solidem Gestein eingeschlossen. Na, wenn das kein Beweis für eine ganz andere Erd- oder Menschheitsgeschichte ist!

Wenn unsere Wissenschaft mit dem Ablauf der Erdgeschichte recht hat, bleibt nur eine Lösungsmöglichkeit: Diesen Hammer hat ein Außerirdischer bei seinem Besuch auf der Erde verloren. Aber es gibt noch eine andere logische Erklärung, die ich im Verlauf eines von mir geplanten Buchprojekts (Erscheinungszeitpunkt wahrscheinlich Juli 1998) beschreiben werde. Allerdings steht die Lösung dieses Problems nicht im Einklang mit den bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnissen und dem gewohnten, geologisch geprägten Weltbild, da sie eine grundsätzlich andere Zusammensetzung der Atmosphäre, im Gegensatz zu der uns vertrauten Lufthülle, zur Zeit der Hammerherstellung voraussetzt und die Koexistenz von Dinosauriern, Säugetieren sowie des Menschen nachweist.

Wann wurde der Hammer hergestellt?

Nachweisbar war der ganze Hammer komplett, und er ist immer noch teilweise vom Sandstein eingeschlossen. Ein Teil des Metalls der Oberfläche des Hammerkopfes ging mit dem umgebenden Material des Felsens eine chemische Verbindung ein. Daraus folgt zwangsläufig, dass der Hammer vor der Entstehung des Steinmaterials entstanden sein muss! Das Alter des Gesteins wird von den Geologen auf mindestens 140, eventuell auch 400 oder sogar 500 Millionen Jahre geschätzt. Wenn diese Aussage stimmt, müsste dieser fossile Hammer mindestens genauso alt sein. Zwangsläufig würde die Menschheit auch nicht erst seit vielleicht vier Millionen Jahren existieren, sondern mindestens 140 Millionen Jahre, aus geologischer Sicht könnte sie möglicherweise auch 400 bis 500 Millionen Jahre alt sein. Alles hängt somit von der Datierung des Gesteins ab. Wird diese indirekte und direkte Zeitbestimmung erschüttert, und weist man einen Fehler in der ihr zugrundeliegenden theoretischen Grundlage nach, könnten der Hammer, damit aber auch das Kalkgestein und das Geschlecht der Dinosaurier, vielleicht nur 10 000 Jahre alt sein. Und genau das - die Unstimmigkeit und die grundsätzlichen Fehler der Methoden der Altersbestimmung - werde ich, im Rahmen meines geplanten Buchprojekts mit dem vorläufigen Arbeitstitel „Auch Dinos waren auf der Arche“, nachweisen. Gelingt mir dieser Nachweis, dann wäre das ganze Feld der erdgeschichtlichen Entwicklung für andere, und in sich schlüssigere Überlegungen, offen. Denn ich bin der festen Überzeugung, dass die Erdzeitalter, im Sinne des Darwinismus, frei erfunden werden mussten, da eine Entwicklung der Arten ganz einfach sehr viel Zeit benötigt.

Da eine Fälschung des Hammers aufgrund der beschriebenen technischen, optischen, chemischen und physikalischen Eigenschaften nicht in Betracht kommt, hat die Wissenschaft somit das Alter der Menschheit im Sinne unseres gültigen Weltbildes unfreiwillig sehr weit in die Vergangenheit zurückverlegt. Eigentlich zu weit. Warum? Weil

dann die bekannte Evolutionstheorie als reine Erfindung abqualifiziert ist. Der Mensch war in diesem Fall schon vor den Affen da. Die können sich frühestens erst nach dem Verschwinden der Dinosaurier vor etwa 64 Millionen Jahren mit der danach beginnenden Evolution der Säugetiere langsam entwickelt haben. Ein grundsätzlicher Widerspruch zu den Aussagen der Wissenschaft. Eine rhetorische, aber im Sinne der Evolution durchaus folgerichtige, Frage stellt sich von selbst: Stammt der Affe jetzt von den Menschen ab? (1) Eine Evolution und langsame, zufällige Entwicklung des Menschen durch viele Zufälle und Mutationen über lange Zeitepochen hinweg, stellt sich plötzlich als ein Märchen dar. Auf jeden Fall scheinen Menschen und Dinosaurier gleichzeitig in der gleichen Zeitepoche gelebt zu haben.

Fällt das Zeitalter der Dinosaurier, Menschen und vielleicht auch der Säugetiere in die gleiche Zeitperiode, dann kann es per Definition überhaupt gar keine Evolution gegeben haben.

Wie auch immer, bei meinem Besuch in Amerika wurde ich eingeladen, bei Ausgrabungen von versteinerten Fußspuren von Dinosauriern teilzunehmen, was ich auch dankend annahm. Worin die Sensation besteht? In dieser Sequenz mehrerer versteinertes Fußspuren eines dreizehigen Dinosauriers in ununterbrochener Rechts-Links-Folge wurden die Abdrücke eines barfuß laufenden Menschen nachgewiesen...

Anmerkung

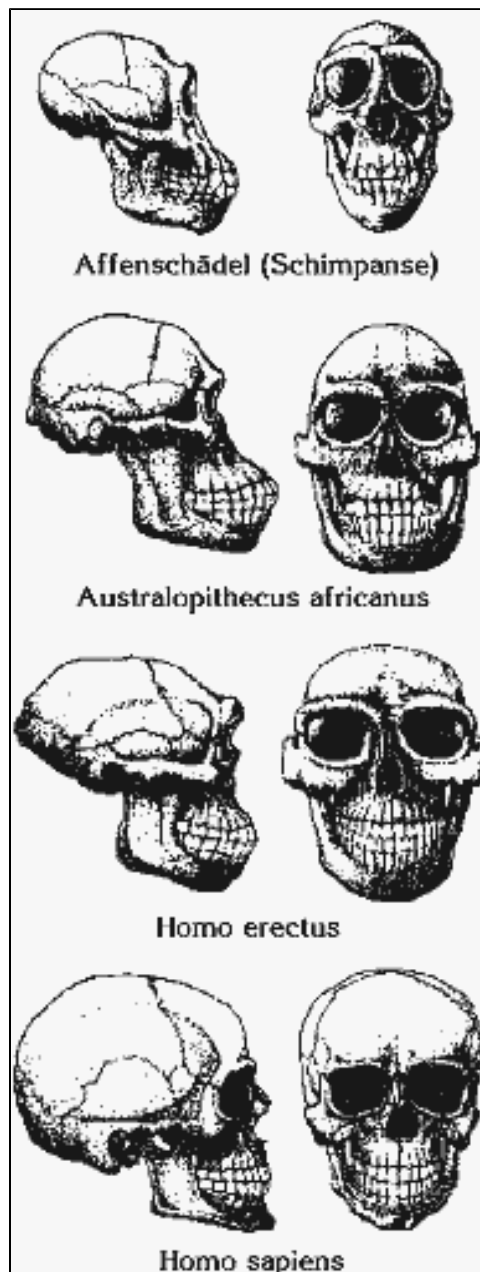
(1) Diese These vertritt seit langem u.a. mit der These der Bipedie der französische Biologe und Zoologe François de Sarre, der u.a. davon ausgeht, dass Affen eine Degeneration aus der menschlichen Entwicklungslinie darstellen.

Eine alte Dame mit Namen Lucy

© Dieter Vogl, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 26/1998

Die Indizien mehren sich immer mehr, dass nicht nur mit der uns von der Schulwissenschaft verordneten Geschichte, sondern auch mit der Vorgeschichte so einiges nicht stimmt. Selbst als Belege für die menschliche Entwicklung angesehene Funde entpuppen sich als Belege gegen die offizielle Abstammungsthese.

Dass die ÄLoHI'M (Elohim) mit extraterrestrischen aber hominiden Wesen identisch sein dürften, wird seit langem nicht nur in präastronautischen Kreisen vermutet. Hierfür gibt es aus dem mythologischen Bereich eine ganze Reihe beachtenswerter Indizien. Und eine Vielzahl von diesen Indizien spricht sogar dafür, dass diese außerirdische Lebensform den irdischen Menschen durch genetische Manipulationen geschaffen hat.



(aus: „Biologie heute“, Hannover 1981, Seite 323)

Im Zeichen der derzeitigen Ereignisse, und vor allem unter der Prämisse der Erfolge auf dem verzweigten Gebiet der Reproduktionsmedizin, ist die Frage aktueller denn je, ob der Mensch erst durch eine genetische Manipulation zu dem gemacht wurde, was er heute ist. Die Wissenschaft stritt bislang diese Möglichkeit mit allerlei fadenscheinigen Argumenten generell ab. Ihre beste wenn auch fragwürdigste Begründung war dabei der lapidare Satz, dass Kloning undurchführbar sei. Dies postulierte noch im Jahre 1993 die Nobelpreisträgerin Frau Prof. Christiane Nüsslein-Volhard (Focus Nr. 52/1993, Seite 108). Außerdem war sie damals der Ansicht, „dass viele Kollegen nicht wissen, dass die Keimbahntherapie gar nicht funktionieren kann“.

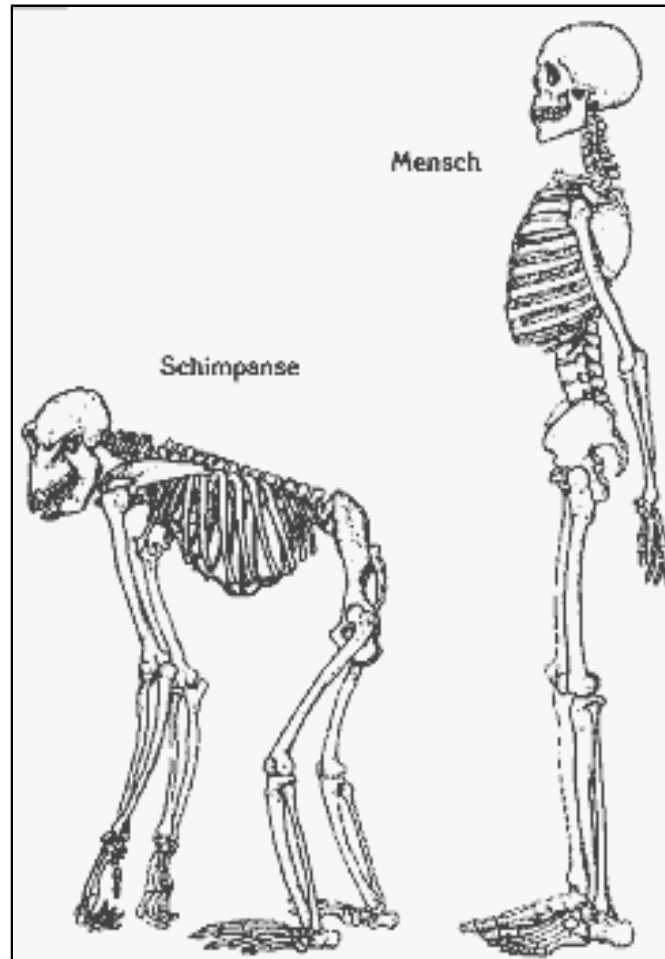
Diese Einstellung ist für eine Biologin unverständlich, sollte sie doch wissen, dass Kloning sowohl an pflanzlichen als auch an tierischen Zellen schon sehr lange praktiziert wird. Wie mir Prof. Dr. Winnacker vom Genzentrum München-Martinsried glaubhaft in einem Brief versichert, ist dies „neuerdings mittels Gentechnik sehr viel schneller und spezifischer“ möglich.

Eine Nobelpreisträgerin auf dem Holzweg

Wie wir heute wissen, befand sich die Nobelpreisträgerin mit ihrer etwas voreiligen Aussage auf dem Holzweg, denn im Jahre 1997, durch die Präsentation des Klon-Schafes Dolly, wurde zweifelsfrei erwiesen, dass sich künftig auch erbgleiche Kopien vom Menschen herstellen lassen werden. Aber dies ist eigentlich keine Überraschung, vor allem dann nicht, wenn man sich auf medizinischem Gebiet objektiv die wichtigsten Etappen der künstlichen Fortpflanzung betrachtet.

Jetzt, so vermuten bereits einige Wissenschaftler, wird für den Menschen im wahrsten Sinne des Wortes alles machbar. Und auch hier hat sich die Nobelpreisträgerin grundlegend mit ihrer Prognose geirrt. Ihr Postulat, dass Kloning „bei Menschen unmöglich“ sei, weil injizierte Gene sich an irgendeiner Stelle absetzen und dadurch „unter falsche Kontrolle im Erbgut“ geraten würden, wurde mittlerweile durch „Dolly“ recht eindrucksvoll widerlegt.

Die Frage - um darauf zurück zu kommen - ist nur: Können wir, im Angesicht dieser Möglichkeiten, davon ausgehen, dass die ÄLoHI'M (Elohim) mittels Genmanipulation und Kloning den Menschen geschaffen haben?



(aus: „Wirbeltiere im Überblick“, Wiesbaden 1989, Seite 245)

Ich denke: Ja! Denn es gibt eine ganze Reihe biblischer und außerbiblischer Tradierungen, die diese Vermutung belegen. Und auch wenn die Wissenschaft dieser Mutmaßung ganz vehement entgegentritt, kann sogar durch deren eigene Erkenntnisse diese Vermutung verifiziert werden. So spricht beispielsweise gerade Lucy, das vollständigste Skelett unserer mutmaßlichen Vorfahren, das man je fand, für diese Spekulation. Zumindest belegt dieser archäologische Fund recht eindeutig, dass insbesondere der biblische Schöpfungsbericht durchweg als eine Anhäufung von Schilderungen genetischer Manipulationen betrachtet werden muss.

Um was geht es im Fall von Lucy?

Bereits 1973 haben der Geologe Maurice Taib und der Anthropologe Don Johanson im kenianischen Hadar nach menschlichen Fossilien gesucht. Zunächst war die Ausbeute nur gering. Man fand lediglich ein Kniegelenk. Nach genaueren Untersuchungen entdeckte man, dass dieses Gelenk allerdings etwas Besonderes war, denn jenes Wesen, dessen Körper dereinst dieses Gelenk besaß, unterschied sich ganz erheblich von den anderen. Der einstige Besitzer muss - dies ging aus der Anordnung der Knochenfragmente ganz deutlich hervor - aufrecht gegangen sein.

In den nächsten zwei Jahren sollte sich diese spärliche Ausbeute jedoch ändern. Die Forscher wurden regelrecht mit Funden überhäuft. Don Johanson sagte einmal in einem Interview, dass er dies nicht in seinen kühnsten Träumen erwartet hätte. Und alles waren Skeletteile, die darauf hindeuteten, dass es sich bei den einstigen Besitzern um Hominiden gehandelt hat.

Lucy in the Sky with Diamonds

Lucy, die nach dem Beatle-Song „Lucy in the Sky with Diamonds“ benannt wurde, brachte Dinge zu Tage, die das Weltbild der Paläontologen und Anthropologen gleichermaßen ins Wanken brachten, denn sie mussten wegen diesem Fund die ersten Hominiden um etliche Millionen Jahre früher ansetzen, als sie es bislang taten.

Neben Lucy - dies ist ein äußerst wichtiger und zu beachtender Aspekt - fanden die beiden Forscher in Hadar die Skeletteile von insgesamt neun Erwachsenen und vier Jugendlichen. Summa summarum: Schädelknochen, Kieferknochen, Gaumenbeine und Beckenknochen.

Im Rahmen dieser Funde sind vor allem die Becken- und Schädelknochen besonders beachtenswert. Wobei hauptsächlich die Schädelknochen, im Vergleich zu den Beckenknochen, sonderbares zeigten. So verdeutlichen beispielsweise die Schädelknochen, dass dieses Lebewesen bereits ein weitaus größeres Schädelvolumen hatte, als es eigentlich, aufgrund seines Beckens, das weitgehend mit dem Becken eines Affenweibchens übereinstimmt, haben dürfte.

Ein untrüglicher Beweis

Aufgrund der Fakten, die sich aus den Ausgrabungen von Lucy ergaben, müssen aber auch wir Nonkonformisten umdenken und die Zeit, in denen die genetischen Manipulationen an unseren Vorfahren durchgeführt wurden, ebenfalls vordatieren. Und selbst wenn einige führende Präastronautiker vermuten, Lucy wäre ein unbedeutender Fund, steckt doch erheblich mehr Brisanz in diesem unscheinbaren Skelett, als man bei oberflächlicher Betrachtung erkennt. Man muss schon genau hinsehen, und die Fakten auf jene historischen Aspekte hin durchleuchten, die sich hinter den Knochenfragmenten verbergen. Und betrachtet man die Fakten des Fundes objektiv, dann können wir seit Lucy nicht mehr ohne weiteres behaupten, dass die genetischen Manipulationen der ÄLoHI'M erst vor wenigen tausend Jahren begannen, sondern sie müssen schon wesentlich früher - um genauer zu sein: vor vielen Millionen Jahren - eingesetzt haben.

Aber, selbst wenn die Wissenschaft dem widerspricht, auch diese Vermutung ist nicht unbedingt spekulativ, denn es wurden ja bereits menschliche Fußabdrücke gefunden, die von anerkannten Wissenschaftlern untersucht und dann zurückliegenden Epochen zugeordnet wurden. Einige dieser Zeitpunkte liegen zweifelsfrei zwischen 2 und 440 Millionen Jahren. Sie beweisen mit aller Deutlichkeit, dass sich hier etwas getan hat, was wir uns, aufgrund unserer Erziehung, nur schwer vorstellen können.

Es ist also nach diesen verifizierten Hinweisen gar keine so große Spekulation, wenn wir heute, wegen dieser Informationen, vermuten, dass von den ÄLoHI'M zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten immer wieder menschenähnliche Individuen ausgewählt wurden, um deren genotypische Entwicklung, mittels genetischer Manipulationen, in eine gewünschte Richtung zu lenken. Offenbar - auch dies geht eindeutig aus mythologischen und biblischen Tradierungen hervor - sollten dadurch die affenähnlichen Irdischen dem Phänotypus der himmlischen ÄLoHI'M angeglichen werden.

Ebenfalls ist es keinesfalls spekuliert, dass gerade Lucy, von der man 52 Hauptelemente fand, und die dadurch glücklicherweise zu 80% rekonstruiert werden konnte, aus den verschiedensten Gründen eine echte Sensation ist. Zumindest aber ist sie für Nonkonformisten ein echter Glücksfall: Denn ohne sie hätten wir ein Indiz weniger gehabt, das uns zeigt, dass der Mensch durch künstliche, sprich genetische Manipulationen und nicht durch natürliche Umformung entstand.



Das Skelett der Australopithecinen-Dame „Lucy“, ausgestellt im Senckenberg-Museum in Frankfurt am Main (GLG-Archiv)

Eine Begründung

Diese Vermutung kann begründet werden: Sie kommt vornehmlich dadurch zustande, dass sich beispielsweise bei der Rekonstruktion von Lucy herausgestellt hat, dass das Becken erhebliche Unterschiede zum weiblichen Becken des „modernen Menschen“ aufweist. Lucy, wie im übrigen alle anderen Affen auch, konnte nämlich kein Kind zur Welt bringen, das einen großen Hirnschädel hat. Hierfür ist ihr Becken viel zu klein. Wenigstens konnte sie dies deshalb nicht ohne größere Schwierigkeiten!

Seltsamerweise zeichnet aber gerade ein größeres Gehirnvolumen den modernen Menschen aus. Das frappierende an der ganzen Geschichte ist nun, dass sich während der angeblichen Evolution, die sich ja durch ständige Um- und Weiterbildung auszeichnen soll, zwar das Gehirn und damit auch der Schädel vergrößerte, aber das Becken der Frauen nicht. Dadurch ist, vor allem, wenn wir vom heutigen Körperbau einer Frau ausgehen, dieser nicht geeignet, Nachkommen mit großem Gehirnvolumen zu gebären. Blickt man sich in der Tierwelt um, dann ist der Mensch aus dieser Sicht ein echtes Novum.

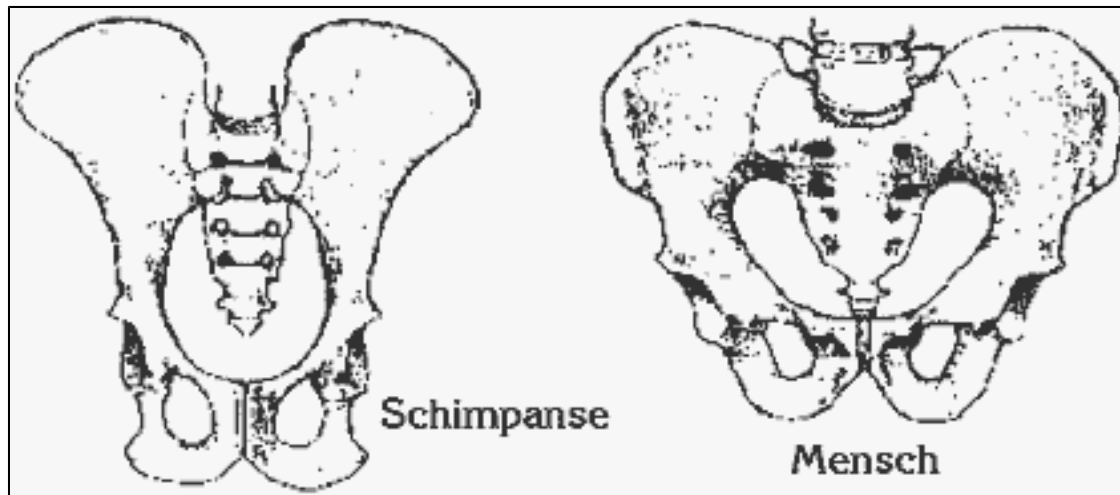
Eine Tatsache

Aufgrund dieser Tatsache, ganz im Gegensatz zu den Tieren, bereitet die Geburt den meisten Frauen deshalb auch erhebliche Schwierigkeiten. Nicht selten, dies ist ebenfalls unbestreitbar eine Tatsache, müssen oftmals operative Maßnahmen durchgeführt werden, um den Frauen die Mühsal der Geburt erträglicher zu machen. Ein Dammschnitt wird

beispielsweise schon in vielen Fällen standardmäßig vorgenommen, um der Gebärenden die sogenannte Austreibung des Kindes zu erleichtern.

Und genau an diesem Punkt setzt die Genauigkeit der biblischen Tradierungen ein. Denn lesen wir im 1. Buch MoSchä'H [Moses] Vers 3:16 nach, dann heißt es dort: „... Viel Mühsal bereite ich dir, sooft du schwanger wirst. Unter Schmerzen gebierst du Kinder.“

Betrachtet man sich nun die ganze Angelegenheit vom medizinischen Standpunkt, dann sind diese Schmerzen ohne Zweifel auf den Tatbestand zurückzuführen, dass seit Lucy zwar das Gehirnvolumen bei allen Hominiden drastisch zunahm, aber sich das Becken der Frau nicht entsprechend auf diese Veränderungen einstellte.



(aus: „Wirbeltiere im Überblick“, Wiesbaden 1989, Seite 246)

Das sonderbare an dieser Geschichte ist, dass der biblische Vers aus dem 1. Buch MoSchä'H [Moses] uns einerseits auf diese Tatsache aufmerksam macht und andererseits dieser Vers den Eindruck erweckt, dass die Mühsalen, die eine Frau bei der Geburt erdulden muss, absichtlich herbeigeführt worden seien. Liest man andere Bibelübersetzungen, dann kommt diese Vermutung noch deutlicher zum Ausdruck. In der DaBhaR-Übersetzung lautet der gleiche Text nämlich folgendermaßen: „Zu mehren mehre ich deine Betrübnheit und deine Schwangerschaft“. Es muss nun erlaubt sein, zwei Fragen zu stellen:

- Haben die ÄLoHI'M mittels genetischer Manipulationen das Gehirnvolumen des Menschen erhöht und haben sie gleichzeitig, quasi als Bestrafung für den sogenannten Sündenfall, das Becken der Frau so verändert (womöglich aber auch absichtlich im ursprünglichen Zustand belassen), dass sich die Geburtsschmerzen zwangsläufig vermehrten?
- Denn wie sonst soll man es verstehen, dass die ÄLoHI'M ausdrücklich erwähnen, dass sie die Mühsal der Schwangerschaft mehren?

Schlussbetrachtung

Ich denke, wir müssen endlich lernen, die Tatsache zu akzeptieren, dass die Menschheit über einen sehr langen Zeitraum von einer technisch versierten Spezies manipuliert wurde. Diese Manipulationen wurden akribisch in den biblischen Texten für die Nachwelt festgehalten. Ein Großteil dieser Tradierungen sind mit Sicherheit verlorengegangen. Ein Teil blieb uns jedoch erhalten. Und es ist dieser quantitativ nahezu unbedeutende Teil, der uns zu qualitativ hochstehenden Erkenntnissen führt, die in vielerlei Hinsicht

wissenschaftlich belegt werden können. Denn letztlich wäre es ein viel zu großer Zufall, dass in der Bibel über Sachverhalte berichtet wird, die nur deshalb ans Tageslicht gekommen sind, weil einige Forscher im afrikanischen Hadar ein 3,5 Millionen Jahre altes Skelett fanden, das zufällig ein kleines Becken hat. Ein Becken, das offensichtlich mit den gefundenen Schädelresten dieses Wesens nicht zusammenpasst und uns erst deshalb erkennen lässt, welche umfangreiche und vor allem authentische Information in den biblischen Texten enthalten ist.

Die falsche Persephone von Tarent

© Uwe Topper, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 26/1998

Eine der wichtigsten Statuen der frühklassischen Griechen steht nach kürzlich erfolgter Restaurierung wieder im Pergamon-Museum in Berlin. Sie stammt laut Katalog aus Tarent, ist zwischen -480 und -460 geschaffen worden, 1,51 Meter hoch, aus einem einzigen parischen Marmorblock. Ob es sich bei der in Lebensgröße dargestellten Person um die Unterweltgöttin Persephone, Tochter der Demeter und Gattin des Hades, die „Kore“, handele, oder nur um eine „heroisierte Tote“, war zunächst unklar gewesen, weil man bisher keine derartige Rundplastik einer thronenden Göttin aus dem frühen Griechenland kannte. Wir wissen ja, dass die Griechen jener Zeit ihre Kultstatuen als stehende Personen schufen, aus einem Baumstamm grob behauen und geschnitzt, mit Goldblech, Elfenbein und Stoffen bedeckt, auch mit echtem Schmuck behängt.

Durch eine sehr ähnliche kleine Terrakottafigur, ebenfalls aus Tarent, die eine Omphalos-Schale und ein Alabastron-Salbgefäß in den Händen hält, wurde die Bezeichnung Persephone dann bestätigt.

Der Katalogtext spricht weiter vom „milden Gesichtsausdruck der Göttin“ und sagt dann über diese Übergangszeit zur Frühklassik: „Das archaische Lächeln verschwindet, und ein neuer Ernst spricht aus den Gesichtern“. Dass da stilistische Probleme vorliegen, wird aus diesen Sätzen noch kaum deutlich, eher schon aus der Beschreibung der Tracht.

Die Unterarme sind leider abgebrochen, sie liegen auch nicht auf den Armlehnen auf, sondern sind vorgereckt. Man nimmt an, dass sie ebenfalls Omphalos und Granatapfel, die Zeichen der Totengöttin, hielten.

Verdacht

Das erste, was einem naiven Betrachter beim ehrfurchtsvollen Herantreten auffällt, ist das zart an Mona Lisa erinnernde geheimnisvolle Lächeln, das um die Lippen der Totengöttin spielt. Sollten die alten Griechen tatsächlich schon dieses Kunstgefühl der Renaissance gekannt haben? Ist Leonardo da Vinci gar nicht so genial-originell gewesen und die Renaissance nur eine Wiedergeburt der Antike, wie der Name schon sagt?

Dann fällt dem Betrachter die Körperhaftigkeit der göttlichen Kore auf. Vor allem der Busen übt eine ungemein erotische Wirkung aus, bei längerem Hinsehen kommen einem die Brüste übertrieben spitz vor, unorganisch, zu weit auseinanderstehend. Der Künstler hat des Guten zuviel getan. Aber die Brust ist keusch bedeckt von einem Hemd, das auf dem rechten Oberarm mit sieben Knöpfen verschlossen ist. Die Falten, die dabei entstehen, sind nicht erhaben sondern vertieft, was eine flach-ornamentale Wirkung hat, die im Widerspruch zu der sonst plastischen Gestaltung steht. Über dem Hemd (Chiton) trägt sie ein weites Gewand, doch scheint mir, dass da etwas durcheinander gekommen ist. Am linken Arm wird dasselbe Kleidungsstück vom unteren Hemd überdeckt, das rechts als oberes liegt. Ob der Schöpfer der Statue die Frauenkleidung nicht recht kannte? Oder geht nur mir das so?



Die thronende Göttin von Tarent im Pergamonmuseum Berlin, heutige Gestalt.

Der Blick des unvorbereiteten Besuchers wird kritischer.

Dieser Faltenwurf ist gar zu unnatürlich, die spitzen Zipfel sind undenkbar, und die Zöpfe wirken seltsam gekünstelt. Eigentlich müssten die Haare über der Stirn unter dem Diadem von der Mitte des Kopfes ausgehen, wenn sie echt sein sollen. Die Haube, in der das Haupthaar gehalten wird, hat einen steifen Rand, der aber viel zu tief hinters Ohr gedrückt ist. Das dürfte schmerzen.

Die Göttin sitzt auf einem Thron, der offensichtlich eine Holzstruktur nachahmt. Damit sie es dennoch bequem hat, sind Rückenlehne und Sitzfläche mit Kissen gepolstert. Dasjenige am Rücken ist jedoch nicht eingedrückt, die Frau sitzt stolz aufgerichtet. Mir fallen keine Parallelen zu einem Rückenkissen dieser griechischen Periode ein. Aber man kann ja nicht alles wissen.

Das Sitzkissen ist allerdings seltsam, denn es ist überdeckt mit einem Brett, auf dem die Kore sitzt. Dann hat sie es nicht mehr bequem, denn sie schwebt ja nicht. Levitation war damals wohl noch unbekannt oder tabu.

Die Füße ruhen auf einem Schemel, ganz stilecht, nur das Ornament an den Schemelseiten wirkt unpassend und ist zu flach. Und die Sandalen sind nur durch einen Querriemen gehalten, die würde ich beim Gehen glatt verlieren.

Aber das ist eine Kleinigkeit im Vergleich zu der Entdeckung, die die Armlehnen bereithalten. Die rechte Armlehne ruht nämlich auf einer schön gedrehten Stütze, die jedoch leider nicht im vorderen Drittel sondern im hinteren steht, was einem Tischler sicher wehtun würde. Und die linke Lehne, die heute abgebrochen ist, hatte gar keine Stütze. Die Armlehne wäre also freischwebend von der Rückenlehne her nach vorne ragend zu denken. Da das gar zu unpassend wirken würde, hat man die Lehne wohl abgeschlagen, nun fällt der Fehler beim flüchtigen Hinsehen nicht mehr auf.

Ich reibe mir die Augen, trete ganz nahe an die Figur heran, näher als die allgegenwärtigen

Wächterinnen des Museums es zulassen, und messe mit meinem Bleistift nach. An der Stelle, wo die gedrechselte Stütze der Armlehne gestanden haben müsste, fehlt nicht nur eine Bruchstelle auf der Marmoroberfläche, sondern - da liegt ein Zipfel vom Gewand der Dame. Weder hier noch an anderer Stelle konnte die Lehne abgestützt sein.



Die thronende Göttin von Tarent im Pergamonmuseum Berlin, Ausschnitt. Man beachte den Schnitt am Hals und den Haarsträhnen!

Die Thronbeine hat der Künstler leider übermäßig eingekerbt, so dass sie fast weggebrochen sind. Haben die Tischler damals Sollbruchstellen eingeschleust, um später mit Reparaturarbeiten beauftragt zu werden?

Allmählich werde ich hellwach. Will mich hier jemand verschaukeln?

An sich sieht dieser „parische“ Marmor recht gedunkelt aus. Man müsste eine Verwitterungstabelle zur Hand haben, um am Farbton der Marmoroberfläche bestimmen zu können, wie lange die Figur in Sonne und Regen gestanden hat. Aber das werden Fachleute wohl getan haben. Ich bücke mich und schaue unter den Thron. Da ragt ein vierkantiger Stützpfeiler auf, der den Thron hält. War der überhaupt nötig? Jedenfalls ist er blitzfrisch, mit scharfen Kanten, wie vor kurzem erst behauen. Oder sagen wir: vor achtzig Jahren.

Die Sockelplatte (Plinthe), auf der die gesamte Figur steht, ist sehr sparsam mit Rundungen versehen und ausnehmend dünn gehalten. Hatte man damals schon am Gewicht sparen wollen, um das Transportproblem zu verringern?

Nun kommt aber ein gewichtiger Hinweis darauf, dass diese Statue aus Tarent wirklich

antik ist. In einer kleinen Glasvitrine neben ihr kann man ein kleines Terrakottafigürchen und die dazugehörige Gussform betrachten. Hier haben wir im Minimaßstab fast genau die Vorderansicht der Marmorgestalt vor uns. Die Gussform stammt ebenfalls aus Tarent und ist 1925 durch den Kunsthandel nach Berlin gelangt, wo man dann den Abguss machte und über die frappierende Ähnlichkeit mit der Marmorkore hoch erfreut war. Nun war auch die Deutung als Persephone abgesichert, denn die Miniaturgestalt trägt in den Händen eine Omphale und angeblich einen Granatapfel, den ich aber nicht finden konnte. Die Gussform lässt sogar deutlich erkennen, dass sie schon in dieser fragmentarischen Art hergestellt worden war. Die Ränder sind nicht gebrochen sondern geglättet! Außerdem sind die Gewandfalten sehr flüchtig eingeritzt, in zu vielen Strichen. Das Figürchen wirkt eher wie ein Entwurf, vielleicht diente es dem Marmorbildhauer als skizzenhafter Versuch für die große Arbeit.

Stilvergleiche

Mit einem letzten betrübten Blick auf die Jugendstil-Göttin setze ich meinen Rundgang durch das Museum fort, sehe mir verschiedene Stelen und Reliefs des etwa gleichen Zeitraums an, kann aber meiner Zweifel nicht Herr werden.

Zum Glück gibt es einige Literatur zum Thema. Als erstes lese ich ein Buch über tarentinische Terrakotten des -6. bis -4. Jahrhundert aus dem Museum Basel (Herdejürgen 1971), in dem sogar einige sitzende Koren abgebildet sind. Der Thron soll stets aus Holz gewesen sein und fehlt heute natürlich. Da sie, der Haartracht, wegen auf nach -325 datiert werden, liegt hier ein chronologisches Problem vor. Aber die Terrakotta des Berliner Museums wird ja - vermutlich aus diesem Grund - auch eher auf 4. Jahrhundert datiert. Man spricht dann von Persistenz archaischen Stilbewusstseins in der Kleinplastik. Sie wäre also nicht Entwurf sondern Nachahmung der Marmorstatue gewesen.

Zur Marmorgöttin gibt es doch eine Parallele in der Literatur (Blümel 1966): Es ist eine halblebensgroße, kopflose Sitzende, die bei Tusculum (Frascati bei Rom) gefunden wurde und durch Petersen 1893 nach Berlin kam. Sie sitzt auf einem Stuhl ohne Lehnen, dessen Beine abgebrochen sind, der aber - obgleich er keinen Stützpfeiler hat - dennoch nicht umstürzt, weil Beine und Gewand der Frau alles zu halten vermögen. Der Chiton mit „Scheinärmeln“ ist auf dem Oberarm mit acht Knöpfen geschlossen. Hier sieht die Tracht recht natürlich aus, der Faltenwurf ist echt dargestellt.

Ich suche in der Staatsbibliothek nach weiteren Hinweisen und muss feststellen, dass unsere Persephone selbst in den besten Werken einen allerersten Rang einnimmt, so etwa im amerikanischen zweibändigen Weltkatalog der Kunstmuseen, wonach sie die wichtigste Statue des spätarchaischen griechischen Stils in Berlin ist.

Vergleichbares ist nicht zu finden, nur Reliefs mit sehr ähnlichen Darstellungen der Persephone. Das berühmteste ist wohl das Harpiyen-Relief von der großen Felswand von Xanthos in Lykien, das schon seit einem Jahrhundert in Saal 7 des Britischen Museums in London steht. Da thronen rechts und links der Grottentür, einander zugewandt, zwei Koren, von denen die rechte durch Blüte und Granatapfel in ihren Händen eindeutig als Persephone bestimmt werden kann.

Hier ist alles vorgebildet, was wir an der freistehenden Berliner Figur finden: Das Brett über dem vermeintlichen Sitzkissen auf dem Thron entpuppt sich als die Leiste, die das Kissen an seinem Platz hält; auf einer Fotografie kann der Gedanke an ein über dem Kissen liegendes Brett aufkommen. Die Thronbeine sind allerdings noch nicht eingekerbt, die Fußbank schmückt noch kein verdächtiges Ornament, die Armlehne ist nur am vorderen Ende unterstützt, wie es sein muss, der Faltenwurf wirkt völlig normal. Von Rückenkissen, soweit ich auf dem Foto erkennen kann, keine Spur. Als Datierung wird „um -500“

angenommen, von einigen Kollegen auch etwas jünger.

In der Sammlung Albani in Rom befindet sich eine ganz ähnliche Reliefdarstellung der Kore. Hier hält sie einen Knaben, den ihr eine Mutter darreicht. Die göttliche Kore gleicht unserer Persephone, wirkt aber wiederum ganz natürlich. Armlehne und Sitzfläche des Throns sind fehlerlos, die Fußbank ist schlicht ohne Ornament, die Thronbeine sind nur leicht eingekerbt (was in der Rundplastik in Berlin stark übertrieben wurde), und es gibt sogar eine Art Stützsäule unter dem Thron, nur dass die in Rom rund ist. Die Voluten an den Thronseiten entsprechen exakt denen von Xanthos. Auch der Faltenwurf, die Zöpfe und die Kopfhaltung sind makellos. Nur: es handelt sich hier um Reliefs, und die sind fraglos antik.

Rundplastik-Vorbilder, zumindest für den Kopf, sind selten. Im Akropolis-Museum von Athen befindet sich ein Kopf mit Oberkörper einer (stehenden) Kore „von Euthydikos“, deren Haartracht und Kleidung unserer Kore entsprechen.

Schließlich stoße ich auf das vielbändige französische Werk des überragenden Kenners griechischer Skulptur, Picard (Bd. II, 1939), in dem unsere Kore kurz beschrieben wird: „Noch kann man von ihr mit Gewißheit weder sagen, dass sie ein echtes Original noch dass sie ein Dokument aus Tarent sei: Man hat gesagt, dass es sich um eine fähige Vergrößerung einer Terrakotta aus dem überseeischen Griechenland handle.“

Dann wäre das Terrakotta-Figürchen nur der Entwurf gewesen, aber der Entwurf für eine moderne Schöpfung! Und was Picard in der Anmerkung auf jener Seite 111 schreibt, sträubt einem die Haare:

Die Verbindung zwischen der Terrakotta aus Tarent und der Marmorstatue geschah zu einem ungünstigen Zeitpunkt, denn: „1925 war die Aufmerksamkeit etwas unangenehm beeindruckt durch den Erwerb von acht ‚neuen‘ Bruchstücken in Berlin (elf Jahre nach der Durchreise der schon zerstückelten Statue durch Paris!), Bruchstücken, die entsprechend der veröffentlichten Restauration den Thron (linke Ecke der Rückenlehne, Armlehne mit Stützstempelchen, Vorderteil des Sitzes) vervollständigen.“ Und weiter: „Die ‚Odyssee‘ des Transportes (der Statue) in Italien, die Frau P. Zancani-Montuoro (1931) beschreibt, ist äußerst seltsam, um nicht zu sagen unwahrscheinlich.“

Mutmaßungen über den Künstler

Was wissen wir eigentlich über die Herkunft der Statue? In der Zeitung stand, dass sie ein Kunsthändler namens Hirsch 1916 in Neapel erworben habe, nachdem sie von Tarent dorthin gebracht worden sei. Das klingt unwahrscheinlich, weil 1916 Deutschland schon zwei Jahre im Krieg stand, und Italien gerade zum Gegner geworden war. Die Statue sei aber schon einige Jahre vorher entdeckt worden und habe dann zwei Jahre unter miserablen Bedingungen in Mist und Schutt gelegen. Eigentlich stamme sie aus Eboli und sei 1911 gefunden worden. Man habe den Kopf mit einer Säge vom Körper getrennt und erst in Berlin wieder angefügt.

Im Katalog liest sich der Weg etwas anders: Sie sei 1915 auf dem Pariser Kunstmarkt angekauft worden. Während sich also die beiden Völker gerade an der Marne mit dem größten Aufwand seit Menschengedenken zerfleischten, reiste ein Berliner Kunsthändler nach Paris, um den dortigen Sammlern und Museen eine Statue wegzuschnappen, die zu den eigenartigsten und kostbarsten der Antike zählt. Hat der Direktor des Louvre gerade geschlafen oder ein Auge zugeedrückt?

Nun sagt Picard aber, dass die verdächtigen acht Bruchstücke dem Hauptstück elf Jahre später (Hervorhebung dort) nachgereist seien. Demnach wäre die Kore schon 1914 (vermutlich vor Kriegsausbruch) in Paris gekauft worden, was eher möglich scheint, wenn auch immer noch kurios. Und just 1925, als man die Terrakotta-Gussform erwarb, tauchten

auch die acht Bruchstücke als Ergänzungen auf. Die Statue war ja jetzt durch die Tonfigur „bestätigt“ worden, da konnte man die eigentlich unmöglichen Reststücke auch noch nachreichen.



Die Terrakottafigur „von Tarent“, „Beweisstück“ für die Echtheit, von vorne.

Nachdem ich mich von meiner Konsternierung erholt hatte, ging ich noch einmal ins Pergamon-Museum und trat - nun weniger ehrfurchtsvoll - vor Persephone. Außer der gut erkennbaren Schnittstelle am Hals gibt es noch einen viel auffälligeren Sägeschnitt; er reicht vom Nacken etwa 10 cm tief den Rücken hinab und ist offensichtlich mit einer Stahlsäge in jüngerer Zeit ausgeführt worden.

Wer begeht dergleichen Vandalismus in unserem aufgeklärten Jahrhundert? Sicher wollte man den Körper der Göttin vom Thron trennen. Aber warum?

Wenn man ein so überaus kostbares Original bei einer (Raub-) Grabung findet, verständigt man sofort den archäologischen Dienst - den gibt es in Rom seit Jahrhunderten - und überlässt den Kuratoren alles weitere. Ansonsten, übrigens, hagelt es Strafen.

Das Gegenteil hat man getan, nämlich die Statue zwei Jahre in Mist und Schutt versteckt (ich nehme an: damit der allzu frische Marmor nachdunkelt), dann nach Neapel geschafft (woher sie wirklich kam, ist einerlei, Tarent klingt gut), und einem Kunsthändler vorgeführt. Der hat sie kurz gemustert und dann abgelehnt: „Nee, mein Lieber, da müsst Ihr noch ein bisschen antike Kunst studieren. Solchen Kitsch kann ich keinem verhökern.“

Der Künstler bettelt und windet sich. Der teure Marmor! „Wenn schon der Thron misslungen ist, aber der Körper ist doch gut!“ Und greift zur Säge und schneidet los.

Der Kunsthändler wehrt nach kurzer Weile mit müder Geste ab. „Schaut euch das Gewand an! Das müsstet ihr dann auch noch zersägen und neu nähen.“ „Aber der Kopf, nehmt wenigstens den Kopf!“

Den Kunsthändler packt das Mitleid, nicht mit der verkorksten Statue, sondern mit dem

Bildhauer. „Nun denn, ick nehm den Kopp.“

Der Künstler greift wieder zur Säge und trennt ritsch-ratsch am Hals mit glattem Schnitt das gelungene Haupt vom Rumpf. Wegen des umständlichen Transports lässt er den verhunzten Marmorblock dort. Mit dem kargen Lohn in der Tasche begibt er sich auf die Akademie und studiert weiter klassische Skulptur, bis er nach einigen Jahren verstanden hat, worum es wirklich geht. Jugendstil ist nicht gefragt, sondern „echtes“ Antikegefühl.

Fehler unterlaufen ihm jetzt nicht mehr. Er wird zum berühmtesten Antikenfälscher des 20. Jahrhunderts: Alceo Dossena, geboren 1878 in Cremona (oder 1881), nach dem Weltkrieg reich und berühmt mit Atelier in Rom, verarmt gestorben 1937.

Der Skandal

Dossena hatte eine Marktlücke erkannt, ein missing link, das man füllen konnte: Zwischen archaischem und klassischem Stil der griechischen Kunst war ein Sprung vor sich gegangen. Das ist eigentlich normal, gerade künstlerische Entwicklungen gehen immer sprunghaft voran. Aber wenn man Werke schaffen könnte, die in dieser undefinierbaren „Lücke“ entstanden sein sollten, konnte man munter drauflos fälschen, ohne überführt zu werden, denn es gab ja keine Vergleichsstücke. Man musste nur geschickt die vorausgegangene und die nachfolgende Stilperiode verbinden. Die Meister der Fälscherzunft - und die hat in Italien Tradition - arbeiteten schon immer nach diesem Prinzip: nicht kopieren sondern neu schaffen. Mit dieser Methode gelang es Dossena, die größten Koryphäen - wie etwa Wilhelm von Bode - hinters Licht zu führen. Aber die eigentlichen Rosstäuscher waren die Händler, die mit Dossenas Werken reich wurden.

Alceo Dossena fing groß an und wurde mit der Zeit schlechter, sein Ehrgeiz ließ nach; er hatte auch das Gefühl, von seinen Auftraggebern ausgebeutet zu werden, wie sein Sohn Walter Luseti schrieb (Alceo Dossena Scultore, Rom 1955). Darum war er - so ab 1927 - geradezu daran interessiert, der Welt zu verstehen zu geben, dass er gefälscht hat. Je mehr er vor der Presse, die ihn überschwänglich feierte, aufdeckte, desto kritischer wurden die Fachleute, bis man ihm nicht mehr glaubte. Es konnte sein - der Gedanke ist durchaus berechtigt -, dass dieser geniale Bildhauer zu seinem Ruhm (oder aus Rache an den Händlern) auch echte Werke der Antike als eigene Schöpfungen ausgab. Darüber hat der Leipziger Professor Studniczka, der 1928 eigens dafür nach Rom fuhr, in einem langen Artikel geschrieben. Fotos und Abgüsse, die ihm Dossena von einem weiteren seiner Werke, dem Daphneraub von Velia, im Arbeitszustand zeigte, konnten Studniczka nicht von deren Unechtheit überzeugen, denn ebenso gut konnte man diese „Beweisstücke“ fälschen. Darin steckt Logik. Aber wie diese großen „antiken“ Marmorstücke in die Bildhauerwerkstatt Dossenas gekommen sein könnten, fragte er doch nicht. Und dass diese Gruppe, die im Juli 1926 aufgetaucht war, vom selben Händler angeboten wurde wie die „Athena“ im April 1927, die Studniczka sofort als Fälschung erkannte, schien ihn auch später nicht zu stören.

Wie gesagt: die frühen Werke Dossenas sind Meisterschöpfungen, die späteren lassen zu wünschen übrig. Und eine der frühesten muss die thronende Göttin „von Tarent“ gewesen sein. Sie trägt schon viele Merkmale, die man ihm an späteren Figuren übel nahm: den unkorrekten Faltenwurf, die falsch liegenden Haare, den modernen Gesichtsausdruck und die mutwilligen Zerstörungen. Aber gerade diese Verletzungen, die ja unabdingbar waren, wenn die Echtheit auf dem Spiele stand, verraten den Künstler: Sie sind immer so ausgeführt, dass die Schönheit der Gestalt, vor allem des Gesichtes, nicht zu sehr darunter leidet. So sind auch bei der Persephone nur rechte Wange und Stirn leicht angeschlagen, während die viel weiter herausragenden Teile wie Nase, Haare und Kinn, erhalten blieben. Wer so liebevoll den Marmor bearbeitet, wie dieser geniale Sohn armer

Leute, der zerstört nicht den besten Teil seiner Arbeit.

Typisch für diese Zerstörungen ist auch, dass sie immer dort auftreten, wo sich der Künstler nicht sicher war, wie es richtig aussehen müsste, also etwa an den Vorderenden der Stuhllehnen, oder an der Frage, was die Göttin in den Händen halten müsste: die Omphale in der einen Hand, - aber in der anderen? Granatapfel oder Mohnblüte oder Alabastron?



Die Terrakottafigur „von Tarent“, von der Seite.

Die unproportionalen Brüste möchte ich auch noch erwähnen: Diese sind geradezu ein Stilmerkmal von Alceo Dossena, wie man an den „anerkannten“ Fälschungen ablesen kann.

Der Ankauf

Warum hat man eigentlich hier im Museum den Kopf so sorgfältig wieder aufgeklebt, den Sägeschnitt am Rücken aber nicht verspachtelt? Auch Restauratoren haben ihre Lücken.

Der italienische Kunsthändler hat also versucht, den Kopf, dessen Monalisa-Lächeln ihn zu lange irritierte, weiter zu verkaufen, und offensichtlich einen Interessenten gefunden. Dass der Kopf frisch abgesägt war, sah der neue Käufer sicher auf den ersten Blick, was ihn zu der Frage veranlasste, ob der Rumpf auch käuflich sei. „Aber gewiss doch! Und nehmt diskreterweise den Umweg über Paris, bevor ihr das Herrn Bode anbietet.“

Als im Januar 1914 die Figur in Paris öffentlich gezeigt wurde, griff Herr Wilhelm von Bode, Direktor der Museen in Berlin, tief in die Privatschatulle und fühlte sich einmal mehr als Wohltäter Preußens.

Später kamen einigen Mitarbeitern wohl doch Zweifel. Ob man vielleicht etwas zur Deutung der Statue aus Tarent besorgen könne? Nun, da wäre noch eine Terrakotta-Gussform, ganz

apart, denn sonst kennt man nur die Abgüsse dieser Figürchen. Sie rundet den Handel ab, zusammen mit den inzwischen wiedergeundenen acht Marmor-Bruchstücken.

Da steht sie nun wieder, restauriert und rehabilitiert, seit Februar 1997, vor dem erstaunten Publikum, das von Pankow und Zehlendorf, Tokio und New York angereist kommt, um zu lernen, wie die antiken Griechen ihre Götter sahen.

Ich frage mich jedoch noch einmal: Wie ging dieser Schwindel in wissenschaftlicher Darstellung vor sich?

Direktor Theodor Wiegand hatte die Ehre und Pflicht, die Erstveröffentlichung dieser Kostbarkeit zu verfassen. Nachdem er im amtlichen Bericht der Königl. Preuß. Kunstsammlungen Nr. 37, Mai 1916, S. 152, schon eine erste Mitteilung gemacht hatte, gab er in der monumentalen Sammlung „Antike Denkmäler“ (Band 3 [1916/17], auf S. 47-52, mit 7 Abbildungen und 11 Fototafeln) die vorläufige Beschreibung für den wissenschaftlichen Gebrauch heraus, dem Andenken Winckelmanns (1717-1917):

Die thronende Göttin ist eine „Gestalt von natürlicher menschlicher Größe und normalen Proportionen“. „Der Fundort der Statue, angeblich eine altgriechische Kolonie Unteritaliens, steht noch nicht fest. Andere Mitteilungen weisen sogar auf Herkunft aus dem griechischen Osten. Im Jahre 1914 gelangte das Werk nach Paris und von dort auf Umwegen am 10. Dezember 1915 nach Berlin.“

Der Bildhauer Max Klinger bestätigte Wiegand höchstpersönlich, dass es sich um parischen Marmor handele. Zumindest in diesem Punkt war man sicher.

Wegen gewisser Ähnlichkeiten mit Werken von Aegina ist die Datierung auf -480 vorgeschlagen worden. Die Erhaltung des Marmors ist „ungewöhnlich gut“. Zwar sind einige Stücke abgebrochen, aber wieder angesetzt worden, teils in der Antike (!), teils erst kürzlich. Die Verletzungen am Hals sind modern und geringfügig. Der Bruch der Unterarme ist antik. Das kleine Stück der rechten Armlehne ist noch nicht angefügt worden, da man Hoffnung hat, weitere Stücke der Armlehne zu bekommen (Das klingt mysteriös, hat sich aber zehn Jahre später bewahrheitet). Farbreste sind nicht erhalten, nur vertiefte Stellen dort, wo man Bemalung annehmen muss. Als Beweis für die ehemalige Bemalung sieht er die fehlenden Bänder an den Sandalen. Während der Querriemen deutlich modelliert ist, weil er ja gemalterweise unschön wirken würde, sind die Bänder auf dem Fußrücken fortgelassen. Sie müssten also durch Farbe ersetzt gewesen sein (Das ist plausibel, aber doch sehr an den Haaren herbeigezerrt).

Sämtliche Brüche, Verletzungen und auch die Spuren im Marmor, die vom Transport herrühren - Schleifspuren an der Rückseite des Thrones, wohl vom Wagen verursacht -, sind minutiös beschrieben. „Auf der linken Seite ist die Verletzung der entsprechenden (drei) Locken auf einen modernen Eingriff zurückzuführen, und dasselbe gilt von einer fast unmerklichen Beschädigung des Halses. Alt sind dagegen die Bestoßungen am Diadem ...“ usw. Aber ich vermissem einen Hinweis auf den abgetrennten Kopf und den Sägeschnitt am Rückenkissen, die ja nicht zu übersehen sind. Auf den mit großer Perfektion ausgeführten Fotografien kann man den Halsschnitt nur mit Mühe erkennen, (etwa auf Tafel 44 vom Nacken her), wenn man ihn schon kennt. Der Sägeschnitt am Rücken ist fast perfekt kaschiert. Hat man Wiegand dermaßen geschickt getäuscht?



Die Marmorgöttin von der Seite gesehen. Der Sägeschnitt am Rücken ist gut erkennbar.

Übrigens ist auch die herabfallende linke Haarsträhne nicht gebrochen, sondern sauber gesägt!

Wiegand ist einer der größten Fachleute seiner Zeit. Gewiss wundert er sich über manche Einzelheit der Gestalt, hat aber letzten Endes nur Lobesworte bereit: „Es gibt keine archaische Statue, bei der man so unmittelbar vor einer gütigen Gottheit zu stehen glaubt.“ Statt starrer Symmetrie, wie sie archaischen Figuren eigen ist, haben wir hier schon bewegte Formen. Der linke Fuß ist leicht vorangestellt, „dem Moment abgelauscht“ (Wir dürfen nicht vergessen, dass zu diesem Zeitpunkt, 1915, der Impressionismus endlich salonfähig geworden ist). So ist auch der Schattenwurf der Gewandfalten äußerst geschickt eingeplant, meint Wiegand. In seiner Begeisterung für die Schönheit der Göttin gerät er ins Schwärmen. Über die Augen sagt er: „Zwar ist die Schrägstellung vermieden, auch sind die Tränendrüsen leicht angedeutet, und es ist bemerkenswert, mit wie weicher und sicherer Wölbung das untere Lid zur Wange übergeht; aber ...“ und jetzt kommen wieder archaische Züge, die „noch vorhanden“ sind, „ganz in der alten Überlieferung gehalten.“ Da es sich um eine Übergangszeit handelt, ist dergleichen Stilmischmasch wohl erlaubt.

Die Brüste wirken auf Wiegand „ganz jugendlich“, während „die vollen runden Arme und

Schenkel mehr den Formen einer reiferen Frau entsprechen.“

Und zum Mund: „Aber hier dürfen wir feststellen, dass die Freundlichkeit des Ausdrucks eine ganz unbefangene geworden ist und nichts mehr zu tun hat mit archaischem Unvermögen.“ Ja, es ist wahr, dass dieser „Ausdruck, der so geheimnisvoll anziehend wirkt“, sowie auch Kinn und Wangen „fast individuell modelliert“ sind. Die wie Flachornament wirkende Gewandgestaltung „empfindet man ... fast wie eine Kühnheit.“ Alles, was besonders anmutet, gehört eben zur persönlichen Stilform des Künstlers. Dass dergleichen in der Antike erst in der späten Klassik möglich wurde, weiß Wiegand natürlich. Deswegen sucht und findet er ständig Vergleichsbeispiele für die Eigenheiten, hat aber selten Glück. Wenn es wirklich Parallelen gibt, dann sind es genau die Vorbilder, die Dossena verwendete (aber meist nur von Fotografien kannte, wie zuweilen deutlich wird, etwa beim Thron, der nach Fotos vom anatolischen Harpiyen-Fries aus London geschaffen ist, was Wiegand für Kleinasien als Herkunftsort optieren ließ).

Zu diesem Thron wäre noch einiges zu sagen. Auf dem Harpiyen-Fries (u.a.O. ebenfalls) hat der Thron die Doppelvoluten an der Seite, an Persephones Thron sind sie vorne. Eigentlich müssten sie da stören, denn sie tragen ja das schmale Seitenbrett, das das Kissen am Verrutschen hindert. Vorne wäre so eine Leiste wirklich störend, und ein Brett zum Sitzen über dem Kissen ist undenkbar. Wenn man aber Fotos vom Harpiyen-Thron sieht und nicht weiß, wie so einer wirklich aussah, gewinnt man tatsächlich den Eindruck, dass diese Randleiste die Kante eines Sitzbrettes sein könnte. Kurzum: Dossena hat nicht nachgedacht und sich nicht hineingefühlt, sondern nur nach Vorlagen gearbeitet. Die Rückenlehne ist der Bequemlichkeit halber leicht zurückgeneigt, und das Kissen daran löst den Körper „vorteilhaft“ von der Lehne. Uff, Herr Wiegand, das ist stark. Aber nein, sagt er, es ist „eine geschickte Neuerung.“

Was mir am Gewand aufgefallen war, hatte auch Wiegand schon bemerkt. Es ist dreifach, und zwar zuunterst ein langer Rock, nämlich der jonische Chiton mit weiten genähten Halbärmeln (wieder so ein Zwitter), von denen nur der linke sichtbar ist. Darüber ein reich gefaltetes Gewand, „dessen Erklärung noch nicht in allen Einzelheiten gelungen ist.“ (Auch nie gelingen wird, denn solch ein Gewand trugen die Griechinnen nicht, und wenn es überhaupt tragbar wäre, dann müsste es anders ausgesehen haben). Im Oberteil zeigt es sich als „Mäntelchen“. Die Falten fallen aber in unnatürlicher Weise, nicht der Schwerkraft folgend; sie sind rein dekorativ. Wie ein „Mäntelchen“ richtig fallen müsste, zeigt ein sehr ähnliches Bruchstück von der Akropolis in Athen, das Wiegand auch anführt. „Auch der weitere Verlauf des Gewandes nach der Seite hin ist noch nicht klar verständlich.“ „... rechts scheint eine größere Stoffmasse zum Unterarm hinübergeführt zu sein und sich hier mit dem unteren Ende des weiten Chitonärmels zu verbinden;“ eben, eben, das war mir ja aufgefallen: was drunter und was drüber liegt, ist verwechselt.

Und dieses Gewand endet in drei spitzen Zipfeln, dergleichen hat man in Hellas nie gesehen. Um den Leib wurde es mit einer Schnur gehalten, denn hier ist eine „geradlinig verlaufende Überschlagslinie schlicht angedeutet.“ „Als drittes Stück der Bekleidung kommt hinzu ein Umschlagtuch“, das läuft „in einem langen Ende aus, das schräg zurückweicht und sich an die Nebenseiten des Thrones anpresst, als sei es vom Windhauch zurückgetrieben.“ Diese Umschlagtücher waren eigentlich aus Leinen oder Wolle, nicht aus Tüll oder Gaze, und Wind einzubeziehen ist hier wirklich weit hergeholt. Aber wenn - dann ist es mit dem platten Faltenwurf eh aus.

Herkunftsmythen

Aber lassen wir Wiegand schlafen und schauen wir, wie es weiterging.

Im Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Institutes (Nr. 32 [1917], S. 204 [mit Abb.])

schrieb ein gewisser B. Pick über die thronende Göttin, „deren Erwerb und Überführung nach Deutschland kurz vor dem Toresschluss, den der Krieg für uns bedeutete, so großes Aufsehen erregt hat, wird mit Recht als eines der wertvollsten Denkmäler der archaischen Kunst, ja der antiken Kunst überhaupt, angesehen...“

Demnach müsste sie vor August 1914 bereits angekauft worden sein. Sie wurde aber erst am 10. Dezember 1915 aus der Schweiz nach Berlin gebracht. Was machte sie so lange in der Schweiz?

Und weiter: Die Widersprüche in der Erscheinung der Figur, die Mischung der Stile usw. seien kein Anlass, die Echtheit der Figur in Frage zu stellen. Bei diesem Kultbild ist wohl alles möglich, da ja kein Vergleichsstück vorhanden ist. Die Datierung möchte er lieber ein oder zwei Jahrzehnte später ansetzen (vor-sichtig), auf -470 oder -460, damit sie mit der Blütezeit von Tarent zusammenfällt. Die recht ähnlichen Terrakotten von Tarent stammen aber aus dem späten 4. und dem 3. Jahrhundert (Leider tragen sie das Umschlagtuch direkt über dem Chiton, dazwischen gibt es kein Gewand).

Da man schon annahm, die Göttin stamme aus einer altgriechischen Kolonie Unteritaliens, und Wiegands durchaus schlüssiger Hinweis auf Kleinasien keine Beachtung fand, stellt Pick noch passende lokrische Münzen dazu, so dass Tarent als Herkunftsort plausibel wird. Man sieht, wie die Käufer selbst vorschlagen, was sie später (1933 durch Frau Montuoro) als „Tatsache“ serviert bekommen.

Franz Studniczka schreibt in seinem Artikel „Neue archaische Marmorskulpturen. Falsches und Echtes“, im Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Institutes (Nr. 43 [1928], S. 140 ff), über die thronende Göttin, die er für zweifelsfrei echt hält (S. 206): „Für deren Herkunft aus Unteritalien spricht jetzt schon mehr als das bei ihrem Auftauchen im Kunsthandel lautgewordene, unverbürgte Gerücht, sie sei in Tarent gefunden.“

Wie sehr sich Studniczka bei einer anderen Fälschung, der „Entführungsgruppe“ von Velia, die der berühmte Adolf Furtwängler angegriffen hatte, täuschen konnte, ist bekannt; man kann daraus höchstens schließen, dass vorgefasste Meinungen durch rationale Argumente selten geändert werden können.

Andreas Rumpf erwähnt in seinem Katalog der Etruskischen Skulpturen (Berlin 1928, S. 9) „die weltberühmte thronende Göttin“, ohne jeglichen Zweifel an ihrer Echtheit. Er hat ja auch Studniczka unterstützt.

Otto Brendel schreibt im (Berliner) Archäologischen Anzeiger (Nr. 48, 1933, S. 647) über archäologische Funde in Italien: „Die sitzende Göttin ist (Frau Paola Zancani-Montuoro zufolge) ein Zufallsfund aus Tarent, sie ist im Jahre 1914 von vier Arbeitern bei Ausschachtungen am Ostrand der neuen Stadt entdeckt worden (folgt genaue Angabe der Straßenkreuzung). In ihrer nächsten Umgebung waren antike Reste nicht zu bemerken, so dass die Berichterstatteerin annimmt, es läge bereits Verschleppung im Altertum vor.“ Man erwägt dann einen Zusammenhang mit Pizzone, wo Terrakotten gefunden wurden, die auf einen Persephone-Altar hindeuten könnten.

Es ist vermutlich günstig, zu behaupten, dass keine weiteren Funde zu erwarten sind, sonst müsste man einem Forschungsteam die Fundstelle zeigen. „Verschleppung im Altertum“ ist eine listige Lösung. Denkt man dabei an Diebstahl? Etwa, um die Göttin im Garten hinter der Villa aufzustellen und dort heimlich anzubeten? Oder später weiterzuverkaufen?

Übrigens waren diese vier Arbeiter nicht nur sehr umsichtig bei der Bergung ihres Fundes (vermutlich tief in der Nacht), sondern auch sehr kräftig: Das gute Stück wog rund 1000 kg, das macht pro Arbeiter 250 kg. Aber dass Frau Montuoros Erzählung - immerhin fast zwei Jahrzehnte nach den Ereignissen - höchst unglaubwürdig ist, hatte Picard ja schon geschrieben.

Kritik

Es ist natürlich so, dass diese Leute für ihr fantastisches Monatsgehalt und die ihnen gebotene Sicherheit jeden Blödsinn erzählen würden, der diesen Status aufrecht erhält. Dass diese Gehälter und Ankäufe - oft in Millionenhöhe - von unseren Steuern bezahlt werden, ist selbstverständlich. Aber der Gedanke, dass man in so einem Museum oder einer Bibliothek auch mal Fragen stellt, ist diesen Leuten völlig ungewohnt. Der Bürger schluckt, was ihm vorgesetzt wird. Wenn mal einer nur eine Frage stellt, wird er wie ein Störenfried abgewiesen.

Ist Wissenschaft wirklich ein so abgehobenes Gebiet, dass der Laie nicht mal anfragen darf?

Ich begeben mich also in die Hochburg der Museumsverwaltung und erlange ein Interview mit Frau Dr. Huberta Heres, Vizedirektorin des Alten Museums, die mir bereitwillig auf meine ungewöhnlichen Fragen antwortet. So erfahre ich folgendes:

Die Göttin wurde - der Pressenotiz des Museums „etwa Februar 1997“ zufolge, - 1911 oder 1912 in Tarent durch Raubgrabung ans Tageslicht gebracht und nach Eboli (bei Salerno) verschleppt, wo sie zwei Jahre in Mist unter der Erde lag, (ich vermute: bis sie die nötige Patina hatte). Dann sägte man ihr den Kopf ab, angeblich „um sie leichter transportieren zu können“. Warum der Schnitt am Rücken erfolgte, ist ungeklärt. Sodann schaffte man sie nach Neapel, wobei der Kunsthändler T. Virzi aus Palermo (Sizilien) behilflich war. Eventuell stand sie auch zuerst in Locri, weil nämlich ein Wissenschaftler spezialisiert auf diesen Ort ist.

Jedenfalls tauchte sie urplötzlich 1914 in Paris auf und wurde von dem bekannten Kunsthändler Jacob Hirsch, (vermutlich der berühmte Hirsch, der sein Exil in New York verbrachte), akzeptiert und in seinem Auftrag umgemodelt. Man entfernte die störenden Teile, z.B. die rechte Armlehne, und setzte den Kopf wieder an, diesmal jedoch starr gerade, dem archaischen Stil entsprechend (sonst hätte man sie nie verkaufen können), was aber später Schwierigkeiten ergab, weil man ja schließlich, bei der Wiederherstellung, der Sägenahnt folgen musste.

Diese ist erst 1996 erfolgt, auf Veranlassung eines Institutes in Venedig. Zwei Italienerinnen, Cristine Passeri und Alessandra Morelli, waren zweimal drei Wochen in Berlin und setzten der Göttin den Kopf und die rechte Lehne wieder richtig an, wie sie der Künstler ursprünglich geschaffen hatte, was leider dem archaisch-frühklassischen Stil nicht entspricht: ein leicht seitwärts nach rechts geneigtes Köpfchen, „um die Körperbewegung zu betonen“, ist zu diesem Zeitpunkt (-480) undenkbar.

Wolfgang Maßmann stand bei der Restaurierung Pate. Vielleicht war er es, der herausfand, dass der Kopf damals, 1914, als die Göttin in Paris vorgestellt wurde, nicht korrekt angesetzt worden ist. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Modells ist insofern berechtigt. Wir haben also jetzt wieder die Jugendstilform vor uns, und das passt ja auch ins neu gewonnene Zeitbewusstsein. Renaissancen sind immer gefragt.

Der Kunsthändler Virzi aus Palermo gab dann im August 1914 die Statue frei an den Kunsthändler Jacob Hirsch, weil er plötzlich erkannte, dass durch den Ausbruch des Weltkriegs sein Vorhaben, sie an die Preußen zu verkaufen, in die Binsen gegangen war. Hirsch schaffte sie über Genf nach Berlin, wo sie „über Hirsch in München“ (Eintragung im Register) angekauft wurde.

Es sind jetzt also die Hauptpunkte geklärt: Die Schnitte wurden nicht im Altertum, sondern erst vor achtzig Jahren verursacht, zum gleichen Zeitpunkt wie die Kratzer durch Picken und Wagenräder. Aber während die Kratzer blendend weißen Marmor hervorschauen lassen, hat der Sägeschnitt am Hals dieselbe Verwitterung der Statue, ist also genauso

künstlich erzeugt wie die übrige Oberfläche, vermutlich direkt durch Anwendung von Säure, oder - wenn man die kommerzielle Version bevorzugt - durch einen Misthaufen, wo sich ja auch Säuren entwickeln.

Das Dübelloch am vorderen Rand der vorhandenen Armlehne ist eigentlich unerklärlich, meinte auch Frau Dr. Heres, denn selbst wenn dort eine Figur eingelassen war, würde diese störend wirken.

Mit meiner Nachfrage zur Terrakotta-Gussform endete das Interview: Sie wurde dem Museum am 8. August 1925 (Protokoll) überlassen, durch den Maler Hermann Westphal aus Berlin-Steglitz, der sie (vermutlich) von einer Italienreise mitgebracht hatte. Da sie aber als Fälschung sofort auffällt - sie ist, wie gesagt, absichtlich als Fragment hergestellt worden - dürfte sie von Westphal stammen. Die vielen dünnen Falten lassen auf Unkenntnis schließen...

Bleibt noch die Frage offen, ob Wiegand und seine Kollegen raffiniert getäuscht wurden, oder ob sie uns - vermutlich aus Geldgier - täuschen wollten? Wir haben ja jetzt ein ganz anderes Bild von den archaischen Griechen durch diese unmögliche Statue bekommen, ein Bild, das nie mehr ausgelöscht werden kann. Gewiss, auch das von Winckelmann geschaffene Griechenbild war eine persönliche Schöpfung und der Realität wohl sehr fern, aber es handelt sich dabei zumindest nicht um willentliche Fälschung. Und eine weitere Frage: Wenn die Sägestellen zuerst verschwiegen wurden, nun aber die Echtheitsidee ad absurdum führen, müssten dann nicht die Verantwortlichen den Unfug beendet und die Statue in den Keller oder ins Jugendstilmuseum geschafft haben? War das der Grund für die „Restaurierung“ nach der Wende? Wer hat nun wieder betrogen? Und warum?

Literatur

Blümel, Carl „Griechische Skulpturen des 6. und 5. Jahrhundert v.Chr.“ (Teil 1, Berlin 1940).

„Die klassisch griechischen Skulpturen der staatlichen Museen zu Berlin“ (Berlin DDR 1966), S. 97 f. und Abb. 186-188.

Brendel, Otto „Archäologische Funde in Italien“, in: Archäolog. Anzeiger 48, S. 647 (Berlin 1933).

Herdejürgen, Helga „Untersuchungen zur thronenden Göttin aus Tarent in Berlin und zur archaischen und archaistischen Schrägmanteltracht“ (Diss. Bonn 1964/Waldsassen 1968).

„Die tarentinischen Terrakotten des 6. bis 4. Jahrhunderts v. Chr. im Antikenmuseum Basel“ (Mainz 1971), Tafel 17.

Jackson, Virginia (Hrsg.) „Art Museums of the World“ (New York 1987), Bd. 1, S. 325.

Katalog der Berliner Museen, Berlin (DDR) 1987, S. 115 (Abb.) und S. 122 (Text).

Langlotz, Ernst „Die Kunst der Westgriechen in Sizilien und Unteritalien“ (1963).

Picard, Charles „Manuel d'Archéologie Grecque. La Sculpture“ (Paris 1939, Bd. II), S. 110.

Pick, B. Mitteilung im Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Institutes Nr. 32 (1917), S. 204 (mit Abb.)

Rumpf, Andreas „Katalog der Etruskischen Skulpturen“ (Berlin 1928).

Studniczka, Franz „Neue Archaische Marmorskulpturen. Falsches und Echtes.“ (Jahrbuch des Deutschen Archäolog. Institutes 43, S. 140 ff; Berlin 1928).

Wiegand, Theodor „Thronende Göttin“, in: Antike Denkmäler, Bd. 3, S. 47-52, Tafeln 34-44, 7

Abb.; Berlin 1916/17).

(Alle Fotos stammen vom Autor)

Zeit-TV: Der „Chronovisor“

Gedanken zu Peter Krassa: „Dein Schicksal ist vorherbestimmt“

© Sabine Lippert, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 26/1998

„Zeitfernseher“ - ein Science Fiction-Gespinst? Oder etwas bald Alltägliches in unserem Multimedia-Zeitalter?

Wem das Thema „Phänomen Zeit und Zeitreisen“ am Herzen liegt, kommt um das Buch „Dein Schicksal ist vorbestimmt“ von Peter Krassa (1) wohl nicht herum. Jedoch erst der Untertitel „Pater Er-nettis Zeitmaschine und das Geheimnis der Akasha-Chronik“ informiert, worum es eigentlich geht. Leider schienen mir 44 DM für besagtes Buch eine zu hohe Investition, hauptsächlich, weil ich noch kein so fürchterlich lektoriertes Buch in den Händen gehalten habe. Offensichtlich macht sich eine zunehmende Oberflächlichkeit, auch in der literarischen Produktion, breit...

Immerhin lohnt es sich, Pater Ernetti kennenzulernen: Benediktinerpriester eines Klosters bei Venedig und „nebenberuflich“ passionierter Musikwissenschaftler (2). Eben diese Passion für antike Musik ließ in ihm eine - rein logisch - unglaubliche Vision nicht mehr zur Ruhe kommen. Wenn es möglich wäre, jene Musik der Antike zu hören (3), welche Aussichten sich da für seine eigenen Forschungen ergäben ... Schon begreift man, dass dieser Pater Ernetti einen Wissenschaftler der sehr unkonventionellen Art darstellt, da er über (scheinbare) Grenzen wissenschaftlicher Vorstellung kühn hinausblickt. Für seine Idee, ein Gerät zu konstruieren, das Vergangenes in Bildern in die Gegenwart zurückholt, soll er in der Tat namhafte Forscher (Physiker wie Fermi und W. von Braun) gewonnen haben.

Welcher Historiker träumt nicht davon? Wenn er über einer heiklen These brütet - einmal in der Zeit zurück zu reisen, um die „Tatsachen“ in eigener Anschauung zu prüfen. Ernetti wollte nicht, dass es nur ein Traum bleibt. „Top secret“ also streng geheim, bastelten er und die für sein Projekt gewonnenen Wissenschaftler rund vier Jahrzehnte an dem (von ihm so getauften) „Chronovisor“ (übersetzt: „Zeit-Seher“). Was lange währt: Schlussendlich soll es tatsächlich gelungen sein, ein antikes Musikstück zu „übertragen“ - was ja Ernettis Hauptanliegen gewesen war - sowie andere historische Szenen...

Der spontan begeisterte Leser erfährt dann aber, dass Ernetti vor seinem Tod (1994) ausdrücklich verfügt hat, den „Chronovisor“ ganz zu zerlegen und seine Bestandteile an geheimem Ort aufzubewahren. Warum wohl? Pater Ernetti soll vor allem seinem Verantwortungsgefühl gehorcht haben, da er den Missbrauch eines solchen Gerätes durch fragwürdige Interessen vorausahnte. Zweifelsohne zu Recht. Man denke nur an die „Pannen“ im heutigen Datenschutz ...

Aufgrund der strengen Abschottung der so spektakulären Erfindung erheben sich nun freilich, von Krassa objektiv diskutiert, mancherlei Zweifel: Ob die Konstruktion eines derartigen „Chronovisors“ tatsächlich gelang, oder ob Pater Ernetti (aus Geltungsbedürfnis?) eine solche Sensation nur als „Gerücht“ ausstreute? Wo sind Beweise, dass namhafte Wissenschaftler wie Fermi oder von Braun wirklich an dem „Zeitfernseher“ mittüftelten? Ein Fall von Hochstaplerei?

Wie auch immer: Pater Ernetti will es mit seinem „Chronovisor“ geglückt sein (wie er in Interviews darlegte), die sogenannte „Akasha-Chronik“ anzuzapfen. Diese „Akasha-Chronik“ lässt sich umschreiben mit „Weltgedächtnis“ oder einer Art kosmischem „Riesenspeicher“, der sämtliche Daten einstiger Ereignisse, Personen und Epochen von der Weltentstehung bis auf den heutigen Tag gesammelt hält und ständig neu „gefüttert“ wird. Neueste Theorien der Quantenphysik bestätigen dies. Erwähnt sei hier das von Rupert Sheldrake angenommene sogenannte „morphische Feld“ im Kosmos, mit dem wir in ständiger Wechselwirkung stehen sollen.

Ernettis Gerät soll also in der Lage gewesen sein, aus dieser gigantischen „Datenbank“ bestimmte, gewünschte Informationen gezielt „abzurufen“, d.h. jene „Energienmuster“ in Bilder zu transformieren. Zitat Ernetti: *„... die optische Welle ist gleich der Tonwelle Energie und wie jedes materielle Element aus Licht gebildet, um sich in Licht aufzulösen. Daraus können wir folgern - und ist auch wissenschaftlich erwiesen - dass Energie letztlich nichts als Licht ist, das alle die verschiedenen Elemente bildet, die wir Materie nennen. Auch der Ton erzeugt - auch das ist heute längst wissenschaftlich erwiesen - Licht. Er lässt sich in Licht verwandeln und umgekehrt. Was den gültigen Schluss zulässt, dass auch die Schallwelle nicht verlorengelht, weil sie ja ebenfalls zusammen mit der Lichtwelle zur Bildung aller anderen materiellen Energie-Aggregate beizutragen vermag. Auch die lassen sich somit rekonstruieren und einfangen“* (3). Mittels Antennen, wie der gespannte Leser erfährt: *„Es sei ja bekannt, dass jedes Menschenwesen von seiner Geburt an bis zu seinem Ableben etwas hinterlasse, das man als eine Art »doppelte Fahrspur« bezeichnen könnte ... Diese Doppelspur bestünde aus einer akustischen sowie einer optischen und bedeute für jedermann gewissermaßen einen Personalausweis ... Mit Hilfe eines solchen hypothetischen Dokuments ließe sich jedes einzelne Menschenkind in all seinem Tun und Reden rekonstruieren“* (4). Ernetti noch konkreter: *„Diese von uns ausgesandte Energie kann nicht zerstört werden, bestenfalls kann sie sich wandeln. Sie bleibt aber erhalten und schwingt ewig im Raum“* (5). Dem widersprechen die neuesten quantenphysikalischen Erkenntnisse keineswegs. Wie ein anderer Experte, Ernst Meckelburg, mit seinen Worten resümiert, besteht das Prinzip des „Zeitfernsehers“ in der „Aufnahme der energetischen Dublette (Kopie) im Überraum“ (Umwandlung in Bilder) (6). Ernetti führt weiterhin aus, dass eine zweite Gruppe von Elementen des Chronovisors von Gerätschaften gebildet werde, die mit Lichtgeschwindigkeit in der Lage wären, das jeweils angepeilte Ereignis authentisch zu rekonstruieren. Auch diese Elemente seien dann durchaus in der Lage, mit Lichtgeschwindigkeit die gewünschten Bilder und Stimmen auszuwählen. Eine dritte Gruppe vermag im Anschluss daran, Bilder und Töne - ähnlich einem Fernsehempfänger - zu reproduzieren (7).

Sollte die Entwicklung eines „Chronovisors“ tatsächlich geglückt sein, so wäre es vielleicht nur noch ein kleiner Schritt zur (in der Physik bereits ernsthaft diskutierten) „Zeitmaschine“?

Krassa referiert im folgenden auch die bisherigen Resultate der physikalischen Forschung zum Thema „Zeitreisen“. Aufsehen erregte jüngst vor allem das Statement aus „berufenem Munde“ - als Stephen Hawking selbst Zeitreisen als künftig realisierbar erklärte (8). Vorausgesetzt, die „Zeitmaschine“ würde sich schneller als mit Lichtgeschwindigkeit bewegen und somit „rückwärts“ in der Zeit reisen - wohlgemerkt, ohne die Kausalität im geschichtlichen Ablauf zu stören (9).

Natürlich, vor allem in den USA, wird längst eifrig an „Zeitmaschinen-Modellen“ experimentiert. Immer häufiger sickern in letzter Zeit neueste Erkenntnisse und unglaubliche Theorien in die Öffentlichkeit durch. Diese fasste vor allem Autor Meckelburg in Artikeln (10) sowie Buchpublikationen zusammen.

„Der Zeitreisende kann gar in die Vergangenheit eingreifen, ein Unglück verhindern“ (Zitat Hawking). Man stelle sich dies - von den Einzelheiten technischer Verwirklichung zunächst einmal abgesehen - ganz konkret vor: Eine Reise in die Vergangenheit, gleich, in welche Epoche und wohin, bei der man nicht als bloßer Zuschauer, sondern als agierende Person ins einstige Geschehen „hereinplatzt“, ohne dass, wie doch die Logik postulieren möchte, einiges durcheinander gerät. Ein anschauliches Beispiel: Angenommen, es passt uns nicht, dass Cäsar an den „Iden des März“ einem Attentat zum Opfer fiel; per Zeitmaschine fahren wir zurück ins Jahr 44, um es zu verhindern...

Schön und gut. Die „Kehrseite“ der Medaille: „In welchem Maße sind wir eigentlich selbst den Eingriffen zeitreisender Nachfahren ausgesetzt - ganz abgesehen von der an Plausibilität zunehmenden Theorie, dass UFOs tatsächlich nichts anderes darstellen als Zeitmaschinen unserer (technisch weiterentwickelten) Nachfahren? ...“ Wie viele „Zeittouristen“ mögen sich unter unsere „normalen“ Zeitgenossen von uns unbemerkt gemischt haben, um unsere Aktionen - im Großen wie im Kleinen - heimlich - zu manipulieren?

Zugegeben keine unbedingt behagliche Vorstellung, zumal man sich heutzutage schon genug undurchschaubaren Manipulationen allseits ausgesetzt sieht... „Wer die Manipulation der Zeit beherrscht, wird die Welt mit anderen Augen sehen. Die Generation der Temponauten wird sich von unserer jetzigen rein materialistischen Realität lösen und Aufgaben übernehmen müssen, die der Schaffung einer besseren, mehr vom Geistigen bestimmten, Weltordnung dienen“ (12). Damit sich Meckelburgs optimistische Vision erfüllt, bleibt zu hoffen, dass unsere - zeitreisenden - Nachfahren tatsächlich die nötige geistige Reife erreicht haben. Pater Ernetti hatte da, wie er-wähnt, seine überzeugten Zweifel.

Es scheint, dass sich die „kosmischen Geheimnisse“ uns so leicht nicht aufschließen, damit wir nicht so schnell in den Rausch verfallen, „Herren des Universums“ zu werden... So, denke ich, wird auch das vergangene Geschehen nicht so ohne weiteres unserer (willkürlichen) Manipulation zugänglich sein. Der historische Prozess gehorcht doch einem sinnvollen übergeordneten „Gesetz“, in das der Mensch keinen völligen Einblick haben kann, das sich seiner „Macht“ entzieht (man spricht hier auch von „Präformation“, einer vom „kosmischen Gesamtplan“ vorher festgelegten „Regieführung“ des Weltgeschehens). Freilich hat die Vorstellung ihren Reiz, in die Geschichte nach Belieben einzugreifen, zu „retuschieren“, was einem nicht passt. Nur zu menschlich...

Die Dimension „Zeit“ funktioniert, nach schulwissenschaftlicher Überzeugung, rein linear (nach dem Prinzip gestern - heute - morgen), für die „Grenzwissenschaftler“ und Quantenphysiker verhält sich dies längst anders. Jenseits der irdischen Existenz, im sogenannten „Überraum“ (wo auch die „Akasha-Chronik“ liegen soll) hat Zeit, wie wir sie empfinden, demnach keine Bedeutung mehr - gestern, heute und morgen fallen zusammen. Hellsichtige, medial begabte Menschen, wie der berühmte Edgar Cayce, sollen in der Lage sein, in der Akasha-Chronik zu „lesen“.

„Prof. Senkowski (Dipl.-Physiker) könnte sich ... einen alles umfassenden metaphorischen Informationsraum vorstellen, der jenseits der Raumzeit unseres Wachbewusstseinszustandes alles überhaupt Mögliche potentiell enthalte“ (13).

Um „Einblick“ in Vergangenes zu gewinnen, müssen nach alledem nicht erst Zeitmaschinen oder Zeitfernseher gebaut werden zum Zwecke eines historischen „Massentourismus“ - mögen damit auch verlockend-exotische Vorstellungen verbunden sein. Geschärfte Sensibilität und Sensitivität könnten eine bessere, weniger fragwürdige Voraussetzung sein. Abgesehen davon, dass wir ohnehin ständigen kosmischen Einflüssen (energetischer Natur) ausgesetzt sind, dürfte eben die „Wechselwirkung“ mit der Akasha-Chronik nicht minder faszinierende Möglichkeiten bieten, sich von Vergangenen inspirieren zu lassen. Dies tun, freilich unbewusst, viele Künstler, Menschen also mit fein entwickelten „Antennen“ zum „Draußen“. So sind gewisse literarische Werke gerade mit historischen Themen offenbar von einer „höheren Einsicht“ in das Vergangene getragen (4). Erklärt sich daraus - aus einer intensiven „Wechselwirkung“ mit der Akasha-Chronik - die eigenartige, rational nicht nachvollziehbare Faszination mancher Menschen für Geschichte, die in kreativer Beschäftigung zum Ausdruck kommt? (5) Hier muss man wieder an Pater Ernetti denken, der allein durch den eigentümlich-dringlichen Wunsch, die erste im alten Rom aufgeführte Oper im -2. Jahrhundert „im Originalton mitzuerleben“, zur Idee des „Chronovisors“ inspiriert wurde. Zweifellos fühlte Ernetti zu jenem damaligen Geschehen eine sehr enge Beziehung (die er selbst sich rational oder logisch wohl kaum erklären konnte). Für die „Reinkarnationsforschung“ wäre die Intensität seines Wunsches ein sicheres Indiz dafür, dass eine frühere Inkarnation Ernettis im alten Rom, zur Zeit eben jener Opernaufführung, stattgefunden hätte...

Wie auch immer, sollte Pater Ernetti die Konstruktion des ersten „Chronovisors“ geglückt sein, und er das Gerät zum Vermeiden von Missbrauch an verstecktem Ort zerlegt haben lassen, so dürfte er damit wohl kaum verhüten, dass es künftig - wo und von wem auch immer - wieder erfunden wird. Weil eben die vom Physiker Rupert Sheldrake als „morphisches Feld“ (6) bezeichnete „Akasha-Chronik“ die Eigenschaft besitzen soll, all das, was einmal erdacht und entwickelt wurde, im kosmischen Speicher nunmehr abrufbar zu halten als Information, welche sodann niemandes geistiges Privateigentum mehr ist...

Anmerkungen

(1) Erschienen 1997 im Herbig-Verlag

(2) Prof. für Archaische Musik (weltweit einziger Lehrstuhl)

(3) P. Krassa; S. 130f.

(4) Ders. S. 131

(5) Ders. S. 150

(6) E. Meckelburg, „Zeittunnel“, S. 176f.

(7) Krassa. S. 151

(8) Ders. S. 205

(9) Dazu auch Gernot Geise: „Zeitfilter“, in EFODON SYNESIS Nr. 14/1996

(10) E. Meckelburg: „Zeittunnel“, München 1991 u. „Zeitschock“, München 1993; ders. „Überraum - Expeditionen ins Unfaßbare“, Freiburg 1978; „Besucher aus der Zukunft?“ in Esotera 6/96

(11) Diese Theorie wird ausführlich von Meckelburg besprochen: s. Anm. 1.

(12) Meckelburg: „Zeittunnel“

(13) Krassa, S. 204; auch E. Senkowski: „Der Dialog mit dem Unsichtbaren“, in Esotera 3/96

(14) A. Vaughan: „Diktate einer höheren Weisheit“, in Esotera 9/96

(15) Zu dem Thema vgl. auch meinen Beitrag „Geschichte spirituell erfahren“ in EFODON NEWS 30

(16) Diesem Thema eine gute Zusammenfassung bei E. Freitag: „Hilfe aus dem Unbewußten“, S. 125ff.

Am Anfang war ...

Dieter Vogl

Obwohl das Buch „Am Anfang war ...“ von John Gribbin schon 1993 unter dem Originaltitel „In the Beginning. After COBE and bevor the Big Bang“ bei Little, Brown and Company in englischer Sprache erschien und bereits 1995 vom Birkhäuser Verlag eine deutschsprachige Ausgabe den Weg zum Leser fand, kommt diese Besprechung nicht unbedingt zu spät. Insbesondere deshalb nicht, weil die Inhalte des Buches nach wie vor zeitgemäß sind und die Frage nach der Entstehung des Universums auch durch den Satelliten COBE, dem „Cosmic Background Explorer“, nicht in vollem Umfang beantwortet werden konnte.

John Gribbin hat damals eine Vielzahl von Fakten und spekulativen Rückschlüssen „zum Urknall und der Evolution des Kosmos“ vorgelegt, die heute erst richtig Gestalt annehmen. Ein Grund, warum das Buch auch gegenwärtig noch in vollem Umfang aktuell ist. So geht Gribbin beispielsweise den Fragen nach, ob es eine kosmische Evolution gegeben hat, wie die Strukturen im Kosmos entstanden sein könnten, wie man sich den Ursprung des Universums vorstellt, was vor dem Big Bang gewesen sein und wie letztlich das Ende dieses Kosmos aussehen könnte.

Mit Fug und Recht schreibt die Public Relations-Abteilung des Birkhäuser Verlags, daß der Autor in diesem Buch „alle offenen Fragen“ aufgreift, „die sich aus der Bestätigung der Urknall-Theorie ergeben“. Ebenso muß man den Machern dieses Buches zugestehen, daß sich die spekulativen Antworten des Autors, zumindest partiell, auf diese Fragen in naher Zukunft „durchaus als Vorgriff auf die Kosmologie des 21. Jahrhunderts erweisen“ könnten.

Leider beschäftigt sich Gribbin, bei der Beantwortung dieser Fragen, fast ausschließlich mit den wissenschaftlichen Postulaten. Bei Licht betrachtet sind jedoch einige von diesen Behauptungen gar nicht so hundertprozentig erwiesen, wie es auf den ersten Blick erscheint. Hier, vor allem, was die Darwinsche Evolutionstheorie und den Urknall selbst angeht, verläßt er sich mit seinen Rückschlüssen allzusehr auf wissenschaftliche Dogmen. Ein kritischerer Blick wäre das eine oder andere Mal wünschenswert.

Aber selbst die oftmals nicht gerechtfertigten Anlehnungen des Autors an wissenschaftliche Lehrmeinungen sind nicht unbedingt ein Minuspunkt für dieses durchweg beachtenswerte Buch. Vielmehr können sie als Anregung verstanden werden, noch tiefer in die astronomische Materie der modernen Genesis einzusteigen. Insbesondere deshalb, weil viele Rückschlüsse in der Tat eine „gescheite und unterhaltende“, ich möchte sogar sagen, eine fundierte Spekulation des Autors, darstellen.

Wie in allen seinen Büchern, so berichtet der Autor auch in diesem Buch über wissenschaftliche Sachverhalte, die für einen Laien nicht unbedingt leichte Kost sind. Der Autor versteht es allerdings bravourös, die Hintergründe der Urknalltheorie so aufzubereiten, daß sie wirklich jeder verstehen kann. Hierbei hilft ihm sicherlich sein populärwissenschaftlicher Stil, der jede Seite seines Buches zu einem wahren Leseerlebnis werden läßt. Mit diesem Buch, - in der Ausarbeitung der Materie und der Liebe zum Detail — wird deutlich, warum und wodurch John Gribbin zu einem der erfolgreichsten Autoren unserer Zeit geworden ist.

John Gribbin

„Am Anfang war ...“

Übersetzer: Hilmar Duerbeck

294 Seiten, 24 Abb.

ISBN: 3-7643-5005-9

Neues zum „Dauerbrenner“-Problem Externsteine

(c) Horst Friedrich, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 26/1998

Mitunter hört man den Vorwurf, in gewissen islamischen Ländern habe man ein gestörtes Verhältnis zur Vorgeschichte, vor dem Islam dürfe es nichts Erwähnenswertes gegeben haben. Ich meine, ehe wir andere mit Kritik bedenken, sollten wir „vor unserer eigenen Türe kehren“. Mir scheint, als habe man vielmehr hierzulande, in gewissen klerikalen Lagern und „amtskirchlich“-beeinflussten Kreisen, ein stark gestörtes Verhältnis zur europäischen, vorchristlichen Vorgeschichte.

Es muss zu denken geben, dass die Megalith-Zivilisation - unbestreitbar eine Hochkultur! - uns partout immer noch als etwas „Steinzeitlich“- Primitives, kaum recht Beachtenswertes hingestellt werden soll. Schon da liegt der Verdacht nahe, dass dabei Schulwissenschaft und klerikale „Weltbild-Lobby“ Hand in Hand arbeiten. Ganz besonders sind es die Externsteine, in die sich - wie in einen Brennpunkt - die weltanschaulich-verkrampfte Situation im heutigen Deutschland fokussiert. Hoch schlagen immer wieder die Wellen der Diskussion (1).



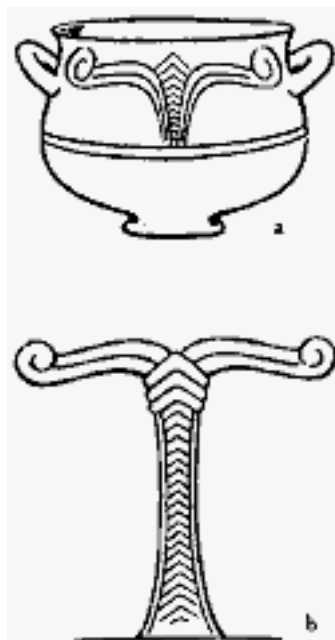
Die geknickte Irmingsul vom christlichen Kreuzabnahme-Relief an den Externsteinen (aus: Jünemann, op.cit; Foto: A. Schönlau, Horn 1937)

Partout will die eine Seite glauben machen, dass die Externsteine niemals ein vorchristliches, „heidnisches“ Heiligtum gewesen seien. Diese These muss dem gesunden Menschenverstand als recht abwegig erscheinen, weil die Externsteine bereits per se dazu einladen, sie irgendwie zu „verwenden“, sei es als „Mysterienstätte“ (2), oder

wenigstens als Knotenpunkt eines keltischen Nachrichtensystems (3).

Nun hat der in dergleichen Forschungen erfahrene Rutengänger Joachim Jünemann mittels der „Lecherantenne“ die Externsteine untersucht und dazu ein exzellentes, schmales aber inhaltsreiches Buch verfasst (4). Für den Preis zweier SYNESIS-Hefte erhält man darin erstens einen guten Überblick über den derzeitigen Stand der Externsteine-Forschung, zweitens den Nachweis - vom Standpunkt der Radiästhesie aus - , dass es sich bei den Externsteinen unbedingt und zweifelsfrei um ein schon seit mehreren Jahrtausenden stehendes Heiligtum handeln muss. Man lese im übrigen dazu nach, was Elisabeth Neumann-Gundrum (5), ganz ohne Berücksichtigung der Radiästhesie, in ihrem riesigen Pionier-Opus über die Externsteine schreibt, die sie für das uralte Heiligtum der späteren germanischen Kultgemeinschaft der Herminonen hält!

Vom radiästhetischen Befund her scheint für Jünemann gesichert, dass die Externsteine ein spätestens aus der Zeit der Megalith-Kultur stammendes Heiligtum waren, das später von Kelten und Germanen übernommen wurde. Erst zu allerletzt, im Frühmittelalter (6), wurde das Kreuzabnahme-Relief, mit der geknickten heidnischen Irminsul, angebracht. Lese ich Gsänger (7), so scheint mir persönlich kein Raum zu bleiben für die von Volker Ritters publizierte These, das Relief sei erst im 16. Jahrhundert von Lucas Cranach d.Ä. im Sinne der templerischen Verborgenen Geometrie entworfen respektive angebracht worden (8).



Irminsul:

*a) auf Philister-Keramik, konventionell auf um -1200 datiert;
b) von den Externsteinen (aus: Spanuth, „Die Philister“, 1980)*

Bemerkenswert erscheint der von Jünemann hervorgehobene Umstand, dass man bei den Externsteinen keinerlei römische Funde gemacht hat, obwohl es neuesten Forschungen zufolge entlang der Weser bis Höxter, d.h. also östlich (!) der Externsteine, für einige Zeit einen römischen Weser-Limes gegeben hat. Sollten die römischen Legionen das feindliche Heiligtum gänzlich übersehen haben?

Das Jünemannsche Werkchen gehört in die Bibliothek aller an der Vorgeschichte Deutschlands und Europas Interessierten und wird zweifellos noch für längere Zeit Radiästhesie- und Geomantie-Beflissenen Anregung zu weiteren Forschungen geben.



Die „Rednerkanzel“ an den Externsteinen (aus: Gsänger, op.cit.). Die Anordnung und Steinbearbeitungstechnik erinnern an Alt-Südamerika!

Anmerkungen

- (1) Beispielhaft dazu etwa Günther Löhndorf: „Unruhe am Kulturdenkmal Externsteine“, in: MANNUS, Deutsche Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte, Beiblatt Februar 1976
- (2) Hans Gsänger: „Die Externsteine“, Schaffhausen 1978 (ein anthroposophisch orientiertes Werk)
- (3) Gernot L. Geise: „Das keltische Nachrichtensystem wiederentdeckt“, Hohenpeißenberg 1996
- (4) Joachim Jünemann: „Die Externsteine im Licht der Geomantie“, Selbstverlag Joachim Jünemann, Rosenstr. 9, D-37127 Dransfeld (1998). Auch telefonisch bestellbar unter Tel. 05502-1267
- (5) Elisabeth Neumann-Gundrum: „Europas Kultur der Groß-Skulpturen“, Gießen 1981
- (6) Weder Jünemann noch Neumann-Gundrum berücksichtigen allerdings die Chronologie-Verkürzungen, die von Heinsohn und Illig gefordert werden.
- (7) Gsänger: op.cit., S. 55-70
- (8) Volker Ritters: „Lucas Cranach schuf das Externstein-Relief“, Hohenpeißenberg 1997
- (9) Rolf Bökemeier: „Varus und der Weser-Limes“, Bettendorf 1997. In dieser vom KULT-UR-INSTITUT herausgegebenen kleinen Schrift beschreibt der Autor, wie er mit Hilfe von Luftbildern deutscher und englischer Heeresflieger und eines russischen Spionagesatelliten römische Kastelle und Kohortenlager lokalisieren konnte.

Anmerkung der Redaktion

Volker Ritters hat in seinem Buch „Lucas Cranach schuf das Externstein-Relief“ definitiv nachgewiesen, dass das heute sichtbare Relief offensichtlich tatsächlich tatsächlich von Lucas

Cranach d.Ä. geschaffen wurde. Er räumt jedoch ein, dass an dieser Stelle durchaus ein älteres Bildnis vorhanden gewesen sein könnte, das dann im Mittelalter umgearbeitet wurde. Allerdings gibt es keine schriftlichen Überlieferungen dafür, dass hier schon früher ein Relief existierte.

An den Externsteinen sind im Rahmen der Andreeschen Grabung in den dreißiger Jahren tatsächlich u.a. auch zahlreiche römische Funde gemacht worden, die jedoch seitdem im Landesmuseum in Detmold unter Verschluss gehalten werden.

Welche Funktion hatten die Pyramiden? (I.)

Gernot L. Geise

Pyramiden auch auf anderen Himmelskörpern

Pyramiden - das habe ich schon mehrfach erwähnt (1) - scheinen die universellen Objekte schlechthin zu sein. Auf der Erde kennen wir sie (hier wissen wir definitiv, dass es künstlich errichtete Bauwerke sind), auf dem Mond (2) gibt es offensichtlich welche, auf dem Mars sind sie vorhanden (3), und - wie ich feststellen konnte - auch auf dem Jupitermond Europa (4), auf dem Planeten Merkur und auf anderen Monden unseres Sonnensystems! (Hierbei können wir jedoch bisher natürlich nur nach dem Augenschein urteilen, solange noch kein Mensch vor Ort war). Tatsächlich findet man verblüffend viele pyramidenförmige Objekte, wenn man sich entsprechende Fotos anderer Himmelskörper genauer ansieht - und wenn man weiß, worauf man achten muss!



Die Oberfläche des Jupitermondes Europa

Die Raumsonde Galileo ist seit längerer Zeit in der Gegend um den Jupiter unterwegs. Ihre zur Erde gesendeten, qualitativ hochwertigen Bilder von dem Riesenplaneten und seinen Monden werden von der NASA u.a. im Internet veröffentlicht. Was mich an ihnen besonders faszinierte, waren Oberflächen-Fotos vom Jupitermond Europa. Neben einer zerrissenen Oberfläche, deren ausgeprägte Merkmale kreuz und quer verlaufende Rillen sind (sie weisen eine verdächtige Ähnlichkeit auf mit einem dichtgepackten Straßennetz, mit Zu- und Abfahrten, Kreuzungen, Unter- und Überführungen, Brücken u.a.m., oder mit einem riesigen Rohstoffabbaugebiet) fielen mir auf verschiedenen Bildern pyramidenförmige Objekte auf (s. Abb.). Nun weiß ja jeder, dass pyramidenförmige Objekte etwas ganz Natürliches sind ...



Ein anderer Ausschnitt der Oberfläche von Europa

Von unseren irdischen Pyramiden glauben die Ägyptologen die Erbauer zu kennen. Tatsächlich kennen sie jedoch nur mehr oder weniger gut die Erbauer von Pyramiden-Nachbauten, die sich im Regelfall durch ihre Eigenschaft auszeichnen, dass sie im Laufe der Zeit mehr oder weniger schnell zusammengefallen sind.

Die Erbauer der ältesten irdischen Pyramiden - der Gizeh-Pyramiden - sind jedoch nicht bekannt. Pharaonen, die man bisher als Baumeister angenommen hat, stellten sich als Fehldeutungen heraus. Beispielsweise wurde die Cheopspyramide - die ihren falschen Namen wohl auch behalten wird, weil er sich eingebürgert hat - einem Pharao Cheops zugeordnet, obwohl es schriftliche Belege aus seiner Zeit gibt, aus denen definitiv hervorgeht, dass die Pyramiden, einschließlich der Sphinx-Figur, zu seiner Zeit bereits "uralt" waren.



Pyramide auf der Oberfläche von Europa (etwas unterhalb der Bildmitte)

Die Theorie der beiden Forscher Robert Bauval und Adrian Gilbert ("Das Geheimnis des Orion") muss hier - so glaube ich - nicht ausführlicher erläutert werden. Ihre errechneten Zeitangaben für den Bau der Gizeh-Pyramiden (sie datieren sie in die altägyptische Zeit) sind derart unglaubwürdig und fehlerbehaftet, dass sie selbst daran zweifeln. Auch ihre Theorie, der Pyramidenkomplex sei nach dem Orion-Sternbild angelegt, haben sie so lange "zurechtgebogen", bis sie passte. Schade um ihren immensen Arbeitsaufwand, doch wenn man derart tief in die Materie eindringt wie sie, hätte man irgendwann merken müssen, dass man auf der falschen Spur ist.



Weiterer Ausschnitt aus der Oberfläche von Europa. Oben im linken Drittel ein pyramidenähnliches Objekt.

Ich glaube auch nicht, dass ich in diesem Beitrag noch einmal auf das weitverbreitete Märchen, die Pyramiden seien einst Grabstätten der Pharaonen gewesen, eingehen muss. Es basiert auf völligem Unfug, und es ist höchst verwunderlich, wieso es sich so lange Zeit unwidersprochen erhalten konnte, dass selbst heute noch viele daran glauben. Zuletzt wurde es wieder mal am 8. März in der ZDF-Fernsehsendung "Sphinx - Geheimnisse der Geschichte" als Tatsache hingestellt. Zusammen mit der völlig erfundenen "Tatsache", dass in der Cheopspyramide große Goldschätze, Pharaonen-Mumien und sonstige Grabbeigaben gelegen hätten, die allesamt durch Grabräuber gestohlen worden seien. Man muss wirklich den Kopf schütteln über einen solchen frei erfundenen Unsinn, der in unseren Medien verzapft wird.

Die Gizeh-Pyramiden belegen bereits anhand ihrer Bauweise, dass sie von Wesen errichtet wurden, die zu ihrem Bau eine ausgereifte Hochtechnologie einsetzten, wie wir sie heute erst langsam in den ersten Ansätzen zu entwickeln beginnen. Auch das wurde bereits in früheren Arbeiten definitiv nachgewiesen (5). Wir sind mit unserer Technik bis heute nicht in der Lage, beispielsweise die Cheopspyramide nachzubauen. Das ist ein Faktum, das man akzeptieren muss, denn es gab dazu bereits einige Versuche, die letztendlich nur beweisen konnten, dass wir es eben nicht können. Wenn es mit unserer hochentwickelten Technik jedoch nicht gelingt, wie und mit was sollen dann altägyptische Fellachen Granitblöcke gebrochen, bearbeitet und sie anschließend mit einer Genauigkeit von weniger als einem Millimeter Spielraum aufgeschichtet haben?

Die Gizeh-Pyramiden: Kontrollzentrum oder Produktionsstätte?

Insbesondere der Orientalist und Autor Zecharia Sitchin hat in seinen Werken Zusammenhänge zwischen den alten sumerischen, akkadischen und ägyptischen Kulturen nachgewiesen, wobei er bei seinen Recherchen zu dem zwingenden Schluss kam, dass hochtechnisierte Wesen, die nicht von der Erde stammten, hier die

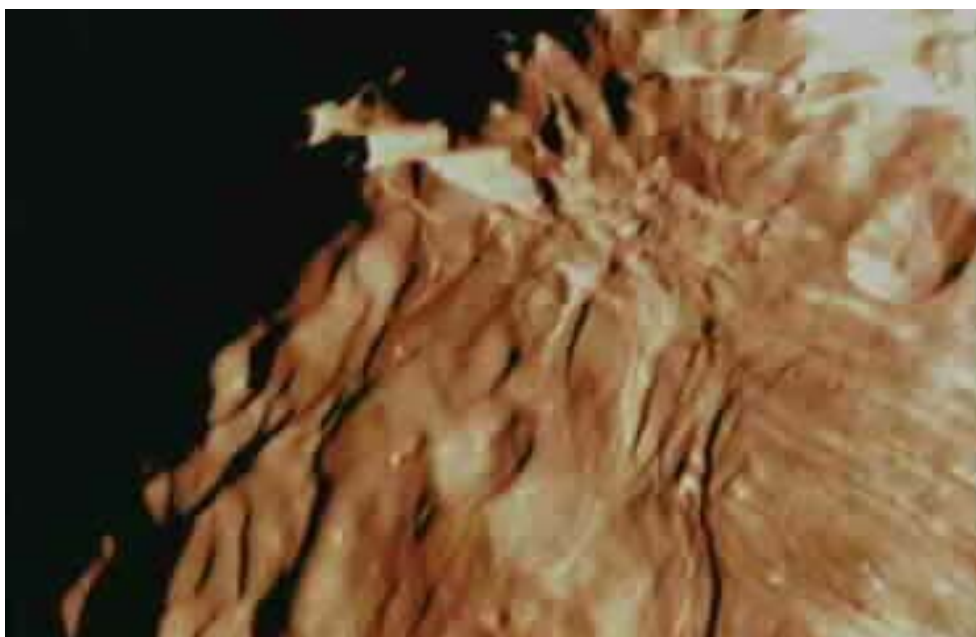
Grundstücke der ersten Zivilisationen legten (6). Er nennt diese "Götter" Anunnaki, wobei er sich überwiegend auf die zu hunderttausenden gefundenen Keilschrifttafeln bezieht. Obwohl Sitchins Rekonstruktionsversuche unbestreitbar beispielhaft sind, zeigen auch sie einige schwache Stellen, die ich hier jedoch nicht detailliert ausführen möchte, denn wichtig ist hier nur so viel: Es gibt durchaus ernstzunehmende Überlieferungen, die von menschlichen Lebewesen sprechen, welche aufgrund ihrer übermächtigen technischen Möglichkeiten von der damaligen menschlichen Bevölkerung als "Götter" verehrt wurden.

Die Zeiträume, aus denen schriftliche Aufzeichnungen stammen, liegen jedoch um einige zehntausend Jahre - wenn nicht mehr - zu dicht an unserer Jetztzeit. Wenn hierin handgreifliche Aktivitäten von "Göttern" geschildert werden, so können das nur noch relativ vage Erinnerungen sein an eine Zeit, als jene "Götter" sich über einen Jahrtausende währenden Zeitraum auf der Erde aufhielten, bevor sie daran gingen, Menschen "nach ihrem Abbild" zu schaffen, sprich: menschliche Intelligenzwesen genetisch zu formen.

Tatsächlich lassen sich die Gizeh-Pyramiden, aufgrund der Verwitterung ihrer Steine, völlig problemlos einige zehntausend Jahre, wenn nicht gar noch weiter, zurückdatieren. Bei der Sphinx-Figur spielt man ja bereits ganz offiziell mit Überlegungen, ob sie nicht etwa schon mehr als zehntausend Jahre alt ist.

Doch kommen wir zurück zu den Pyramiden als "universellen" Bauwerken. Wir wissen inzwischen, dass (zumindest die ägyptischen Gizeh-) Pyramiden keinesfalls Grabstätten waren. Wir wissen weiterhin, dass die technische Höchstleistung, eine Pyramide wie die Cheopspyramide zu errichten, mit unserer heutigen Technik (noch) nicht machbar ist. Auch für die Bauherren dieser Pyramiden dürfte ihre Errichtung nicht einfach gewesen sein. Deshalb müssen diese Objekte einst eine eminent wichtige Funktion gehabt haben. Man hat sie dort nicht nur aus dem Grund hingestellt, weil es hübsche Bauwerke sind.

Für Zecharia Sitchin waren sie Teil eines Anflugsystems: Anfliegende Raumgleiter, die auf der Erde landen wollten (auf dem Raumflughafen, der sich auf der Sinai-Halbinsel befunden haben soll), seien von hier aus in den Anflugkorridor zu diesem Raumflughafen gelotst worden. Die Cheopspyramide war für Sitchin ein Kontrollzentrum, dessen technische Inneneinrichtung jedoch später (noch durch die "Götter") entfernt worden sei.



Dreierformation Pyramiden auf Miranda (obere Bildhälfte)

Erwin Wedemann, Autor des Buches "Pechvogel Pyramide" (7), versucht, die einzelnen "Grabkammern" und "Luftschächte" der Cheopspyramide in einen logischen Zusammenhang zu bringen, wobei er u.a. eine interessante Neudeutung für die "Luftschächte" als eine Art Kühl- und Löschwasser-Leitungen anbietet. Die Pyramide selbst sieht er als eine Art riesiger Fabrik, in der Metalle verarbeitet wurden, die dann in flüssiger Form die "Große Galerie" hinuntergeflossen seien, wodurch es u.a. möglich gewesen sei, Blechplatten zu erzeugen.

Die Idee, in der Pyramide eine Art Metallverhüttung zu sehen, ist nicht uninteressant, zumal ein Großteil der Räumlichkeiten durchaus so gedeutet werden könnte, wie es Wedemann macht. Wedemanns Fabrikationstheorie hat jedoch - so spektakulär sie klingt - denselben "Haken" wie Sitchins Theorie eines Raumflug-Kontrollzentrums: Schon allein wegen der schlechten Begehbarkeit der Großen Pyramide (Gänge, teilweise mit einem Durchmesser von nur etwa einem Quadratmeter) scheidet eine produktionsgemäße Nutzung wie auch eine Benutzung als Kontrollzentrum (und aus den gleichen Gründen die "Grab-Theorie"!) aus. Bei der Fabrikations-Theorie kommt noch hinzu, dass es selbstverständlich nicht damit getan ist, flüssiges Metall eine Schräge hinunter fließen zu lassen. Mit dieser Methode sind einfach keine Blechplatten herzustellen (sonst würden wir dieses System heute noch genauso anwenden), abgesehen davon, dass nicht nur die postulierten riesigen Metallplatten anschließend ja irgendwie aus der Pyramide herausgeschafft werden müssten, die kontinuierliche Rohstoffzufuhr musste letztendlich auch garantiert werden. Zu beidem fehlen jedoch die Zugänge. Hinzu kommt, dass nirgends in der Cheopspyramide irgendwelche Metallreste gefunden wurden, die auf eine Metallverarbeitung hindeuten würden, ebensowenig wie man außerhalb keine Reste von Blechplatten gefunden hat. Weiterhin fehlen jegliche Rauchspuren, die sich produktionsbedingt an den Wänden niedergeschlagen haben müssten. Und Schlackenreste aus der Verarbeitung hat man auch niemals gefunden.

Ein weiterer Aspekt, der allerdings durchaus nicht gegen eine Produktionsstätte oder ein Raumfahrt-Kontrollzentrum spricht, sind die fehlenden Kabel oder Rohre. Selbst wenn einstmals irgendwelche Einrichtungen entfernt worden sind, weil die Pyramide irgendwann nicht mehr in dieser Funktion benötigt wurde, müsste es ggf. auch heute noch deutlich erkennbar sein, wo einst Kabel oder Rohre verlegt gewesen oder wo Geräte installiert waren, denn wir können nicht davon ausgehen, dass nach der Entfernung technischer Einrichtungen die Wände neu verputzt wurden, wenn das ganze Gebäude nutzlos geworden war. Dazu fehlt auch der Verputz. Doch auf diesen Punkt komme ich später noch einmal zu sprechen.

Trotzdem dürfen wir nicht vergessen, dass hier nicht nur hochintelligente Wesen am Werk waren, sondern auch solche, die unserer heutigen Technik um einiges überlegen waren. Wenn diese Intelligenzen eine Produktionsstätte hätten erschaffen wollen, so hätten sie sie so erbaut, dass sie besser hätte ver- und entsorgt werden können, genauso wie sie ein Kontrollzentrum ähnlich erbaut hätten, wie wir es heute machen. Ich vermute, dass wir einfach noch nicht so weit sind, die wahre (ehemalige) technische Funktion der Pyramide erkennen zu können.

Heinz Günther Birk

Die „heilige Zahl“ 622

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 26/1998)

Irgend etwas stimmt mit unseren Geschichtsdaten und den lieb gewordenen Zeittafeln, seien sie auch noch so mühevoll zusammengestellt, offenbar nicht. So völlig neu ist diese Vermutung natürlich keineswegs, kleine Fehler sind ja im Rückblick auf zwei- oder dreitausend Jahre Geschichtsschreibung selbstverständlich zu erwarten. Je älter das Werk eines Historikers, desto höher die Gefahr von „kleinen Ungereimtheiten“, Irrtümern oder fehlerhaften mündlichen Überlieferungen. Im großen und ganzen jedoch, so die „allgemein anerkannte“ Wissenschaft, ist unser Bild der Vergangenheit einigermaßen stimmig.

Doch die Zweifel an diesem uns allmählich lieb gewordenen Bild der Vergangenheit nehmen in den letzten Jahren beständig zu. Nicht Korrekturen um einige Jahre oder Jahrzehnte beherrschen das Bild, ganze Epochen und Persönlichkeiten der Weltgeschichte werden profund und massiv angezweifelt. Ein neues Wort gar, die sogenannte „Chronologieverkürzung“ wurde mittlerweile kreiert. So stellte Dr. Heribert Illig bereits im Jahre 1991 profunde Indizien vor, welche sowohl das frühe Mittelalter als auch Karl den Großen als Fälschung entlarvten. Doch war Dr. Illig bei weitem nicht der erste und einzigste Wissenschaftler, der sich mit diesem Thema befasste. Schon in den vierziger Jahren postulierte Immanuel Velikovsky, dass man selbst die sorgsam erstellten Königsdynastien Ägyptens um mehr als ein halbes Jahrtausend verkürzen müsse. Man habe, so seine Aussage, aus mehreren Namen eines einzigen Pharaos munter ganze Dynastien erstellt. Natürlich sind solche Thesen schwer verdaulich, nimmt man nur das Beispiel des großen Pharaos Ramses II. Dieser soll ja auf dem Gebiet des heutigen Palästina einen großen Feldzug gegen die Hethiter geführt haben. Jene Hethiter, obwohl angeblich eine mächtige Hochkultur, vergleichbar der der Pharaonen vom Nil, entziehen sich bis heute mangels ausreichender Funde der Forschung. Velikovskys Argumentation, Ramses II. sei gleichbedeutend mit dem im Buch Jeremia des Alten Testaments erwähnten Pharaos Necho und somit Gegner des babylonischen Königs Nebukadnezar gewesen, klingt natürlich auf den ersten Blick seltsam. Den Gegner Nebukadnezars, der immerhin neunzehn Jahre lang Krieg geführt hat, kann die Ägyptologie bisher nicht identifizieren. Prüft man jedoch diese Velikovsky-Darstellung anhand weiterer, mitunter auch nicht „glaubhafter“ historischer Berichte, wird eine Chronologie-Verkürzung wahrscheinlicher.

Zu diesen „unsicheren Kantonisten“ gehört zweifelsohne der jüdische Historiker Flavius Josephus. Neben seinen allseits bekannten großen Werken wie die „Jüdischen Altertümer“ und „Der jüdische Krieg“ sind für unsere Diskussion die „Kleineren Schriften“ von Bedeutung. Die Schrift „Judas Makkabäus“ ist wohl das umstrittenste Werk des im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebenden Historikers.

Dort schildert Josephus eine Belagerung der Stadt Jerusalem, wo sämtliche Personen und Daten scheinbar durcheinandergeraten. Judith, auch im gleichnamigen apokryphen Buch zum Alten Testament ausführlich geschildert, schlich sich aus dem „arg bedrängten“ Jerusalem hinein in das Lager der Assyrer. Dieses wurde vom

Feldhauptmann des Königs Assurbanipal, Holofernes, befehligt. Neben seiner schweren Tätigkeit als Kriegsführer war der gute Holofernes auch den weltlichen Freuden wie Wein, Weib und Gesang nicht abhold. Die von Josephus als schön und mutig beschriebene Judith verhiess dem Feldherrn also eine romantische Nacht. In wilder Vorfreude leerte Holofernes wohl zuvor einige Krüge schweren Weines zuviel. Als er sich nun, nach übermäßigem Genuss des Rebensaftes, auf sein Lager legte, schlug ihm Judith den Kopf ab. Mit ihrem schaurigen „Souvenir“ gelang es ihr irgendwie, an den Wachen der Assyrer vorbei und ungesehen hinter die Mauern des belagerten Jerusalem zu kommen. Die Verteidiger der belagerten Stadt steckten das Haupt des Holofernes auf einen Speiß und befestigten diesen auf der Stadtmauer. Erst als der Morgen graute, erkannten die Assyrer, was mit ihrem Feldherrn geschehen war. Vor allem der Anblick des Hauptes auf den Zinnen der Mauer soll für heillose Verwirrung und Panik gesorgt haben. Dies ausnutzend, hätten die Belagerten einen Ausfall gewagt und seien mit großer Wut in die Reihen der Assyrer gestürmt. Das unerwartete Tabularasa hätte, laut Josephus, die Assyrer zur Aufgabe der Belagerung veranlasst.

Nicht nur die von Josephus überlieferte ungeheure Zahl von 180.000 Toten erstaunt, sondern im Gegensatz zu den Schilderungen des Propheten Jeremia bekommt hier der „Engel des Herrn“ einen Namen: Judith. Doch bleibt das nicht die einzige Abweichung im Hinblick auf die Aussagen des Alten Testaments. Aus dem Assyrer Assurbanipal „macht“ Josephus den babylonischen König Nebukadnezar, was nach offiziellen Chronologien einer Differenz von mehr als hundert Jahren entspricht. Dieser kleine Irrtum führt uns nun möglicherweise zur heiligen und magischen Zahl 622.

Die Jahreszahl -622 ist, nur 25 Jahre vor der Deportation der Juden durch Nebukadnezar, alles andere als unbedeutend. Es kam zu grundlegenden Reformen im Lande, weil exakt im Jahre -633 während der Bauarbeiten unter der Regierung von König Joschija (im 18. Jahr) ein vergessenes oder verlorenes Gesetz - oder Bynde-Buch - wiederentdeckt wurde. Es soll sich dabei um das Deuteronomium oder einen Teil dessen gehandelt haben. Jenes Buch wurde also just -622 feierlich dem gesamten Volk vorgelesen, wodurch sich fundamentale Änderungen, vor allem im religiösen Leben des Volkes, ergaben. Von nun an durften rituelle Opfer und Opfergaben nur noch im Tempel von Jerusalem dargebracht werden. Alle Götzen, Zeichendeuter, Hausgötter und sonstige Magier waren nun aus Judäa verbannt.

Doch mit der „Beförderung“ des assyrischen Feldherrn Holofernes zum General des babylonischen Königs Nebukadnezar nehmen die Irrungen und Wirrungen der Josephus-Schrift noch kein Ende. Als heldenhaften Verteidiger Jerusalems nennt der später vom römischen Kaiserhaus der Flavianer adoptierte Josephus eben den Judas Makkabäus. Dieser, in offiziellen Chronologien als Befreier Judäas von fremder Herrschaft genannte, Held „gehört“ ins 2. vorchristliche Jahrhundert, also nahezu 500 Jahre nach Nebukadnezar. Zumindest einige Jahrzehnte lang, bis zum Jahre -68, soll diese erkämpfte Unabhängigkeit Bestand gehabt haben. Das müsste natürlich Verdacht erregen, vor allem, wenn man die für das Jahr -622 verkündete Reformation als göttlich inspiriertes Werk ansieht.

Begeben wir uns nun 622 weiter in die Zukunft, gelangen wir zum Jahre Null, dem Beginn unserer Zeitrechnung. In jenem Jahr kamen das Heil und die Erlösung, der „Heiland“ wurde geboren. Nimmt man geläufige Geschichtsbücher zur Hand, wird klar, dass auch zukünftig alle 622 Jahre wieder besondere Ereignisse eintraten. Im Jahre 622 eroberte der

Prophet Muhammad die heilige Stadt Mekka. Weitere 622 Jahre später, im Jahre Anno Domini 1244, gelang erneut ein Sieg des „einzig wahren Glaubens“. Im Schein von unzähligen lodernden Scheiterhaufen wurde die letzte Zuflucht der „Ketzer“, die gewaltige Pyrenäenbourg Mont Segur, zerstört. Weitere 622 Jahre später schlug die „Siegestour“ ihre bislang letzte Beute. Im Jahre 1866 nämlich fand der preußisch-dänische Krieg statt, dessen zahlreichste Opfer im Norden Europas hauptsächlich Frauen und Kinder waren.

Abschließend, und keinesfalls allzu spekulativ, könnte man hier vielleicht von einer Art kabbalistischem Zeittafelcode sprechen. Die Hauptthese von Illig besagt ja, dass die nach der Einführung des gregorianischen Kalenders (5) notwendige Korrektur hinsichtlich des bis dahin gültigen julianischen Kalenders absichtlich nicht erfolgte. Träfe dies zu, ergäbe sich im Vergleich zu angewandten Zeittafeln und den tatsächlichen Chronologien eine Differenz von immerhin 300 Jahren vom Beginn der Zeitrechnung bis heute. Damit könne man eben solche „Merkwürdigkeiten“, wo sich Geschichte scheinbar wiederholt, erklären. Studiert man aufmerksam - um zum Titel unserer Diskussion, der heiligen Zahl 622 zurückzukehren - die beschriebenen Verhältnisse vor, während und nach der Zerstörung des salomonischen Tempels, könnte man Illigs Thesen hier bestätigen.

Das Gebot des Jahres -622, alle Tempel und Heiligtümer zu schließen, um fürderhin ausschließlich in Jerusalem Opfer darzubringen, musste zwangsläufig zum Ruin der jeweils lokalen Priesterschaft führen. Wenn man diese Opfer mit dem heutigen Begriff „Steuern“ gleichsetzt, kann man sich die, vor allem im Buch des Jeremia geschilderten, bürgerkriegsähnlichen Unruhen sehr gut vorstellen. Die Protestbewegung einer durch „Zentralgewalt“ enteigneten Provinzhierarchie begegnet uns, den „offiziellen“ Zeittafeln zufolge, etwa 900 Jahre zuvor im alten Ägypten. Hier wurde eine solche staatsgefährdende Revolte vom Pharao Echnaton ausgelöst. Auch er gründete eine neue Hauptstadt in Oberägypten und verbot die Verehrung aller sonstigen Götter in seinem Reich. Echnaton, erster der vier Könige der Amarna-Dynastie, gilt als der erste Monotheist. Doch auch er war nicht wirklich der erste Herrscher, der durch das Verbot von Lokalheiligtümern, bei gleichzeitiger Hinwendung zum „gemeinen“ Volk, eine Staatskrise auslöste. Schon lange vor ihm, zu Beginn der allgemein bekannten Pharaonendynastien, soll sich, gemäß der Überlieferungen (6), ein solches Szenarium ereignet haben. Der Pharao Mykerinos, der die kleinste der Gizeh-Pyramiden erbaut haben soll, löste mit ähnlichen Befehlen wie Echnaton und Joschija (7) eine Staatskrise aus.

Die hier nur einzeln aufgeführten Beispiele ließen sich auch mit anderen Epochen und historischen Ereignissen fortsetzen. Auch können Illigs Thesen sowie die anderer Außenseiterforscher (8) nicht das Ende des Projektes „Geschichtsschreibungskorrektur“ sein, sondern nur dessen Anfang! Der Weg ist das Ziel!

Literatur und Anmerkungen

(1) Herbert Illig, Hat Karl der Große je gelebt?, Gräfelting 1991

(2) Immanuel Velikovsky, Ramses II. und seine Zeit, Ullstein TB 1995

(3) Flavius Josephus, Jüdische Altertümer/ Der jüdische Krieg/ Kleinere Schriften, deutsch: Fourier Wiesbaden

(4) Ausführlicher beschrieben in: Lars Fischinger, Götter der Sterne, Weilersbach 1997

(5) Mit dem gregorianischen Kalender wurde die Differenz, welche sich aus dem julianischen 365-Tage-Kalender im Hinblick auf die tatsächliche Jahreslänge ergibt, mittels eingefügten Schalttagen ausgeglichen.

(6) Siehe z.B. bei Herodot

- (7) Siehe dazu: Hans Werding in: ZEITENSPRÜNGE 2/96, Mantis-Verlag, Gräfelfing
(8) z.B. Prof. Gunnar Heinsohn, Info: Mantis-Verlag Herbert Illig, Gräfelfing

Nachträgliche Korrektur:

"Im Jahre 1866 nämlich fand der preußisch-dänische Krieg statt, dessen zahlreichste Opfer im Norden Europas hauptsächlich Frauen und Kinder waren."

Richtig ist für das Jahr 1866: "Preußisch-österreichischer Krieg" wegen Holstein, unter österreichischer Verwaltung nach dem deutsch-dänischen Krieg von 1864!

(Wir danken M. Jardon für den Hinweis)

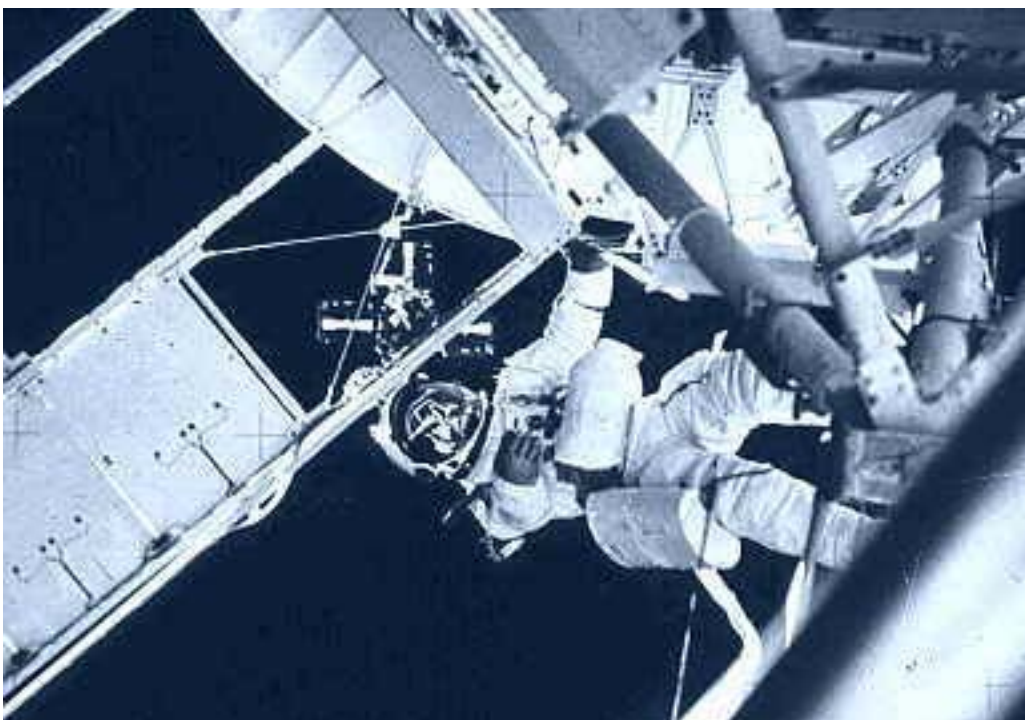
Die Probleme der bemannten Raumfahrt

© 1998 Dieter Vogl ; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 26/1998

Seit der Mensch versucht, mit bemannten Expeditionen den erdnahen Raum zu erobern und dabei zwangsläufig immer längere Aufenthalte im Raum einkalkulieren muss, treten verstärkt, vor allem auf medizinischem Gebiet, erhebliche Probleme auf. Jede raumfahrende Nation, will sie Menschen auf eine längere Raumreise schicken, muss sich mit diesen Problemen eingehend befassen. Vor allem dann, wenn die Raumreise, wie im Falle einer Expedition zum Mars, über einen Zeitraum von mehreren Jahren andauert, müssen Vorkehrungen getroffen werden, damit die Besatzung eines Raumschiffes nicht jenen sonderbaren Krankheitsbildern ausgesetzt wird, die wir im weitesten Sinne Raumkrankheit nennen.

In letzter Zeit ist diese Frage, wo die Ursachen der Raumkrankheit liegen, wieder aktueller denn je geworden: Einerseits, weil die NASA die Reise zum Mars fest ins Auge gefasst hat. Andererseits, weil der Bau der neuen Raumstation in absehbarer Zeit erfolgen wird. Beide Projekte stehen im engen Zusammenhang mit der Schwerelosigkeit, und diese wird im allgemeinen als Auslöser der Raumkrankheit betrachtet.

In diesem Zusammenhang hat sich die NASA ihres ersten Astronauten, John Glenn, erinnert. Mit seinen 76 Jahren wird er an der nächsten Raummission der NASA teilnehmen. Glenn, der sich selbst als Versuchskaninchen bezeichnet, soll den Wissenschaftlern helfen, jene Lücken zu füllen, die immer noch im Bereich der Raumkrankheit im Wissensumfang der Wissenschaft klaffen. Besonders interessant ist der Veteran der Raumfahrt deshalb, weil er ein Alter erreicht hat, an dem beim Menschen auch ohne Schwerelosigkeit jene Effekte auftreten, die zum Umfang der Raumkrankheit gehören.



Eine falsche Ansicht

Obwohl viele Menschen, vor allem aufgrund annähernd identischer Symptome, der Meinung sind, die Raumkrankheit wäre mit der Seekrankheit vergleichbar und womöglich mit einigen Pillen auszukurieren, stehen die Wissenschaftler im Zusammenhang mit diesem Phänomen vor den allergrößten Problemen. Die größten Sorgen bereitet den Forschern in diesem Punkt, dass die Raumkrankheit nicht pauschal betrachtet werden kann, denn sie hat nicht nur mannigfaltige Ursachen, sondern dadurch natürlich auch verschiedene Auswirkungen. Demzufolge ist es für die bemannte Raumfahrt von allergrößter Wichtigkeit, dieses sonderbare Phänomen in den Griff zu bekommen. Aufgrund dessen, dass von der NASA die ersten bemannten Reisen zum Mars um das Jahr 2010 geplant sind, ist dieser Gesichtspunkt besonders wichtig.

Alle raumfahrenden Nationen führen deshalb auf diesem Gebiet, um die Schwierigkeiten auf diesem Sektor der Raumfahrt erfolgreich bekämpfen zu können, umfangreiche Untersuchungen und Experimente durch. Diese Anstrengungen zielen, im Hinblick auf eine bemannte Marsmission, vornehmlich darauf ab, dass dem Menschen ein Langzeitaufenthalt im All ohne bleibende körperliche Schäden ermöglicht wird. Letztlich ein schwieriges Unterfangen, weil, dies weiß man heute aufgrund der bisherigen Forschungsarbeit ganz genau, einige Auswirkungen der Raumkrankheit in bestimmten Sektionen nahezu irreversibel sind.

Ein Irrtum

Es ist in dieser Hinsicht sogar ein großer Irrtum, anzunehmen, dass Menschen, je länger sie im Raum sind, sich an die dort vorherrschenden Verhältnisse anpassen. Ganz das Gegenteil ist sogar der Fall, denn offenbar passt sich der Mensch nur unter den allergrößten Schwierigkeiten an die kosmischen Bedingungen im erdnahen Raum an. Zwar geht das Schwindelgefühl, das verstärkt besonders in den ersten Tagen auftritt, weitgehend zurück, doch können Rückfälle in dieses Krankheitsbild nicht gänzlich auszuschließen sein. Bei besonders anfälligen Menschen wiederholt es sich sogar ständig und stellt deshalb eine kontinuierliche Gefahr für die Raumfahrtbesatzung und den Ablauf einer Mission dar.

Neben diesen sichtbaren Auswirkungen der Raumkrankheit gibt es eine Reihe von Aspekten, die beispielsweise auf den Hormonhaushalt des Körpers einwirken und quasi im Hintergrund ablaufen. Solange sich der Astronaut jedoch im Raum befindet, fallen diese jedoch, vor allem wegen der Schwerelosigkeit, kaum auf. Die Astronauten werden, dies wurde anhand unzähliger Versuche hinreichend verifiziert, auf diese Auswirkungen erst nach ihrer Rückkehr auf die Erde aufmerksam.

Eingehende Forschungen

Durch eingehende Untersuchungen haben Forscher festgestellt, dass bei einem längeren Aufenthalt im Raum beispielsweise ein Knochensubstanzverfall eintritt. Dieser hat in der Schwerelosigkeit, hauptsächlich weil kein nennenswertes Gewicht auf den Gliedmaßen des Astronauten lastet, kaum Konsequenzen. Aus nachvollziehbaren Gründen treten die Schwierigkeiten für den Astronauten in diesem Punkt deshalb auch erst nach seiner Rückkehr zur Erde auf.

Die Schwierigkeit ist jedoch nicht alleine auf den Knochensubstanzverfall beschränkt. Die wahre Schwierigkeit besteht vielmehr in der Tatsache, dass dieser Vorgang nach dem

Raumflug nicht sofort behoben werden kann und es oft sehr lange dauert, bis sich der Körper wieder messbar regeneriert hat. Dies kann sogar so weit gehen, dass die endgültigen Resultate der Wiedergewinnung der Knochenmasse immer unter den ursprünglichen Werten der Astronauten bleibt. Insofern haben die Untersuchungen nicht nur medizinischen Erkenntnissen erbracht, sondern auch eine Vielzahl neuer Fragen aufgeworfen, die allesamt beantwortet werden müssen.

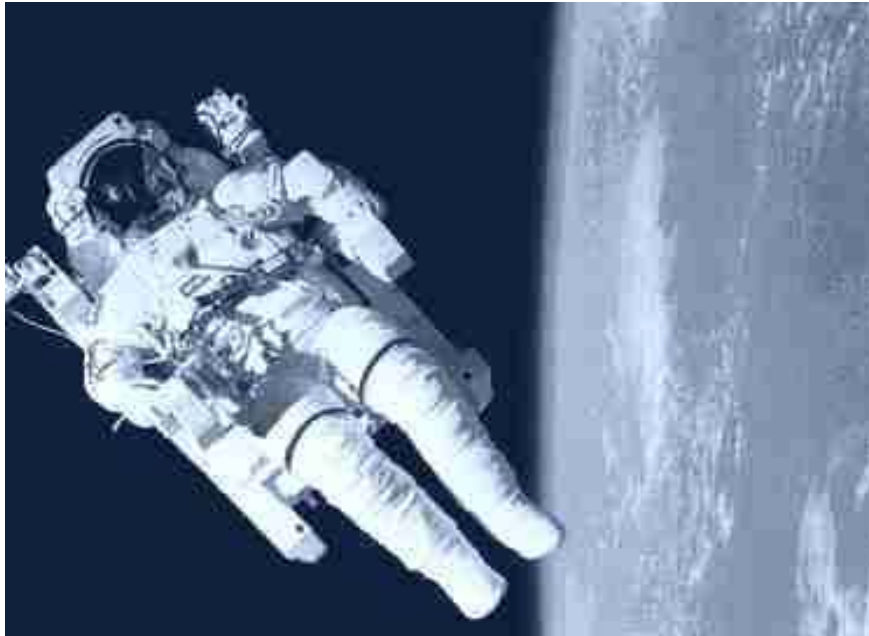
Obwohl die Wissenschaft diese Fragen nicht gerne hört, muss sie sich dieselben gefallen lassen, weil die derzeitigen Voraussetzungen unbedingte Aufklärung darüber fordern, ob der Mensch ein taugliches Wesen für das All ist. Wobei es die große Frage ist, ob es überhaupt ein Wesen gibt, welches in der permanenten Schwerelosigkeit des Raumes einen angemessenen Lebensraum findet. Denn gerade das Phänomen des Knochenschwunds trat ja nicht nur beim Menschen auf, sondern auch bei den ersten „Raumfahrern“, den Hunden und Affen.

Während sich die leitenden Stellen der ehemaligen UdSSR mit ihren ständigen Langzeitversuchen im Kosmos eine umfassende Klärung erhoffen und dabei alle bestehenden Rekorde gebrochen haben, wird in den USA ebenso an der Beantwortung dieser Frage eifrig gearbeitet. Das Resultat dieser äußerst wichtigen Studien ist die erschreckende Feststellung, dass sogar schon bei kürzeren Raumflügen, wenn auch minimal, aber dennoch ausreichend für signifikante Messungen, Knochenmasse abgebaut wird.

Diese Erkenntnis hatte zur Folge, dass beispielsweise die Wissenschaftler der damaligen UdSSR intensive Untersuchungen bei Raumflügen der russischen Raumschiffe WOSTOK 2 und 3 speziell zu diesen Fragen durchführten. Die Untersuchungen ergaben, dass bei den Kosmonauten ein erhöhter Kalziumspiegel im Urin festgestellt wurde. Alle Versuchsreihen bestätigten die wissenschaftliche Meinung, dass dieses Phänomen zur Abnahme der Knochendichte führt.

Indem bei den untersuchten Astronauten der amerikanischen GEMINI- und APOLLO-Programme nahezu identische Ergebnisse erzielt wurden, konnten die Amerikaner ebenfalls die russischen Ergebnisse bestätigen. Auch bei ihnen stellte sich zweifelsfrei heraus, dass sich die Knochenmasse der Raumfahrer um 3 % bis 15 % reduzierte. Ein erschreckendes Ergebnis, denn dadurch wurde die schlimmste Befürchtung wahr: Der Mensch, ausgehend von seiner derzeitigen physiologischen Verfassung, ist eigentlich ein untaugliches Lebewesen für das Weltall.

Russische Langzeituntersuchungen in dieser Richtung, die unter anderem an den Kosmonauten Krikalew und Poljakov durchgeführt wurden, zeigten den Forschern, dass sich die Knochensubstanz, wenn sie sich einmal reduziert hatte, nicht mehr vollständig wiederherstellen ließ. Die Kosmonauten der GUS wiesen jedoch einen deutlich geringeren Knochenschwund als ihre Kollegen aus den USA auf. Woran letztlich der Unterschied lag, dass derartig verschiedene Abweichungen in den Werten auftreten, ist bis heute für alle Beteiligten unerklärlich. Nach Lage der Dinge bedarf es noch einiger Anstrengung, bis in diesem Bereich ein produktiver Gedankenaustausch stattfindet. Selbst heute noch, im Zeitalter bilateraler und multinationaler Zusammenarbeit, sind Geheimniskrämereien auf beiden Seiten an der Tagesordnung.



Ein besserer Raumanzug

Westliche Forscher vermuten, dass die besseren Werte bei den Russen daher kommen, weil ihr Raumanzug 50 % des Körpergewichtes der Kosmonauten simuliert. Mit anderen Gegenmaßnahmen, wie beispielsweise der Einnahme von hochwertiger Nahrung und einem intensiven Muskelaufbautraining vor und während der Raumflugphase, wird der Knochen- und Muskelschwund bei ihnen fast ganz aufgehoben.

Da der Muskelschwund dennoch auch bei ihnen nicht vollkommen zu bremsen ist, glauben viele Wissenschaftler, dass Kolonien des Menschen im All, vor allem so lange sie keine künstliche Schwerkraft haben, reine Utopie sind. Dabei vertreten sie die Meinung, dass der Mensch mit seinem derzeitigen Wissen auf keinen Fall Stationen im Raum so gestalten kann, dass sie auf Dauer für Menschen bewohnbar werden. Sie behaupten dabei, dass der Mensch, so lange wir keine Gegenmaßnahmen gegen den unweigerlich eintretenden Muskelschwund haben und der Abbau der Knochensubstanz noch nicht ganz im Griff der Raummedizin ist, dass der Mensch darauf verzichten sollte, Raumfahrt zu betreiben.

Kein Rückschlag

Für viele Forscher bedeutet diese Erkenntnis jedoch trotzdem keinen Rückschlag in der Raumfahrt. Sie experimentieren nach wie vor mit großem Aufwand unverzagt weiter, um nicht nur den Muskel- und Knochenschwund in den Griff zu bekommen, sondern führten sogar Versuche durch, die vor allem das Wissen über die Vestibularorgane erweitern sollen. Diese sind letztlich für jenen Aspekt der Raumkrankheit verantwortlich, der so eminent der Seekrankheit ähnelt.

Hintergrund dieser Experimente, die vor allem schon während der D1-Mission durchgeführt wurden, war es, herauszufinden, ob die Schwerkraft wahrnehmenden Organe im menschlichen Körper auch in der Schwerelosigkeit voll funktionsfähig sind. Ein Frage, die bei längeren Raumflügen äußerst wichtig ist, weil es gerade von diesen Organen abhängt, ob der Mensch seinen Orientierungs- und Gleichgewichtssinn auch im Raum über einen längeren Zeitraum behält. Glaubt man diesen Versuchen, dann ist der Mensch in seiner momentanen körperlichen Konstitution auch in dieser Richtung kein taugliches Wesen für den Kosmos.

Experimente und Hilfsmittel

Für die geplanten Experimente auf diesem Gebiet, die damals bei der D1-Mission zum Einsatz kommen sollten, wurden - unter anderem von den Universitäten Berlin und Hamburg - verschiedene Hilfsmittel entwickelt, mit deren Unterstützung tatsächlich neue Erkenntnisse gewonnen wurden. Unter anderem wurde ein Helm konzipiert, mit dem verschiedene Testreihen durchgeführt wurden und der es den Forschern letztlich ermöglichte, gezieltere Augenbeobachtungen durchzuführen. Dies ist deshalb besonders wichtig, weil an den Augenbewegungen erkannt werden kann, welchen dimensional Reizen der menschliche Körper in der Schwerelosigkeit ausgesetzt wird.

Da beim Menschen während seinem Aufenthalt in der Erdumlaufbahn bzw. in der Schwerelosigkeit der ständig auftretende Grundreiz der Gravitation wegfällt, können beispielsweise gezielte Beschleunigungswerte helfen, die Reizschwelle des Vestibularorgans zu finden. Diese Versuche werden im engen Zusammenhang mit der Raumkrankheit gesehen, und die Wissenschaft erhoffte sich durch diese Experimente einer allgemeingültigen Lösung näher zu kommen.

Die Experimente der D1-Mission, die federführend unter deutscher Beteiligung stattfanden, haben dereinst eine Vielzahl von medizinischen Unklarheiten beseitigen können und dadurch dazu beigetragen, das Wissen über die verschiedenen Arten der Raumkrankheit und ihre Auswirkungen zu erweitern. Folgende Experimente, deren Ergebnisse bis heute in vollem Umfang gültig sind, wurden damals beispielsweise mit dem dafür vorgesehenen Helm durchgeführt:

1. Bestimmung der menschlichen Empfindungsschwelle für Bewegungen und Richtung bei linearer Beschleunigung.
2. Aufzeichnung der Augenbewegungen bei linearer Drehbeschleunigung mit einer Infrarotkamera und physiologischen Sensoren.
3. Aufzeichnung von Augenbewegungen und Empfindungen bei schnellen aktiven Kopfbewegungen.
4. Unterschiedliche Erwärmung der Bogenorgane in den Ohren zur Erzeugung von unfreiwilligen schnellen Augenbewegungen, des sogenannten kalorischen Nystagmus.

Die Ergebnisse waren für die Wissenschaft überraschend. Der kalorische Nystagmus konnte unter dem Einfluss der Schwerelosigkeit, wie auf der Erde, in der gleichen Richtung durch künstliche Maßnahmen erzeugt werden. Die bisherige Erklärung für diesen Effekt, nämlich Konvektion der Innenohrflüssigkeit in einem Bogengang mit Reizung von Sinneshaaren, ist dadurch als alleinige Erklärung nicht mehr ausreichend.

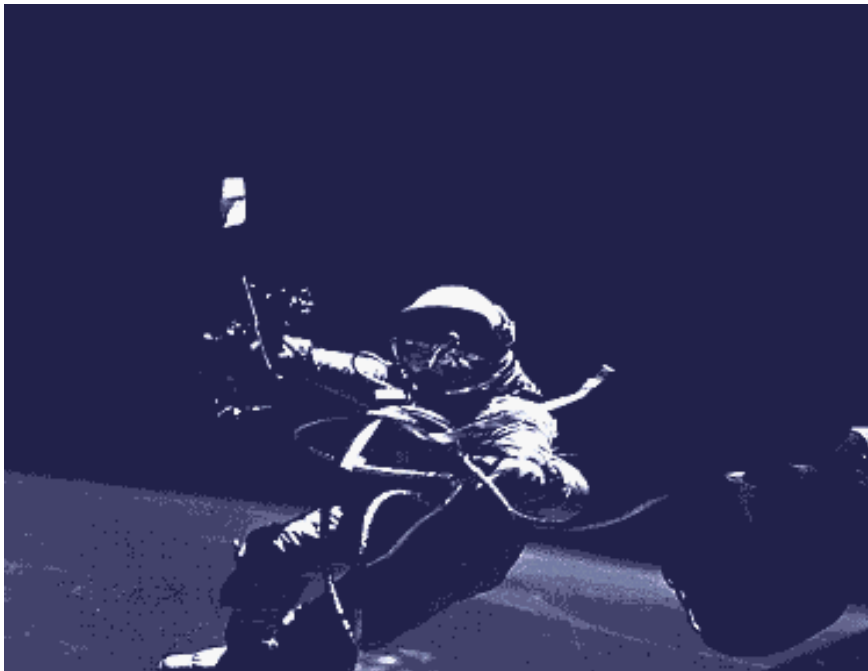
Die vorläufigen Ergebnisse der Schwellenmessungen weisen eindeutig darauf hin, dass mit der automatischen Anpassung des menschlichen Körpers an die Schwerelosigkeit das Gleichgewichts- und Beschleunigungsempfinden merklich herabgesetzt ist. Ein wichtiger Faktor in der Raumfahrt. Es wurde in diesem Zusammenhang herausgefunden, dass beispielsweise bei Kopfbewegungen ein Teil der hierfür notwendigen Innenohrinformation fehlt. Hier führten besonders Nickbewegungen, eben wegen dem gänzlichen Verlust der Orientierungsbeiträge des Otolithorgans, zu Unwohlsein und Übelkeit. Die Wissenschaftler konnten durch die Versuche die Ursache dieses Effektes lokalisieren und wissen heute besser damit umzugehen.

ZVD, TOM und BIM

Unter dem übergeordneten Themenbereich Adaptionsvorgänge hat man weitere und vor allem äußerst wichtige Versuche durchgeführt. Die Experimente wurden von den Spezialisten K. Kirsch, FU Berlin, J. Dtaeger, Universität Hamburg und Baisch, DFVLR – Köln, für die damalige D1-Mission entwickelt. Die Experimentiernummern ZVD 00, TOM 00 und BIM 300 stehen dabei für Untersuchungen, die unter der Bezeichnung Zentraler Venendruck, Tonometer und Body Impendence Measurement Aufklärung über andere, immer wieder auftretende Gebrechen der Astronauten liefern sollen. Die Resultate dieser Ergebnisse haben heute noch in vollem Umfang Gültigkeit.

Besonders das Herz- und Kreislaufsystem wurde bei diesen Untersuchungen genauestens unter die Lupe genommen, denn auch dieses spielt bei der Raumkrankheit eine wichtige Rolle. Die Wissenschaft erhoffte sich bei diesen Experimenten Aufschluss über die Blutverteilung im Körper zu erhalten, welche unter den extremen Bedingungen der Schwerelosigkeit auftritt. Auch hier konnten die durchgeführten Experimente schnelle Antworten auf wichtige Fragen erbringen, und heute ist es fast sicher, dass der geringe hydrostatische Druck in der Schwerelosigkeit für die ungleichmäßige Verteilung des Blutes im Körper verantwortlich ist. Durch die Experimente hat sich unter anderem gezeigt, dass sich das Blut besonders in der Bauchgegend sammelt und dadurch sowohl das Gehirn als auch die Beine des Astronauten zu wenig durchblutet werden.

Die mangelnde Durchblutung des Gehirns ist dabei ein wichtiger Faktor, der zu den vorab genannten Schwindelanfällen führt. Wobei die fehlende Durchblutung der Beine ein Aspekt ist, der den Muskelschwund zur Folge hat.



Grundlegende Erkenntnisse

Die wichtigsten Ergebnisse auf dem weiten Gebiet der Weltraummedizin erzielten ohne Zweifel die Fachleute der damaligen UdSSR. Obwohl seit dem ersten Flug von Juri Gagarin nur etwas mehr als 70 Kosmonauten im Raum waren, konnten die Russen mit Langzeitaufenthalten im All genügend Erfahrungen sammeln, um die Risiken für den Menschen bei Raumflügen so gering wie möglich zu halten. Die Resultate der durchgeführten Untersuchungen bei bemannten Nonstopflügen in Orbitalstationen ergaben dabei, dass bei einem Aufenthalt von über einem Jahr keine gesundheitlichen Schäden für den Menschen bleiben. Jedoch nur dann, wenn man gezielt auf die körperliche Verfassung

des Kosmonauten einwirkt.

Leonid Kizim, Wladimir Solowjow und Oleg Atkow absolvierten dabei für die Russen die ersten Flüge. Diese Flüge haben damals ausnahmslos alle Rekorde auf diesem Gebiet gebrochen. 237 Tage waren die Astronauten damals zusammen ununterbrochen im Orbit, und auch sie hatten wegen des Trainings keinerlei schwerwiegende Folgen davongetragen. Diese Tatsache bewog die Fachleute der UdSSR, ihre Testreihen im erdnahen Raum auszuweiten und schwerpunktmäßig fortzuführen.

Mittlerweile können Kizim und Solowjow neue, jedoch nur persönliche Rekord verbuchen. Insgesamt haben sie zusammen über ein Jahr bei ihren Flügen im Raum verbracht. Alle diese Höchstleistungen wurden bei den Russen mit dem SALJUT-System begonnen und in der Raumstation MIR (Frieden) fortgeführt. Hier haben die vorab schon genannten Kosmonauten Krikalew und Poljakow wissenschaftliche Geschichte geschrieben. Krikalew blieb 311 Tage in der Raumstation MIR und Poljakow hielt sich sogar 438 Tage ununterbrochen im All auf.

Von den Amerikanern hat man in der Vergangenheit in dieser Hinsicht nicht sehr viel gehört. Ebenso wenig wie von den Europäern, die außer einigen unbedeutenden Stippvisiten nichts unternahmen. Die USA haben beispielsweise bislang nur einen einzigen Daueraufenthalt von Astronauten gemeldet, aber auch der liegt bereits 25 Jahre zurück. 1973 wurde in der Orbitalstation SKYLAB ein Rekordaufenthalt von 84 Tagen aufgestellt. Und doch haben, auch wenn dieser Zeitraum unbedeutend gegen die russischen Zeitspannen erscheint, die amerikanischen Mediziner ebenfalls hervorragende Grundlagenforschung betrieben.

Hervorragende Leistungen

Russen und Amerikaner haben auf dem Gebiet der Raumfahrtmedizin hervorragendes geleistet und als Resultat dieser Arbeit ein Astronautentraining entwickelt, das es dem Menschen ermöglicht, auch einen längeren Aufenthalt im All unbeschadet zu überstehen. Die fehlende Schwerkraft hat dadurch ihren ursprünglichen Schrecken etwas verloren und gesundheitliche Schäden am menschlichen Organismus sind nach diesen Erkenntnissen und die damit verbundenen Gegenmaßnahmen in größerem Rahmen nicht mehr zu befürchten.

Es müssen aber nicht nur Mediziner und Biologen an den auftretenden Problemen hart arbeiten, sondern Psychologen und ähnliche Disziplinen der Wissenschaft sind ebenfalls gefordert, ihren Beitrag am Gelingen des größten Menschheitstraums zu leisten. Ihre Aufgabe ist es, den Astronauten auf seinen bestehenden Flug und die damit verbundenen Schwierigkeiten auf psychischem Gebiet vorzubereiten.

Außer den rein körperlichen Gebrechen, die bei einem Raumflug auftreten können, gibt es nämlich eine ganze Reihe von Krankheiten, deren Ursache auf die Psyche zurückzuführen sind und die deshalb entstehen, weil der Astronaut vielleicht einer Stresssituation nicht gewachsen ist. In dieser Hinsicht benötigt ein Astronaut über das körperliche Training hinaus auch eine seelische Festigung des Bewusstseins, weil er wegen der Isolation, der Enge des Raumschiffs, körperliche und nervlich-emotionale Anstrengungen verarbeiten muss, um seine ständige Bereitschaft in der Flugphase zu gewährleisten.

Psychisches Training

Neben einem umfangreichen physischen Trainingsprogramm haben russische und amerikanische Wissenschaftler deshalb auch ein psychisches Schulungsprogramm

entwickelt. Dieses Programm soll den Astronauten schon vor dem Start in den Weltraum an jene Stresssituationen heranführen, die womöglich während des Fluges eintreten.

Die US-Raumfahrtbehörde NASA hat, um vor allem herausfinden zu können, wie sich längere Isolation auf den Menschen auswirkt, für die kommenden Marsmission Unterwasserübungen angeordnet. Seit Anfang der 90er Jahre wurden regelmäßig Versuche in dieser Richtung gemacht.

So testeten die NASA-Wissenschaftler beispielsweise das soziale Verhalten von Menschen, die auf engstem Raum in einen Container untergebracht werden, der lediglich die Größe eines Wohnwagens hat. Um Reaktionen bei den Testpersonen zu provozieren, werden sie von der Umwelt vollkommen abgeschottet, indem man sie in diesen Containern vor der Küste Floridas ins Meer versenkte. Vor allem das Verhalten der Menschen bei längerer Isolation soll so ausgetestet werden. Bezeichnenderweise werden auch diese Versuche im Hinblick auf die bevorstehenden Flüge zum Mars durchgeführt.

Ein Fazit

Die Weltraummedizin hat mit ihren modernen Erkenntnissen der Menschheit Wege geebnet, die das Abenteuer Raumfahrt realisierbar machen. Sowohl eine multinationale Raumstation als auch eine Reise zum Mars wird dadurch realistisch abschätzbar. Selbst eine ständige Basis auf dem Mond, die ja ebenfalls ernsthaft von der NASA ins Auge gefasst wird, gehört nun in den Bereich des Machbaren.

Der Mensch selbst wurde dabei, trotz körperlicher Defizite, zum Bewohner des Weltalls und hat durch vielerlei Maßnahmen ein neues, makrokosmisches Ordnungsgefüge erhalten, welches heute nur sehr Wenige überblicken. Letztlich, dies ist allen weiterdenkenden Wissenschaftlern längst bewusst, wird von diesen Maßnahmen in naher Zukunft der weitere Werdegang der Menschheit abhängig sein. Heute hat der Mensch, im Gegensatz zum Mittelalter, auch keine Angst mehr vom Kosmos, und die Erkenntnis, dass der winzige Planet, auf dem er lebt, nur eine Etappe in der Geschichte der Menschheit ist, hat ihn zum Wanderer zwischen den Welten gemacht. Einem Wanderer, der seine Zukunft zwangsläufig in den Weiten des Alls suchen muss.

Um so mehr, weil der Mensch langsam beginnt, die Ordnung des Weltalls zu begreifen. Und Männer wie Kopernikus, Kepler und Newton haben den Schlüssel des Wissens denen weitergegeben, die alle kosmischen Grenzen sprengen wollen, indem sie das All mit ihren Raumflügen Schritt für Schritt erobern. Letztlich - dies müssen wir uns immer vor Augen halten - wird dieser Vorstoß in den Kosmos auch unbedingt nötig. Insbesondere dann, wenn die Menschheit überleben will. Denn wir können wohl kaum annehmen, dass die Menschheit von jenen Problemen verschont bleibt, die unweigerlich durch die Verknappung der Ressourcen und vor allem durch die Bevölkerungsexplosion mit Sicherheit in Zukunft entstehen. Schon heute gibt es Prognosen, die besagen, dass um das Jahr 2050 selbst jene Staaten in Bedrängnis kommen, denen es heute noch gut geht. Die Menschheit, hier sind sich alle Experten einig, wird diesem düsteren Szenario nicht entgehen – es sei denn, sie beginnt sich den unendlichen Räumen im Kosmos zuzuwenden. Hier - dies postulierten schon die Raumfahrtpioniere Oberth, Wernher von Braun und Jesco von Puttkamer - liegt die Zukunft der Menschheit.

Bildnachweis

NASA

Die alten Hochkulturen standen in Kontakt!

© Horst Friedrich, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 26/1998

Pyramiden in Mexiko. Pyramiden in Peru. Pyramiden-Mounds in Nordamerika. Pyramiden in Ägypten. Zikkurats (Stufenpyramiden) in Mesopotamien. Pyramiden-Mounds in der Bretagne und auf den Kanarischen Inseln. Pyramiden auf den Malediven. Pyramiden in China. Und neuerdings Stufenpyramiden auf dem Meeresgrund in süd-japanischen Gewässern (1). Der Schulwissenschaft zufolge besteht da nicht die geringste Verbindung!

Merkt sie denn nicht, dass solche abstrusen Absonderlichkeiten lediglich Manifestation eines pseudowissenschaftlichen, ideologischen „Spleens“ sind?

Aber die Zeit wird über solche Absurditäten hinweggehen. Neue „Archetypen“ steigen bereits am Horizont akademischer Diskussionswürdigkeit auf. Es wird immer klarer, dass diejenigen, die für das „Weltbild“ des Isolationismus (2) eintreten, für eine überholte Sache kämpfen.

Immer mehr Abtrünnige werden der isolationistischen Scholastik untreu und laufen zum Diffusionismus (3) über, wie beispielsweise Cornelia Giesing mit ihrer exzellenten Arbeit *DAS VORKOLUMBISCHE AMERIKA AUS CIRCUMPAZIFISCHER SICHT* (4), die sogar „offiziell“ vom Münchener Völkerkundemuseum verkauft wird. Diese Abtrünnigen aus Überzeugung wittern zweifellos den bevorstehenden Paradigmenwechsel. Sie merken immer mehr, dass der Isolationismus eher eine Ideologie als eine ernstzunehmende wissenschaftliche These ist, und dass die — seinerzeit schlecht gemauerten — isolationistischen „Bollwerke“ in Kürze unter dem Ansturm inkompatibler neuer Fakten und Entdeckungen in sich zusammenfallen werden.

Bis vor kurzem hatte es innerhalb des akademischen Establishments nur ganz vereinzelte hartnäckige Diffusionisten gegeben, wie etwa den amerikanischen Professor George F. Carter, der in zahllosen Publikationen die Fragwürdigkeit des isolationistischen Weltbildes bloßgestellt hatte. Carter stand auch in engem Kontakt mit dem Ex-Harvard-Professor Barry Fell, der in den *ESOP*-Jahrbüchern seiner *EPIGRAPHIC SOCIETY* ab 1982 zunehmend spektakuläres Material zur multiplen ethno-linguistischen Herkunft der „Indianer“-Völker — und generell zu den weltweiten Wechselbeziehungen zwischen den alten Hochkulturen — publizierte.

Aber der wackerste Vorkämpfer des Diffusionismus war zweifellos der unermüdliche, charismatische Thor Heyerdahl, der mit seinen Bestseller-Büchern zwischen 1948 (*KON TIKI*) und 1995 (*THE MALDIVES MYSTERY*) dem Paradigmenwechsel, den wir jetzt miterleben, so vorgearbeitet hat (5). Dank ihm sind die wichtigen Erkenntnisse

- *„Der Mensch hisste Segel, ehe er ein Pferd sattelte ... und er befuhr die Weltmeere, ehe er mittels Rädern auf Straßen fuhr“*, und
- *„Im Zeitalter der Segelschiffahrt ging man davon aus, dass die alten Zivilisationen einen fast unbegrenzten Aktionsradius hatten“* (6)

heute Allgemeingut breiter Leserschichten in fast allen Ländern geworden. Lediglich noch eine winzige Zahl akademischer „Meinungsbildner“ versucht, gegen den Paradigmenwechsel anzukämpfen und dem Publikum ihre überholten, pseudowissenschaftlich-ideologischen Denkmuster weiterhin aufzuoktrozieren.

Aber damit wird es auch in Kürze zu Ende sein! Immer mehr nämlich beginnen wir zu realisieren, dass alle Hochkulturen auf unserem Planeten ethno-linguistische Amalgame waren und sind, d.h. ethno-linguistische Mixturen aus einer Vorbevölkerung und einer oder mehrerer „Transfusionen“, wobei letztere sehr häufig per See von weither anlangten (7). Die beigegegebene Karte zeigt versuchsweise die wichtigsten dieser prähistorischen, maritimen Verbindungen.

In dieser Sicht der Dinge liegt also das Weltbild des Isolationismus weitab von der Realität! Es scheint sogar, dass „Transfusionen“ oder „Infusionen“ eine notwendige Vorbedingung dafür sind, dass eine Hochkultur entstehen kann (8).

Diese linguistische, kulturelle und „rassische“ (9) Verbindung aller einstigen und heutigen Zivilisationen auf dem Erde-Planeten wird Bestandteil des neuen Weltbildes sein. Behauptungen wie etwa, der Europäer - oder generell Angehörige anderer Kulturen - sehe „sich in den autochthonen Kulturen Amerikas einer von vorneherein völlig fremden Welt gegenüber“ (10), wird man dann belächeln.

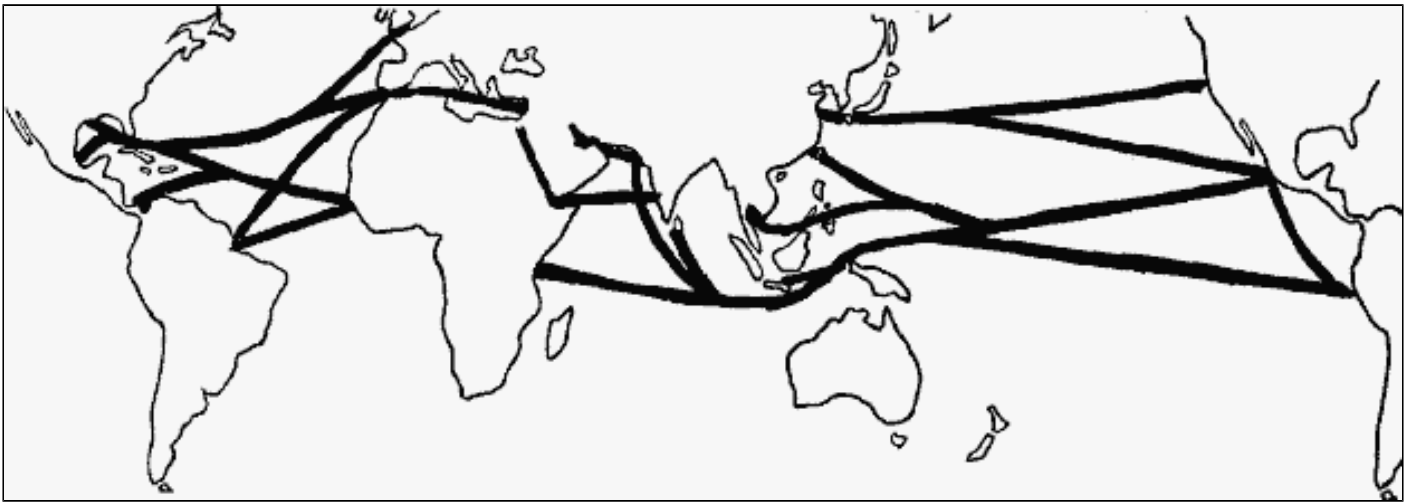
Ein notwendiges Ingredienz des neuen Weltbildes wird ein richtiges Verständnis jener maritimen, oft interkontinentalen „Transfusionen“ und „Infusionen“ sein. Zweifellos mag es oft Fälle gegeben haben, an denen nur zwei Länder oder Völker beteiligt waren. Beispielsweise wenn etwa ein westafrikanisches oder südostasiatisches Königreich mit eigenen Schiffen Menschen und Kultur-Elemente nach Alt-Amerika brachte (11). Daneben scheint aber auch eine Art weltweit aktive (proto-phönizische?) „Hanse“ eine nicht unerhebliche Rolle gespielt zu haben. Heyerdahl, mit seinen „Redin“ und „Langohren“, und Morgan Kelley (12), mit seinen „Pochteca“, meinen wohl dasselbe.

Ich vermute, dass diese „Proto-Phönizier“ ein weltweites Netz maritimer Handelsrouten hatten, mit Anlaufhäfen und Stützpunkten in vielen Ländern:

Peru, Indien, China, Sri Lanka, Kambodscha, Java, Mexiko, Afrika, West-Europa, Mittel-meer-Region (besonders auch iberische Halbinsel: Cádiz!), Naher Osten etc., dass sie mit Sklaven, Luxuswaren und Rohstoffen handelten, Gold in Arizona (13) und Südafrika und Kupfer in Michigan (14) abbauten.

Vielleicht kam auf ihren Schiffen der Taoismus nach Mexiko und beeinflusste dort den indianischen Schamanismus.

So sollte man also vielleicht von „Infusionen“ sprechen, wenn man begrenzte maritime Kultur- und Handels-Kontakte im Auge hat, und den Begriff „Transfusionen“ verwenden, wenn substantiellere ethno-linguistische Hinzufügungen gemeint sind. Aber naturgemäß wird es da Überlappungen geben.



Versuchsweise skizzierte maritime Verbindungen zwischen den alten Hochkulturen. Man beachte die Ähnlichkeit mit den modernen transozeanischen Seefahrtsrouten (Zeichnung: Friedrich)

Im neuen Weltbild wird es als die natürlichste Sache der Welt angesehen werden, dass alle Völker auf unserem Planeten - sogar über interkontinentale Entfernungen hinweg! - in geringerem oder in größerem Maße miteinander verbunden sind: sprachlich, kulturell und „rassisch“. Darüber sollte nicht hinwegtäuschen, dass heute oftmals die Bevölkerungen größerer Regionen (China, Europa etc.) relativ einheitlich wirken, denn das kann späteren, der Forschung noch nicht recht greifbaren Einflüssen (15) geschuldet sein. Dies gilt auch noch für relativ späte Zeiten, wie die römischen Steinmetz-Zeichen an Ziegeln der Maya-Stadt Comalcalco (16) oder aus der legendenumwobenen „Burrows Cave“ stammende Artefakte bezeugen. Offenbar haben noch zu hellenistisch-römischen Zeiten Verbindungen zwischen Nordafrika und Yucatan, respektive dem Gebiet der „Moundbuilder“-Zivilisation bestanden.

Die Nebel, die uns bisher die Vorgeschichte (und generell alles vor etwa -500) verhüllen, werden allerdings noch lange Zeit herumwabern und uns die prähistorischen Realitäten bestenfalls ahnen lassen. Diese Nebel sind aber selbsterzeugt: ein verwirrendes Gewebe scholastischer Lehrmeinungen. Drei Erkenntnisse müssen sich, ehe wir Klarheit gewinnen können, erst durchsetzen: dass unsere Lehrmeinungs-Chronologien einen heimtückisch-effizienten Konfusions-Mahlstrom darstellen (17), dass die Menschheitsgeschichte unendlich länger ist als bisher gedacht (18), und dass sie immer wieder (mindestens bis -700) von gigantischen Natur-Kataklysmen unterbrochen wurde (19).

Anmerkungen

- (1) Hierzu Frank Joseph: „»Mu« gefunden?“, in: EFODON SYNESIS Nr. 22, 1997
 - (2) Isolationismus = die unhaltbare Ansicht, dass die alten Hochkulturen sich jeweils isoliert, ohne Kontakt und Wechselwirkung miteinander, entwickelt hätten. Insbesondere wird die Möglichkeit transozeanischer und interkontinentaler „Transfusionen“ geleugnet.
 - (3) Diffusionismus = das Gegenteil von Isolationismus.
 - (4) In: Wolfgang Stein (Hrsg.): „Kolumbus oder wer entdeckte Amerika?“, (Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung des Staatl. Museums für Völkerkunde München), München 1992.
 - (5) Befremdlicherweise ist in seinem letzten Buch DIE PYRAMIDEN VON TUCUMÉ (München 1995) nur noch maximal von maritimen Wechselbeziehungen zwischen Mittelamerika und Peru die Rede. Hat er es im Alter aufgegeben, die Spuren seiner weltweit aktiven „Redin“ und „Langohren“ weiter zu verfolgen?
 - (6) Thor Heyerdahl: „Early Man and the Ocean“, Garden City/New York 1979, Seite 3
 - (7) Hierzu auch Horst Friedrich: „Die Entstehung von Ober- und Unter-Ägypten in diffusionistischer Sicht“, in: EFODON SYNESIS Nr. 9, 1995
 - (8) Hierzu vgl. Armin Naudiet: „Wie entstehen Hochkulturen?“, in: EFODON SYNESIS Nr. 13, 1996.
 - (9) Die Idee gesonderter „Rassen“ der Menschheit ist ein Traum, aus dem es aufzuwachen gilt. In der Realität gibt es nur die menschliche Rasse, mit einer unglaublich vielfältigen Anzahl von „ethno-linguistischen Quasi-Einheiten“ (Stämme, Völker, Nationen)
 - (10) Zitiert aus Hanns J. Prem: „Geschichte Altamerikas“ (München 1989), S. XI. Das Werk ist empfehlenswert, aber hie und da stört merklich die zugrundeliegende scholastisch-isolationistische Grundhaltung des Autors. Was zur Datierung gesagt wird, kann man glauben oder auch nicht.
 - (11) Hierzu auch sehr aufschlußreich von Austin Coates: „Islands of the South“, London 1974
 - (12) E. Morgan Kelley: THE METAPHORICAL BASIS OF LANGUAGE - A STUDY IN CROSS-CULTURAL LINGUISTICS, Lewiston/New York 1992, passim
 - (13) Vgl. hierzu Horst Friedrich: „Keltische Goldminen in Arizona?“, in: EFODON SYNESIS Nr. 21, 1997
 - (14) Hierzu James L. Guthrie: „Great Lakes Copper - Still Missing“, in: NEARA JOURNAL, Vol. XXX/No. 3-4, 1996 (S. 57-70)
 - (15) Hierzu etwa vom Verfasser: „Ethnien und morphische Felder: Volk, »Rasse«, Sprache, Land“, in: VORZEIT-FRÜHZEIT-GEGENWART Nr. 4-5/1992.
 - (16) Hierzu etwa Barry Fell: „The Comalcalco Bricks: Part 1 - the Roman Phase“, in: ESOP, Vol. 19, 1990 (S. 299—336)
 - (17) Hierzu etwa Gunnar Heinsohn: „Die Sumerer gab es nicht“, Frankfurt a. Main 1988
 - (18) Hierzu etwa Horst Friedrich: „Hochkulturen im Tertiär?“, in: EFODON SYNESIS Nr. 2, 1994
 - (19) ebenda.
-
-

Woher kamen die Römer?

© Harry Radegeis, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 26/1998

Unklarheiten, Widersprüche, Brutalität, Geschichtsfälschungen, das kennzeichnet das, was in den Geschichtsbüchern als „Römische Geschichte“ geschildert wird. Harry Radegeis zählt auf und kommt zu dem Ergebnis, dass hier einiges nicht stimmen kann. Dem kann man nur beipflichten. Die nächste Frage müsste dann lauten: Gab es die Römer überhaupt als das, was sie angeblich waren?

Eine seltsame Frage. Das ist doch nun wirklich geklärt, meint man. Gibt es nichts Wichtigeres?

Nun, jeder kleine Stamm kennt seine Geschichte, seine Uranfänge, die in sagenhafte Mythen, meist stammesgöttlicher Abkunft, zurückführen. Von hunderten Generationen wurden diese Urgeschichten bewahrt und weitergegeben.

Rom - gerade das „ewige, zivilisierte, geschichtsträchtige, kultivierte Rom“ stellt hier eine gewisse Ausnahme dar. Es gibt zwei sehr verschiedene Sagen über die Uranfänge Roms. Die erste ist die Äneis. Äneas, einer der überlebenden Helden von Troja, soll nach langer Irrfahrt an der latinischen Küste gelandet sein und dort die friedfertige und hochstehende Kultur von Alba Longa vorgefunden haben. Dies wäre etwa in das Jahr 1180-1190 v.u.Z. zu datieren. Auf diese Urväter nimmt die römische Sage stellenweise Bezug. Allerdings ist der Zeitraum bis zur Gründung Roms 753 v.u.Z. so lang, dass man hier wohl von einer römischen Propaganda ausgehen kann, die die Abkunft der Römer „verbessern“ sollte. Bezöge sich dieses mutmaßliche Ur-Rom tatsächlich auf die flüchtigen Trojaner - klammern wir die rund 450 Jahre Differenz einmal großzügig aus -, so stellen sich folgende Fragen:

Warum raubten diese ersten Römer die Sabinerinnen? Um Frauen zu haben, da sie nach eigener Überlieferung keine hatten? Überlebende Flüchtlinge von Troja hätten ganz gewiss überlebende Frauen mitgenommen, diese hätten sogar sehr zahlreich sein müssen, da sich die Männer ja am Kampf beteiligen mussten und somit viel weniger Gelegenheit zur Flucht haben konnten. Es waren aber genug Männer, um jahrelange Fahrten und Kämpfe siegreich bestehen zu können. Hatten sie also keine Frauen dabei, dann bleibt nur der Schluss übrig, dass es sich um Fahnenflüchtige handelte, die sich rechtzeitig während des Kampfes „verkrümelten“. Also gewiss keine rühmlichen Vorfahren für Rom.

Die Romulus-Sage ist da schon ergiebiger, wenn auch Dr. Julius Koch in „Römische Geschichte - Königszeit und Republik“ ausführlich darlegt, dass alle Sagen, die das älteste Rom behandeln, in späterer Zeit erfunden worden sind, um Rom gewissermaßen eine Geschichte zu schaffen, die es nicht überliefert hatte. Dabei ist zu betonen, dass Dr. Koch durchaus ein Anhänger römischer Kultur ist. Daher sind die weiteren Betrachtungen auf der Grundlage seines Buches angestellt.

- Hatten Äneas' Männer keine Frauen bei sich - wer gebar dann die Generationen zwischen ihnen und den Römern? Woher leiteten die Römer diese Abkunft ab?
- Hatten sie jedoch Frauen dabei, wäre angesichts des langen Zeitraumes zwischen ihnen und Rom keine direkte Abkommenschaft mehr abzuleiten.

Hätten sie Frauen dabei gehabt, und wäre der Zeitraum zwischen den beiden Ereignissen Phantasie, so wäre der Raub der Sabinerinnen nicht zu begründen. Nicht nur, dass die

Frauen ja immerhin den halben Anteil an der Stammesgeschichte haben, macht diesen Umstand so wichtig, sondern auch, dass am Beginn Roms gleich eine so wichtige, ungeklärte Frage steht, die mit einer so ungewöhnlichen Handlungsweise begann.

Eine historisch gesicherte Klärung über die Anfänge Roms gibt es nicht einmal annähernd. Einzig ein Zwist zwischen den Nachbarvölkern - der Sabiner (1) und Latiner (2) - brachte in der Folge die Gründung des Handelsplatzes am Forum Romanum mit sich, so wird es geschrieben. Kein eigener Stammvater Roms - abgesehen vom sagenhaften Romulus - ist zu erkennen, und auch dieser soll aus diesen Völkern stammen. Dafür spricht auch, dass alle römischen Könige abwechselnd aus latinischem und sabinischem Adel stammten. Die latinischen Könige erwiesen sich dabei als bedeutend kriegerischer als die Sabiner.

Bemerkenswert ist der Gegensatz, in den sich Rom von Anfang an zu seinen beiden Vatervölkern stellte, mit welcher Aggressivität es allen weiteren Nachbarvölkern wie Etruskern, Vejern, Volskern usw. gegenüberstand (beispielsweise unter Tullius Hostilius, d.i. „der Feindselige“). Drei der sieben Könige endeten durch Mord. Der Name des Servius Tullius weist auf Abkunft aus einem niederen Stand hin (Servus = der Diener), Tarquinius Superbus („der Überstolze“) war ein typischer Tyrann, nach dessen Sturz die Republik folgte. Zwischendurch herrschte der etruskische König Tarquinius Priscus, was darauf hinweist, dass Rom seinerzeit von den Etruskern besiegt wurde, im Gegensatz zur Sage. Der Aufstand der Latiner gegen Ancus Marcius zeigt erneut den Gegensatz Roms zu seiner Vaterstadt Alba Longa.

Liest man die folgenden Ereignisse bis zum Höhepunkt der Republik, so zwingt es sich geradezu auf, dass Rom zumeist von wahren Ekeln regiert wurde. Es erscheint auch immer mehr als die Ausnahme unter der Regel der vielen italischen Kleinkönigtümer, die es nacheinander bedrängte, bezwang, überlistete, immer wieder das geltende Völkerrecht brach, planmäßigen Völkermord den gallischen Senonen gegenüber verübte (-285), die vollständig ausgerottet wurden. Rom feilschte, log, betrog. Man fühlt sich fast an die Siedlungsart der Yankees, den Indianern gegenüber, erinnert. Geschichtsverfälschungen, erdichtete Siege, nicht stattgefunden gefeierte Schlachten, vergessene Niederlagen, Vertragsbrüche „schmücken“ die römische Geschichte in geradezu alttestamentarischer Weise.

Der sechste König, Servius Tullius, teilte die Römer in Klassen ein, und führte die Servianische Verfassung ein, die das Volk vor allem in Steuerklassen einteilte, Rechte gab und vor allem beschnitt. Parallelen zu Mussolinis späterem Faschismus drängen sich geradezu auf. Schließlich nahm Mussolini bewusst das alte Rom zum Vorbild seines Staates. Wenige wissen, dass die drei Liktorenbündel im faschistischen Staatswappen - noch heute im Wappen Ecuadors enthalten - die Rutenbündel darstellen, womit die den Kaiser bei seinen Umzügen begleitenden Gerichtsbeamten unbotmäßige Bürger auspeitschten oder bei schwereren Vergehen mit den darin eingewickelten Richtbeilen an Ort und Stelle Hinrichtungen vornahmen.

Die Republik sah für Notzeiten dann auch sofort den Diktator vor - eine Einrichtung, die sich übrigens bewährte - und schuf zu ihrem Beginn auch Notstandsgesetze.

Rom war damit der Beginn des modernen Klassenstaates, war der erste Staat, der das Polizeiwesen perfektionierte, einschließlich Geheimpolizei, der eine Berufarmee aufstellte und ein perfektes Steuersystem schuf - lauter auch heute noch allgemein beliebte Dinge des Staates. Das Beamtentum stammte zwar aus Persien, aber Rom war der erste westliche Staat, der dies zur Grundlage seines Gemeinwesens machte.

Noch von einer anderen Grundlage muss hier gesprochen werden: von der Sklaverei. Diese war zwar in allen antiken Staaten üblich, war aber nirgends derartig wirtschaftlich

unverzichtbare Grundlage eines Imperiums. Der römische Imperialismus beruhte auf seinen Sklaven - und war nötig, um den Sklavennachschub zu sichern. Als Alarich 410 Rom befreite, waren fast 90% seiner Einwohner Sklaven!

Politisch-militärische Ansprüche stellte Rom von Beginn an am laufenden Band. Wenige suchten den Krieg mit Rom, selbst, als es noch klein war, aber alle bekamen ihn. Das erinnert wieder in fataler Weise an die USA. Die Eroberung Galliens durch Caesar wurde mit Grenzsicherung begründet, man kennt solche vornehmen Umschreibungen auch aus heutiger Politik. Hinzu kommt ein ursprünglich technisches Unvermögen, z.B. im Städtebau. Später, als genug Wissen aus den unterworfenen Nachbarvölkern, vor allem den Etruskern, bestand, änderte sich dies.

Nun wird mancher sagen, man kann an jedem Volk genug Fehler finden, um es schlecht zu machen, man fände aber sicher auch genug Vorzüge. Meist kommt dann das Argument von der „überlegenen römischen Kultur“. Doch woraus setzt sich diese zusammen?

- Dichtung? Sie war bei den Römern rar und wurde wenig gepflegt.
- Geschichtsschreibung? Sie wurde vor allem als Geschichtsfälschung zu politischen Zwecken geschrieben (z.B. der „Sieg“ des Germanicus bei Idistaviso über Armin, lt. Tacitus, der es mit sich brachte, dass das römische Heer fliehen musste, dabei die Flut wohl „vergaß“, wodurch zwei Legionen leider „ertranken“. Kein vernünftiger Römer wäre auf die Idee gekommen, dass der Sieg wohl nicht so groß gewesen sein konnte).
- Baukunst? Sie war von den Griechen „abgekupfert“ oder übernommen.
- Religion? Sie war eine Kopie der griechischen Mythologie.
- Musik? Ist nicht überliefert.
- Schmuckherstellung, Schmiedekunst? Sie kam von den Kelten und Etruskern, den „Barbaren“.

Welche „römische Kultur“ war nun wirklich „römisch“? Die „Römer“ waren also ein von Beginn an kulturloses Volk, das sich seine Kultur dann überall zusammenstahl.

Hier schließt sich der Kreis. Ein Volk ohne Ursprung, ohne Geschichte, ohne Kultur, mit einer Religion, die schon früh zum Staatskult verkam; hier muss es sich um eine Ausnahmeerscheinung der antiken Welt handeln. Zarte Naturen waren zwar auch die Griechen, Phönizier, Perser oder Macedonier nicht. Aber kein Volk ging über Jahrhunderte mit einer derartig zielstrebigem Brutalität und Rücksichtslosigkeit vor, glaubt man den Überlieferungen. Die meisten antiken Kriege waren „Gelegenheitskriege“. Die Römer pflanzten diese Gelegenheiten.

Wenden wir uns dem germanischen Kulturkreis zu, so stoßen wir auf eine jüngere, aber sehr ähnliche Parallele: Die Franken.

Die Franken waren ein linksrheinischer Stammesbund der Völkerwanderungszeit. Ihr Name wird üblicherweise mit die „Freien“ übersetzt. Dies kann jedoch nur bedingt richtig sein, denn sonst bekäme in „frank und frei“ das Wort „frei“ nur eine Wiederholungsbedeutung, was den germanischen Sprachgesetzen widerspricht. Nun gibt es auch die Übersetzung „die Frechen“, weil sie „frei“ von der Überlieferung waren, d.h. die alten Stammesgesetze nicht mehr beachteten und in den Augen der traditionsverbundenen Stämme auf die Stufe von Räufern herabsanken. Das wurden sie schließlich auch (3).

Dies wird sehr deutlich durch ein Ereignis belegt: Als Chlodwig, der Frankenkönig aus

dem Merowingergeschlecht, im Jahre 496 vom arianischen Glauben zum katholischen Glauben übertrat - und zwar aus rein machtpolitischen Gründen -, wurde er durch den Bischof Remigius von Reims mit den Worten getauft: „*Adora quod incendisti, incende quod adorasti!*“ (Beuge demütig dein Haupt, Sigambrer, bete an, was du verbrannt hast, und verbrenne, was du angebetet hast!). Er tat es!

Spätestens hier hätte das Thing der Freien flammenden Protest gegen diesen ungeheuren Rechtsbruch erheben müssen. Stattdessen wurden die Franken auch zu Katholiken. Der Teufelspakt mit dem römischen Papst war perfekt, Rom hatte nach seiner Niederlage die erste germanische Hilfstruppe, die stark genug war, die anderen freien Germanen niederzuwerfen.

Hiermit erst bekam das späte päpstliche Rom die Möglichkeit zur Niederringung der Germanen. Und hier scheint mir eine Parallele zum Ur-Rom vorzuliegen:

Wenn man betrachtet, welche Folgen eine kleine, erst sprachliche, Abweichung von der Überlieferung über Jahrhunderte bekommt, dann wird einiges an Rom klar (Man denke nur an die sprachliche Beförderung der „Hexenverbrennung“ in Portugal zum „Autodafé“, oder - aus unserer heutigen Zeit - an die Nachricht vom Big Brother in „1984“, „*dass der Brotpreis von 20 auf 30 Pfennig gesenkt wird*“).

Es spricht also einiges dafür, dass die Ur-Römer des Romulus (wenn es sie gab, denn auch Remus wurde erst später dazu erfunden) latinisch-sabinische Abgefallene oder Ausgestoßene waren - ein vogelfreier Männerbund von Verschwörern? -, die nun, ohne Rücksicht auf geheiligte Überlieferungen, einem frechen Zweckdenken verfielen und somit, durch die entsprechende Brutalität, sich durchsetzen konnten. Noch heute hat es der gesetzestreue Bürger schwerer, sich zu wehren, als der Gesetzlose. Der bedrohte Bürger fragt um einen Waffenschein nach, der Verbrecher stiehlt sich seine Waffe einfach.

Und hier mag sich jeder selbst die eingangs gestellte Frage beantworten, ob der Ursprung Roms heute ein rein akademisches Thema ist.

Vae Desarmes! (Wehe den Wehrlosen!)





Anmerkungen der Redaktion:

1. Die Sabiner waren ein Stamm von Viehzüchtern in Mittelitalien nördlich von Rom. Sie besiedelten den Quirinal und das Gebiet des mittleren Apennins. Sie stellten den sagenhaften zweiten römischen König Numa. Von den Sabi-ern leiteten sich die Samniten ab (Johannes Irscher [Hrsg.]: „Lexikon der Antike“, Augsburg 1990, S. 510).

2. Latiner waren die Bewohner Latiums, eine der Hauptgruppen der Italiker. Sie lebten im Gebiet des Tiber-Unterlaufes bis zum Albaner Berg und im Küstengebiet Mittelitaliens (Johannes Irscher [Hrsg.]: „Lexikon der Antike“, Augsburg 1990, S. 329).

3. Vgl. Gernot L. Geise: „Wer waren die Römer wirklich?“, Hohenpeißenberg 1997: „Der Name Franken (Franci) wurde im Jahre 291 erstmals erwähnt und bezeichnete ursprünglich See- und Küstenräuber. Die fränkischen Raubscharen hatten ihre Stützpunkte im Mündungsgebiet des Rheins (Prof. Dr. O. Weise: „Die deutschen Volksstämme und Landschaften“, Leipzig 1903, S. 2). Seit dem letzten Drittel des 4. Jh. wurden die Namen Franci und Germani im gleichbedeutenden Sinne gebraucht. Unter den Merowingern war Francus offenbar keine Volks- sondern eine Standesbezeichnung (Hansferdinand Döbler: „Die Germanen“, Bindlach 1992, S. 117ff). Aus dieser Zeit leitet sich auch die Gleichstellung von Franke = Freie her (Johannes Irscher [Hrsg.]: „Lexikon der Antike“, Augsburg 1990, S. 189).

Möglicherweise könnte sich der Name Franken im Ursprung auch von lat. frango = etwas zerschlagen, zermahlen; frangi = brechen, überwältigen, bezwingen, bemütigen, bändigen, bezähmen, entmutigen, beugen ableiten (Helmut Werner: „Lexikon der Lateinischen Sprache“, Eltville am Rhein 1989). Dies würde exakt der Tätigkeit der Seeräuber-Franken entsprechen“.

(Abbildungen aus: Bär/Quensel [Hrsg.]: „Bildersaal Deutscher Geschichte“, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1840)

PECUS - PECUNIA

Über den Vegetarismus

(c) 1998 Karlheinz Baumgartl

In unserer heutigen Zeit, in der sich die Schreckensmeldungen über mit Chemikalien vergiftetem Fleisch, Rinderwahnsinn, Schweinepest usw. gegenseitig ablösen, sollten wir uns Gedanken machen, warum wir eigentlich noch Fleisch essen. Mit gutem Gewissen ist das heute sowieso nicht mehr möglich. Karlheinz Baumgartl hat einige wesentliche Punkte zusammengestellt.

Der Vegetarismus ist eine beachtenswerte Lebensanschauung. Vegetarisch zu leben heißt, zunächst auf Produkte vom getöteten Tier (z.B. Fleisch) zu verzichten. Diese Einstellung wird verschieden begründet:

1) Der gesundheitliche Gesichtspunkt

Ursprünglich war der Mensch Vegetarier. Er lebte von Pflanzen, Früchten, Samen, Wurzeln. Sein Gebiß und seine Organe sind in Jahrmillionen auf diese Ernährungsweise ausgerichtet. Zum Raubtier (Fleischgenuß) fehlen dem Menschen die Voraussetzungen. „Vegetabil“ heißt belebend. Der radikale Vegetarismus lehnt sogar erhitzte (gekochte, gebackene) Nahrung ab, weil diese dadurch biologisch inaktiviert wird und somit nicht mehr beleben kann.

2) Der ethische Vegetarismus

Demnach hat der Mensch kein Recht, Tiere auszubeuten und zu töten. Es besteht hierzu auch keine Notwendigkeit. Die Tiere gehören genauso in eine ökologische Ordnung wie alles in der Natur, einschließlich dem Menschen. Die Schlachthöfe sind Stätten der Grausamkeit gefühlloser und gedankenloser Menschen. Kein Kind würde solche Grausamkeit ertragen. Deshalb zeigen die fleischiessenden Erwachsenen ihren Kindern solche Stätten nicht. Die Schulen machen einen großen Umweg um die Schlachthöfe.

3) Der ökonomische Vegetarismus

Merkwürdigerweise wird dieser Gesichtspunkt meistens ignoriert. Die Vegetarier selber stellen diesen Sachverhalt hintenan. Der Grund dafür ist die politische Brisanz, die dieser Gedanke enthält. Davon soll hier besonders die Rede sein.

Die Fleisch- und Viehwirtschaft ist die unwirtschaftlichste Form der Volkswirtschaft. Der Vegetarismus ist die wirtschaftlichste Form: von der Landfläche, die eine Kuh ernährt, kann man zehn Menschen gesund ernähren. Rechnet man sich diesen Gedanken durch, dann kommt man zu dem verblüffenden Ergebnis, daß allein aus der Landfläche Bayerns ganz Deutschland ausreichend und gesund ernährt werden könnte. Bedenkt man dazu die bessere gesundheitliche Verfassung der Menschen bei vegetarischer Lebensweise, so erkennen wir unschwer die ungeheure Tragweite für die Zukunft der durch Hunger und Krankheit bedrohten Menschheit. Der Vegetarismus ist eine echte Alternative, und man muß sich fragen, warum diese naheliegende Lösung nicht weltumgreifend angestrebt wird. Die politische Brisanz dieses Gedankens wird offenbar. Unser Grund und Boden wird weitgehend fehlgenutzt durch Anbauflächen für Viehfutter und Weideland. So gesehen liegen die größten Teile der nutzbaren Flächen brach, und das seit langer Zeit. Nur ein winziger Teil wird intensiv für Gartenbau genutzt. Damit werden die Behauptungen der Politiker von notwendigem „Lebensraum“ oder von notwendigen Spenden für die Gebiete

von Hungersnöten ad absurdum geführt. Die Nöte auf der Erde sind unnötig. Die Politiker täuschen uns, bzw. sie verschweigen die Ursache. Die Ursache dieser skandalösen Fehlnutzung des Landes liegt in dem falschen Bodenrecht. Und genau da sind wir bei der politischen Brisanz des Gedankens.

Mit dem Vieh wurde von je her das große Geld gemacht. Durch das viele Fleisch, das man vermarkten konnte, mit den vielen Folgeartikeln aus der Viehvermarktung, wurden riesige Landflächen benötigt. Dafür wurde Wald gerodet, der Mensch und Tier Schutz geben könnte. Und damit wurden die Reichen immer reicher. Der Grundbesitz konzentrierte sich mit der Zeit auf immer weniger Menschen, die zu Großgrundbesitzern wurden. - Und wer das Geld hatte, der hatte die Macht, und wer die Macht hatte, der übte Macht aus.

Pecus (lateinisch) heißt das Vieh. Pecunia (lat.) heißt das Geld. Mit dem Tier wird das schnelle Geld gemacht. An der Fleisch- und Viehwirtschaft hängt ein ganzes Bündel von Industrien. Die Entwicklung differenzierte sich. Mit der Technik wurden die Produktionen effektiver, durch die Arbeitsteilung wurden die Verhältnisse undurchsichtig. Das Geldwesen erlaubte die Geldanlage im Grundbesitz. Die Großgrundbesitzer mit ihren eigenen Jagden und Verpachtungen benötigten nicht mehr unbedingt den Viehreichtum, praktischer für sie wurde nun die Börse. Die Aktie ersetzte den Viehbesitz. Die Verhältnisse wurden immer verwickelter, aber die Basis ist geblieben: das Volk ernährt sich in der großen Mehrheit von Tierprodukten. Die daraus entstehenden Krankheiten werden behandelt mit pharmazeutischen Produkten, die durch Tierversuche entwickelt worden sind. Dieser Mißstand ist inzwischen durchgreifend und hat die Gesellschaft geprägt. Man spricht kaum über den industrialisierten Tiermord, kaum über das Leid der Tiere (Schlachthöfe sind tabu) und man ignoriert den skandalösen Mißbrauch von Grund und Boden. Man schaue sich gründlich um in der Gesellschaft, wer mit was das Geld macht, woher das viele Fleisch kommt und wohin die Subventionen fließen. Das unsagbare Leid der Tiere und die daraus resultierende Not der Menschen ... wen interessiert das?

Heute ist der größte Grundbesitzer der westlichen Welt jene Organisation, die man unter der Bezeichnung „römisch-katholische Kirche“ versteht. Die Männerbünde von Rom hatten sich einst zum Ziel gesetzt, ganz Europa zu missionieren. Und wer Europa beherrschte, der hatte die Weltmacht. Unter dem Deckmantel der christlichen Ideologie breitete sich der Kapitalismus aus, das Geldwesen, und später das Bankenwesen. Der Anfang war der Viehreichtum und damit der übermäßige Anspruch auf Grundbesitz. Schon im 5. Jahrhundert war der Bischof von Rom der größte Grundbesitzer. Und über den Großgrundbesitz entwickelte diese Organisation mit der Zeit ihre Macht. Die Kirche und ihre Könige herrschten im Mittelalter willkürlich aus dieser Machtposition. Die Großgrundbesitzer „verliehen“ ihr Land - gegen hohe Abgaben, versteht sich. Die eigentlichen Bearbeiter des Bodens, die Bauern, wurden zu Leibeigenen. Dieses Bodenrecht war ein römisches Recht, von Rom her war es importiert worden. Und das römische Bodenrecht ist die Grundlage der Versklavung der Völker.

Im alten Germanien hat es nie eine Sklaverei gegeben. Es gab das freie Bodennutzungsrecht, das den jungen Menschen kostenfrei das Land gab, aus dem sie das Lebensnotwendige erwirtschaften konnten. Die germanischen Markgenossenschaften verstanden sich nicht als Eigentümer, sondern als Verwalter von Grund und Boden. Dieses freie Bodennutzungsrecht wurde mit der Zeit geändert in das römische Bodeneigentumsrecht. Jetzt konnte man sich zwar Land kaufen, geriet aber dadurch in die Abhängigkeit der geldherausgebenden Mächte. Fast die ganze europäische Geschichte des Mittelalters stand unter der Gewalt der römischen Männerbünde. Sie entwickelten das

Privileg des Bodeneigentums, das sie mit Waffengewalt verteidigen ließen. Den Unternehmen zur Anhäufung von Reichtum wurde ein religiöses Mäntelchen umgehängt. Die Menschen wehrten sich gegen das neue Bodenrecht. Überall in Europa kam es zu Bauernaufständen. Und überall wurden diese blutig zusammengeschlagen, ihre Anführer liquidiert. Der Bauernkrieg ging letztlich verloren. Im dreißigjährigen Krieg fiel der letzte Rest der altgermanischen Siedlungsordnung. - Heute ist das römische Recht festgeschrieben.

Diese wichtigen Zusammenhänge werden ignoriert und verschwiegen. Die Machtverhältnisse lassen die Vernunft nicht zu. Schon im Dritten Reich wäre es möglich gewesen, sich darauf zu besinnen. Statt „Lebensraum“ im Osten zu fordern, wäre ein ökonomisch-vegetarisches Programm revolutionär und vor allem realisierbar gewesen. Stattdessen hat man mit dem größten Grundbesitzer konkordiert, mit der römisch-paulinischen Kirche. Die Zeit nach den Kriegen war und ist erst recht nicht an einer Bodenreform interessiert. Nicht einmal die politisch Grünen besinnen sich auf einen ökonomischen Vegetarismus. Es ist die volle Machtentfaltung der Männerbünde, die inzwischen nicht nur die Kirchen beherrschen, sondern alle Einrichtungen, wo Geld gemacht wird.

Wir leben in einer Diktatur des Geldes.

Literatur

Walter Sommer: „Das Urgesetz der natürlichen Ernährung“, Ahrensburg/Holstein 1972; davon die Kurzfassung:

Karlheinz Baumgartl: „Der erste Schritt aus dem Teufelskreis - Gedanken zur Lebensschulung nach Walter Sommer (1887-1985)“, Zeilarn/Ndb.

Hermann Dörr: „Fünf Beispiele zum Umdenken“, Düsseldorf 1993.



Zeitschlüssel gefunden

(c) Rudi Schulz, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 25/1998

Der Autor hat die aufsehenerregende Feststellung gemacht, dass Zeitangaben in alten Überlieferungen in Marsjahren anstatt in Erdjahren gesehen werden müssen! Diese Zeitangaben werden bisher immer als unrealistisch angesehen, weil sie zu hoch sind. Überlegungen, dass es sich anstatt um Jahres- um Monatsangaben handele, erbrachten keine brauchbaren Ergebnisse, weshalb diese Zahlen meist als mythologische, jedoch nicht reale Angaben gewertet werden. In diesem Beitrag bringt der Autor erste Berechnungen, und wie es aussieht, sind die alten Zeitangaben realer als man bisher annimmt!

Die Chroniken der Sumerer sollen bis über 432.000 Jahre vor Christus zurückreichen. In sumerischen Mythen wird auch von „schars“ gesprochen, das sind Perioden von 3.600 Jahren. 432.000 Jahre entsprechen dann 120 *schars*.

Auch die Hindus haben Zeitangaben, die mit den sumerischen vergleichbar sind. Ein „Mahayuga“ entspricht 12.000 „göttlichen Jahren“ oder 4.320.000 „menschlichen Jahren“. Danach sind 1200 göttliche Jahre wiederum 432.000 menschliche Jahre.

Der babylonische Priester Berossos (-4. und -3. Jahrhundert) schrieb, unter Benutzung der Tempelarchive, eine babylonische Geschichte und Mythologie in griechischer Sprache. Er machte konkrete Angaben zur Vergangenheit: Vom Beginn der „Herrschaft der Götter“ über das Zweistromland bis zur großen Flut sollen 432.000 Jahre vergangen sein.

Aus den genannten Zahlen ist leicht zu erkennen, dass 432.000 menschliche Jahre = 120 *schars* = 1200 göttliche Jahre eine besondere Bedeutung haben. Man findet aber keine Erklärung dafür, warum ein göttlicher Tag soviel wie ein menschliches Jahr sein soll, bzw. warum 1200 göttliche Jahre (mit je 360 Tagen) 432.000 menschlichen Jahren entsprechen sollen. Welche Begründung gibt es dafür? Könnte sich das göttliche Jahr nicht eher auf das Jahr eines anderen Planeten, das wesentlich länger ist als das Erdenjahr, beziehen?

Wenn die Götter vom Planeten Phaéton-Nibiru kamen, liegt es nahe, dass sie in Phaéton-Jahren rechneten. Die ungefähre Umlaufzeit des Phaéton kann man mit 4,61 Jahren annehmen. Aber keine Rechnung mit 4,61 ergab einen Anhaltspunkt, dass ein göttliches Jahr so definiert werden kann.

Die ersten Proberechnungen mit dem Marsjahr ergaben gleich zwei bekannte Daten. Die Umlaufzeit des Mars beträgt 1,8808 (Erden-) Jahre. Da sich viele Zeitangaben auf das Sintflutjahr beziehen, muss man dieses Datum kennen. Dieses Jahr war zwar nicht genau bekannt, aber aus vielen Berechnungen hatte es sich erhärtet, dass die Sintflut um das Jahr -2500 stattgefunden haben könnte.

1200 göttliche Jahre vor der Flut stiegen die Götter zur Erde herab.

$1200 \times 1,8808 = 2256,96$ (aufgerundet 2257 Jahre)

$2500 + 2257 = 4757$ Jahre vC

Diese Jahreszahl hatte auch Nostradamus in seiner ersten Berechnung über die Vergangenheit genannt. Die Kirche war mit dieser Zahl nicht einverstanden, und er korrigierte sie in seiner zweiten Berechnung auf 4173 Jahre vC. Er selbst bemerkte dazu: „- in diesem Falle unterwerfe ich mich der Korrektur des heiligen Gerichtshofes“.

Die sumerischen Mythen berichten, dass die Arbeitsgötter 40 *schars* (= 400 göttliche Jahre) lang die schwere Arbeit erduldeten. Dann streikten sie, worauf die Götter beschlossen, Menschen zu schaffen. Der Streik der Arbeitsgötter war demnach 80 *schars* oder 800 göttliche Jahre vor der Flut.

$800 \times 1,8808 = 1504,64$

$2500 + 1504 = 4004$ Jahre vC

Schon 1654 nannte der Erzbischof von Armagh, James Ussher, als Schöpfungsdatum den 24. März 4004 vC. Mit dem Geburtsjahr Adams hat dieses Jahr aber nichts zu tun, denn nach den Bibeldaten müsste er schon -4156 geboren sein. Nostradamus nannte das Jahr -4173, womit er nur siebzehn Jahre daneben lag. Ob die Bibeldaten stimmen, haben uns die Götter mit einem Gleichnis beantwortet:

Von der Ankunft der Götter (-4757) bis zur Geburt Adams (-4156) vergingen 601 Jahre. Auch Noah war 601 Jahre alt, als die Flut zurückging. Das Ende der Flut war die Neugeburt der Welt, vergleichbar mit der Neugeburt des Menschen. Von -4757 bis zur Geburt Noahs (-3100) waren 881 göttliche Jahre vergangen, desgleichen von Adams Geburt bis zum Ende der Flut. Wieder ein Zeitabschnitt mit einer ungeraden Zahl. Somit war auch Noahs Geburt göttliche Fügung und kein Zufall.

War die Sintflut ebenfalls kein Zufall? Wahrscheinlich nicht, denn die Katastrophe im All, die Explosion

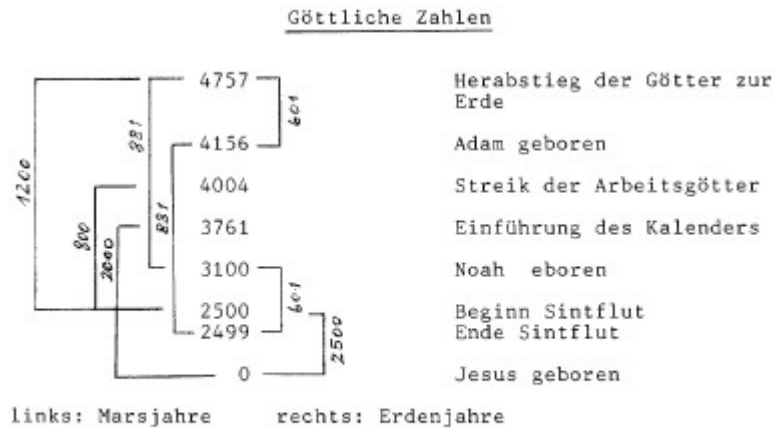
des Planeten Nibiru, war den Göttern zwar schon tausende Jahre vorher bekannt, der Zeitpunkt war aber nicht zu beeinflussen. Dass Jesus 2500 Jahre danach geboren wurde, könnte in Erinnerung an dieses denkwürdige Jahr festgelegt worden sein. Es gibt noch andere Hinweise, dass die Geburt Jesus Christus kein Zufall war, sondern schon lange vor der Flut feststand:

-3761 wurde in Nippur der Kalender eingeführt und mit der Zählung der Jahre begonnen. Es ist das Jahr Null der Juden. Eine Rechnung beweist die göttliche Planung:

$$3761 : 1,8808 = 1999,68 \text{ (aufgerundet 2000 göttliche Jahre)}$$

Jesus wurde also genau 2000 göttliche Jahre nach -3761 und genau 2500 Erdenjahre nach der Flut geboren.

Die Zahl 3761 enthält somit auch den Zeitschlüssel $3761 : 2000 = 1,8805$



Die Patriarchen der Bibel

4156 v. Chr.	Adam geboren
4026	Seth
3921	Enosch
3831	Kenan
3761	Mahalalel
3696	Jared
3534	Henoeh
3469	Metuschelach
3282	Lamech
3100	Noah
2600	Sem
2500	Sintflut
2451	Arpachschaad geboren
2416	Schelach
2386	Eber
2352	Peleg
2322	Regu
2290	Serug
2260	Nahor
2231	Terach
2161	Abraham
2075	Ismael
2061	Isaak
2001	Jakob und Esau

Ob es Zufall oder Absicht war, nach der Bibel wurde auch Mahalalel im Jahre -3761 geboren. Die wesentlichen Daten haben uns die Götter in einem grandiosen Zahlenspiel, teils verschlüsselt, über ihre Zeitrechnung oder in Erdenjahren mitgeteilt. Ob es für die Zeit nach der Flut ebenfalls Datierungshinweise über die göttlichen Jahre gibt, konnte ich bisher nicht feststellen. Man kann aber davon ausgehen, dass auch nach der Flut alles göttliche Planung war. Es scheint so zu sein, dass sich deutliche Hinweise zur Datierung ergeben, wenn man die jüdische Zeitrechnung zugrunde legt. Danach ist Abraham wahrscheinlich im Jahre 1600 geboren, also nach der christlichen Zeitrechnung

$$3761 - 1600 = -2161$$

Der Salomonische Tempelbau begann wahrscheinlich im Jahre 2800, also -961.

Es bleiben natürlich viele Fragen unbeantwortet. Warum rechneten die Götter mit Marsjahren? Kamen sie nicht vom Planeten Phaéton-Nibiru, sondern vom Mars? Warum haben sie die Erde wieder verlassen, und wohin gingen sie?

Wie ich gelesen habe, ist die Kenntnis von Königslisten von zufälligen Tontafelfunden abhängig. Man kennt wahrscheinlich noch nicht alle. Mein Problem liegt darin, dass ich nicht über genügend Literatur verfüge. In „Adams Planet“ fand ich den Text über die sumerischen Urkönige:

„Als das Königtum vom Himmel kam, war Eridu das erste Königtum. A.LU.LIM wurde König in Eridu, er herrschte 28.800 Jahre. A.LAL.GAR herrschte 36.000 Jahre. Diese zwei Könige herrschten 64.800 Jahre. Eridus Königtum wurde auf Bad Tibira übertragen. EN.MEN.LU.AN.NA herrschte in Bad Tibira 43.200 Jahre; EN.NEN.GAL.AN.NA herrschte 28.000 Jahre. Der göttliche Hirte DU.MU.ZI herrschte 36.000 Jahre. Drei Könige herrschten 108.000 Jahre... Acht Könige herrschten 241.200 Jahre. Dann kam die Flut.“

Im „Lexikon der außerirdischen Phänomene“ waren acht Urkönige aufgeführt. Die Summe der angegebenen Herrscherzeiten dieser acht Urkönige ergibt ebenfalls 241.200 Jahre, genauso wie es im Text genannt wird.

Was mich verwirrt, ist, dass ich immer von zehn Urkönigen lese. In der Literatur werden die zehn Urkönige mit den zehn Patriarchen gleichgesetzt. Der König Ziusudra soll mit Noah identisch sein, denn auch von ihm wird in den Mythen berichtet, dass er ein Schiff baute, als die Sintflut bevorstand. EN.ME.DUR.ANNA, der 7. König von Sippar (= Enmeenruanna, der 7. König in der Königsliste?) soll Henoah, der 7. Patriarch, gewesen sein. Demnach würden der 8. und 9. König in der Liste fehlen. Ich glaube fast, es waren nur diese acht genannten Könige. Wenn man sich aber den Text betrachtet: „Als das Königtum vom Himmel kam“ und „Der göttliche Dumuzi...“, so kann man mit Sicherheit sagen, dass diese Könige keine Menschen von der Erde waren. Interessant ist, dass die Entschlüsselung der Zahl

$241.200 : 360 \times 1,8808 = 1260,14$ Jahre vor der Flut ergibt.
 $2500 + 1260 = -3760$.

Es fehlt nur ein halbes Marsjahr (670,5 statt 670) und man errechnet das Jahr -3761.

Es ist ja bekannt, dass Moses die Gesetzestafeln codierte. Möglicherweise multiplizierte er nur ganze Marsjahre mit 360 oder es war wirklich im Jahr -3760, als der erste König über das Land Sumer gesetzt wurde. Louis Carpentier meinte: „Es ist durchaus möglich, daß in den von Moses vergrabenen Büchern der geheimnisvolle Schlüssel für das Verständnis der Gesetzestafeln verborgen war“ und „...codierte Moses diese Formel, um ihren Mißbrauch durch Uneingeweihte zu verhindern.“

Es gehört nicht viel Fantasie dazu, um zu erkennen, dass man den Schlüssel für die Zeitberechnung bisher noch nicht gefunden hat. Die Berechnung der Zeiten nach der Flut ergibt ebenfalls ein interessantes Ergebnis. Zugrundegelegt hatte ich die präzisen Zeitangaben über die Dynastie von Akkad (-2340 bis -2160) in dem Buch „Die geheime Botschaft des Gilgamesch“.

Ich errechnete die 25-jährige Lugalzagesi-Zeit zuerst von Sargons Machtergreifung im Jahre -2340, was sich als falsch erwies: Lugalzagesi hatte Uruk als Residenzstadt erwählt. Nachdem Sargon Urzababa gestürzt hatte, unterwarf er erst den Norden Sumers und teilte das Reich des Lugalzagesi. Helmut Uhlig schreibt:

„Wir wissen nicht, wann Scharrukenu zum entscheidenden Schlag gegen den inzwischen alt gewordenen König Sumers ausholte“.

Es ist durchaus möglich, dass Sargon im 4. Regierungsjahr den vernichtenden Schlag gegen Lugalzagesi führte.

Berechnet man jetzt den Beginn der 25-jährigen Herrschaft des Lugalzagesi vom Beginn der 2. Dynastie von Ur (-2336), dann erhält man das Datum -2361. Dieses Datum kommt mir sehr bekannt vor, denn $3761 - 2361 = 1400$ nach dem jüdischen Kalender. Waren auch diese Vorgänge von den „Göttern“ gesteuert? Auf jeden Fall war es ein historisches Datum, denn Lugalzagesi brachte die langersehnte Vereinigung Sumers (Er war aber ein ungerechter König).

Für die Berechnung der 1. Dynastie von Uruk fand ich in der Literatur nur Zeitangaben, die offensichtlich nicht Jahre, sondern eher Monate sein konnten: Kusch = 324, Nimrod = 420, Dumuzi = 100 und Gilgamesch = 126. Für Lugalbanda fand ich keine Angaben, daher bleibt die Berechnung wieder einmal Spekulation.

Nach der Bibel wurden den Söhnen Noahs erst zwei Jahre nach der Flut Nachkommen geboren. Man kann annehmen, dass Kusch -2497 geboren wurde und mit 36 Jahren, im Jahre -2461, als König über Uruk gesetzt wurde. Ich hatte schon die Zahl 2460 hingeschrieben, aber wenn ein System erkennbar ist, würde eher 2461 passen. Dann hätte die erste Dynastie von Uruk (möglicherweise auch die anderen ersten Dynastien) genau 100 Jahre gedauert, und bis zum endgültigen Ende aller drei Dynastien im Jahr -1961 wären dann 500 Jahre vergangen. Für mich wird es immer wahrscheinlicher, dass die Könige von den „Göttern“

eingesetzt wurden, denn in den Mythen wird das immer wieder betont. Über Lugalzagesi schreibt Helmut Uhlig: „*Er war kein Sargon, der sich dann Gott nannte, so sehr Lugalzagesi auch selbst um die Gunst der Götter buhlte.*“

„Reinigungspriester des Himmelsgottes An, von Enlil eingesetzter König, Großwesir des Mondgottes, Statthalter Utus, des Sonnengottes von Larsa“ waren nur einige der anspruchsvollen Titel, die ihn dann freilich doch nicht vor der Niederlage und dem endgültigen Sturz bewahren konnten.

Hier noch einige Fakten:

- Mesilim vermittelt zwischen Umma (Enakalli) und Lagasch (Urnansche)
- Eannatum siegt über Umma (Enakalli).

Literatur

Kurt Allgeier: Die großen Prophezeiungen des Nostradamus in moderner Deutung, München 1991

Johannes v. Buttlar: Adams Planet/Sie kommen von fremden Sternen, München 1995

Johannes v. Buttlar: Die Wächter von Eden, München 1993

Friedrich Naab: Die großen Rätsel und Mythen der Menschheit, Augsburg 1996

Welches Spiel wird mit dem Mars getrieben?

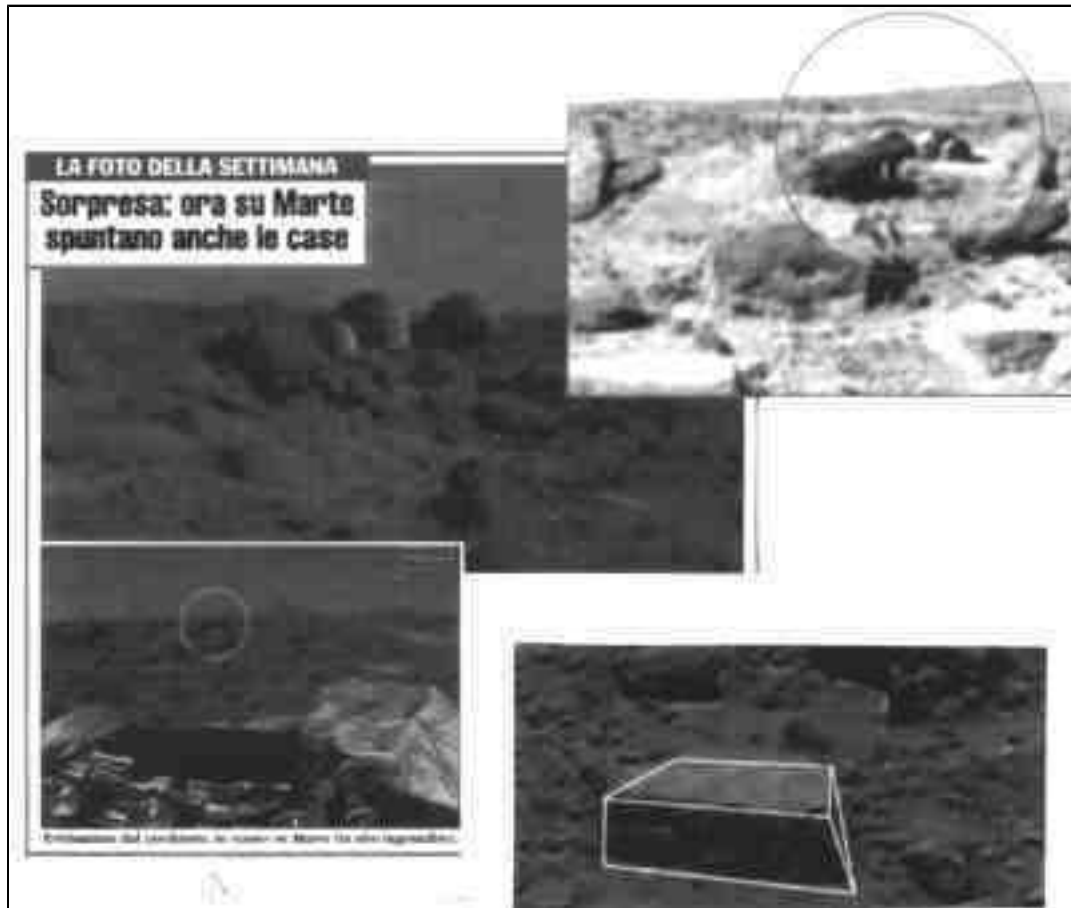
Die Fälschkungskampagne läuft!

(c) Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 25/1998 (gekürzt)

Die NASA veröffentlicht Aufnahmen der Planetensonden im Internet, und jeder kann sie abrufen. Da die Fotos digitalisiert - Bildpunkt für Bildpunkt - zur Erde übertragen werden, wird bei den Internet-Fotos der „Umweg“ über analoge Fotos übergangen. Bilder, die in Bildpunkte zerlegt sind, kann man natürlich mit jedem besseren Grafikprogramm bearbeiten und - verfälschen! Dass die NASA im Bildermanipulieren, insbesondere was die Colorierung angeht, nicht gerade zimperlich ist, dürfte inzwischen bekannt sein. Doch treten in letzter Zeit Fälscher auf, die ganz offensichtlich manipulierte Fotos als echt ausgeben.

In der letzten Zeit sind „Sensationsberichte“ und Bilder aufgetaucht, die uns weismachen wollen, auf dem Mars seien von der Marssonde „Pathfinder“ Objekte fotografiert worden, die Häuser und andere Artefakte intelligenten Lebens zeigen.

Wie Sie wissen, beschäftige ich mich selbst seit längerer Zeit mit dem Thema Mars und habe mit den ersten drei Büchern „Unser marsianisches Erbe“ den Nachweis zu erbringen versucht, dass unsere menschliche Vergangenheit mit überwältigend hoher Wahrscheinlichkeit sehr eng mit dem Mars zusammenhängt. Demgemäß gibt es tatsächlich Fotos der „Viking“-Sonden aus den siebziger Jahren, die Formationen und Objekte auf der Mars-Oberfläche zeigen, die von Spezialisten als eindeutig künstlich hergestellt deklariert werden, obwohl die offiziell vertretene Meinung der NASA das Gegenteil aussagt. Das sind jedoch inzwischen kaum widerlegbare Fakten, die nicht von mir stammen, sondern von verschiedenen Forschern in minutiöser Kleinarbeit nachgewiesen wurden.



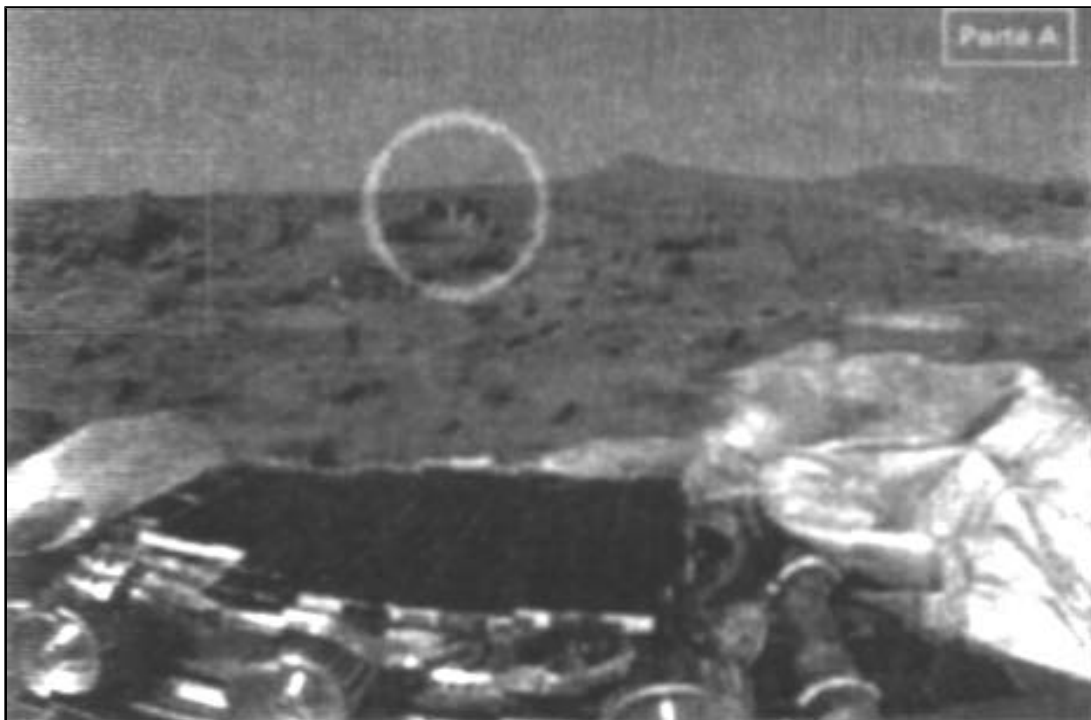
Igluähnliche Gebäude auf dem Mars? Die italienische Zeitung „Oggi“ veröffentlichte diese Bilder, die Zeitschrift „Coelum“ (Nr. 2/97, Milano) und „UFO“ Nr. 14/97 übernahmen sie.

Das ist die eine Seite der Medaille, doch was nun geschieht, indem NASA-Fotos verfälscht und als sensationelle Aufnahmen außerirdischer Intelligenzprodukte hingestellt werden, ist die andere Seite. Man muss sich unwillkürlich fragen, was mit solchen Aktionen bezweckt werden soll? Es ist bekannt, dass die NASA bisher strikt jede wie auch immer geartete Form künstlich angelegter Strukturen auf dem Mars verleugnet, und wenn die Nachweise noch so eindeutig sind.

Da muss es natürlich auffallen, dass die NASA schon in die von ihr veröffentlichten Marsbilder vom „Pathfinder“ ein Bild einschmuggelte, das zwei eierköpfige, großäugige „Marsmenschen“ zeigt, wie sie um einen Felsen herumschauen, um die Aktivitäten des Mars-Fahrzeuges „Sojourner“ zu beobachten (vgl. die Fotos in meinem Beitrag „Gibt es etwas Neues vom Mars?“ in SYNESIS Nr. 24/1997).

Ich habe den Verdacht, dass man durch solche Manipulationen versucht, ernsthafte Forscher, die dabei sind, auf seriösem Weg einen Nachweis für das Vorhandensein intelligenten Wirkens auf dem Mars zu erbringen, zu diskreditieren, lächerlich zu machen, warum auch immer. Ein Grund könnte darin liegen, dass die NASA ihr „Gesicht“ wahren will, hat sie doch immer alles Künstliche auf dem Mars abgestritten. Ein weiterer Grund könnte darin liegen, dass die NASA möglicherweise über den Mars und dort vorhandene künstliche Objekte viel mehr herausgefunden hat, als sie zugeben will. Wie dem auch sei, die amerikanische Weltraumbehörde macht sich durch Geheimniskrämerei selbst unglaubwürdig!

Die ersten beiden Bilder unten zeigen die veröffentlichten Bilder von „Kuppelbauten“, das rechte ist eine Ausschnittsvergrößerung des linken Bildes. Zum Vergleich zeigt das folgende NASA-Bild die Gegend, in der sich die Kuppeln befinden sollen, doch dort ist leider nichts. Auch auf anderen Bildern dieser Gegend sind keine Kuppeln erkennbar. Es wäre auch unwahrscheinlich, wenn die NASA alle übertragenen Bilder sorgfältig retuschiert hätte. Das Gegenteil ist der Fall: Betrachtet man sich die „Kuppelbauten“ genauer, so muss man feststellen, dass sie minimal schärfer dargestellt sind als die relativ unscharfe Umgebung. Auch der Bildübertragungsfehler (z.B. NASA-Bilder Nr. 80807, 80811, 80812, 81007 und 81205), der den Felsen vor den „Kuppeln“ geteilt aussehen lässt, wurde bei den einkopierten Objekten vergessen. Er hätte sich jedoch auch dort bemerkbar machen müssen, wenn die „Kuppeln“ ein Teil der Landschaft wären.



Einkopierte Kuppelbauten („Oggi“, „Coelum“)



Zum Vergleich: Wo sind hier Kuppeln zu sehen? (Ausschnitt aus NASA-Bild-Nr. 81205)

Wir wollen uns einige der jetzt aufgetauchten Bilder einmal anschauen und sie mit offiziell von der NASA veröffentlichten Aufnahmen des „Pathfinder“ vergleichen. Die Bilder stammen aus den italienischen Publikationen „Oggi“, „Coelum“ und „UFO“ bzw. aus dem Internet.





Oben die Fälschung, unten das Original. Die Felsgruppe, hinter der die „Kuppeln“ kopiert wurden, befindet sich in der Bildmitte.



Noch ein Vergleichsbild – ohne Kuppeln ...

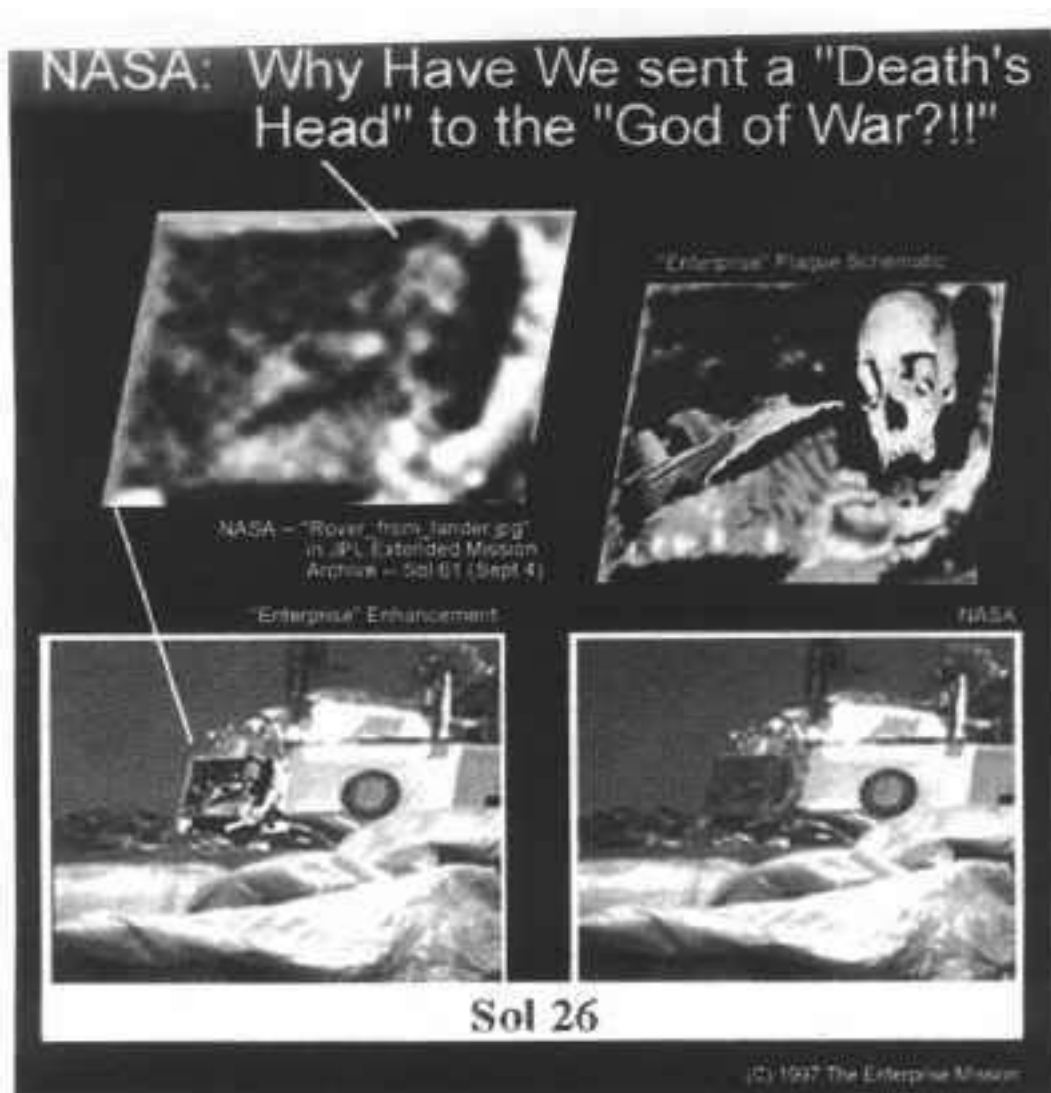
Es ist verständlich, wenn wir darauf warten, dass Marssonden Bilder von Artefakten oder Objekten zeigen, die nicht natürlichen Ursprungs sein könnten. Doch Fälschungsaktionen wie die gezeigten verunglimpfen diejenigen seriösen Forscher, die mit hohem finanziellem und technischem Aufwand durch Extrementwicklungen der alten VIKING-Bilder bereits die künstliche Natur verschiedener Oberflächenstrukturen nachweisen konnten.

Wir wollen uns einmal anschauen, was noch so in die „Pathfinder“-Fotos hineingedeutet wird. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt, und so manche Deutung ist schlicht abenteuerlich, hat jedoch mit der Realität recht wenig zu tun. Doch wenn wir versuchen wollen, irgendeinen Hinweis auf Überreste außerirdischer Intelligenz auf dem Mars zu finden, müssen wir realistisch bleiben.

Die Frage (unten) lautet: „Warum schickten wir einen »Totenkopf« zum »Kriegsgott«?!“ (aus dem Internet [„The Enterprise Mission“] veröffentlicht in: „UFO“ Nr. 14/1997,

italienische Ausgabe, Cinisello, Balsamo, Milano). Meine Antwort: Fantasie und Bildbearbeitung machen es möglich, Dinge darzustellen, die nicht vorhanden sind. Schon die Bildunterschrift „Sol 26“ ist falsch. Mit der Bezeichnung „Sol“ zeigt die NASA den jeweiligen Missionstag des „Pathfinders“ an. „SOL 26“ heißt also „26. Missionstag“. Das verwendete Bild ist ein Ausschnitt aus einem Foto, das der Mini-Roboter „Sojourner“ von der „Pathfinder“-Landeinheit gemacht hat, und stammt von „SOL 27“. Das Foto hat die NASA-Bezeichnung „Mini-Matterhorn“.

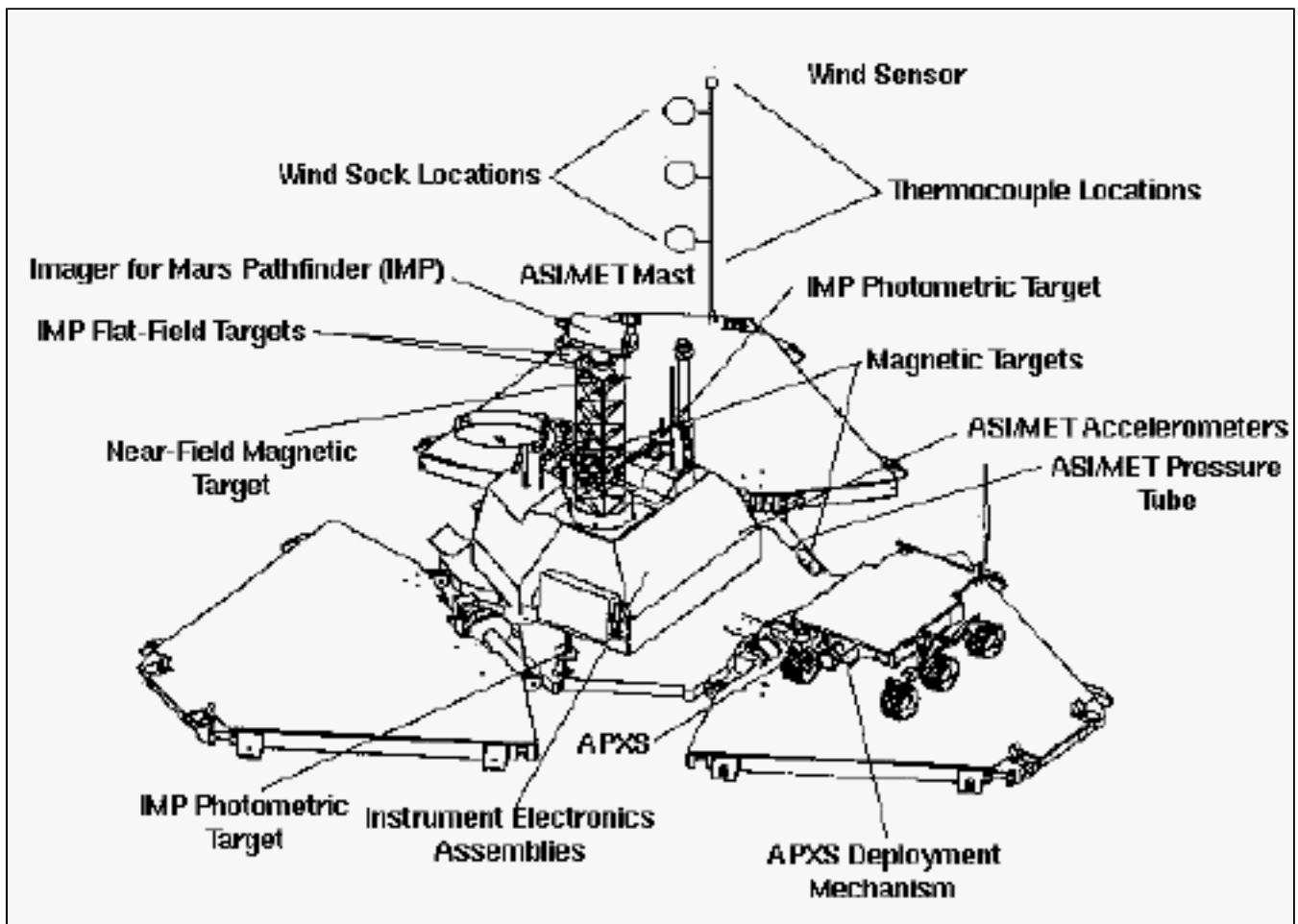
Ein Blick auf die Risszeichnung des „Pathfinders“ zeigt, dass es sich bei dem „Totenkopf“ um eine fotometrische Scheibe handelt. Ich frage mich, wie man hier einen Totenkopf hineininterpretieren kann?



„Warum schickten wir einen »Totenkopf« zum »Kriegsgott«?!“



Oben: Das von „UFO“ verwendete Bild (NASA-Bild-Bezeichnung „Mini-Matterhorn“) in einer extremen Kontrastverstärkung des Bildausschnittes. Unten: Die Risszeichnung zeigt es: Die „ominöse“ Platte ist eine fotometrische Scheibe.

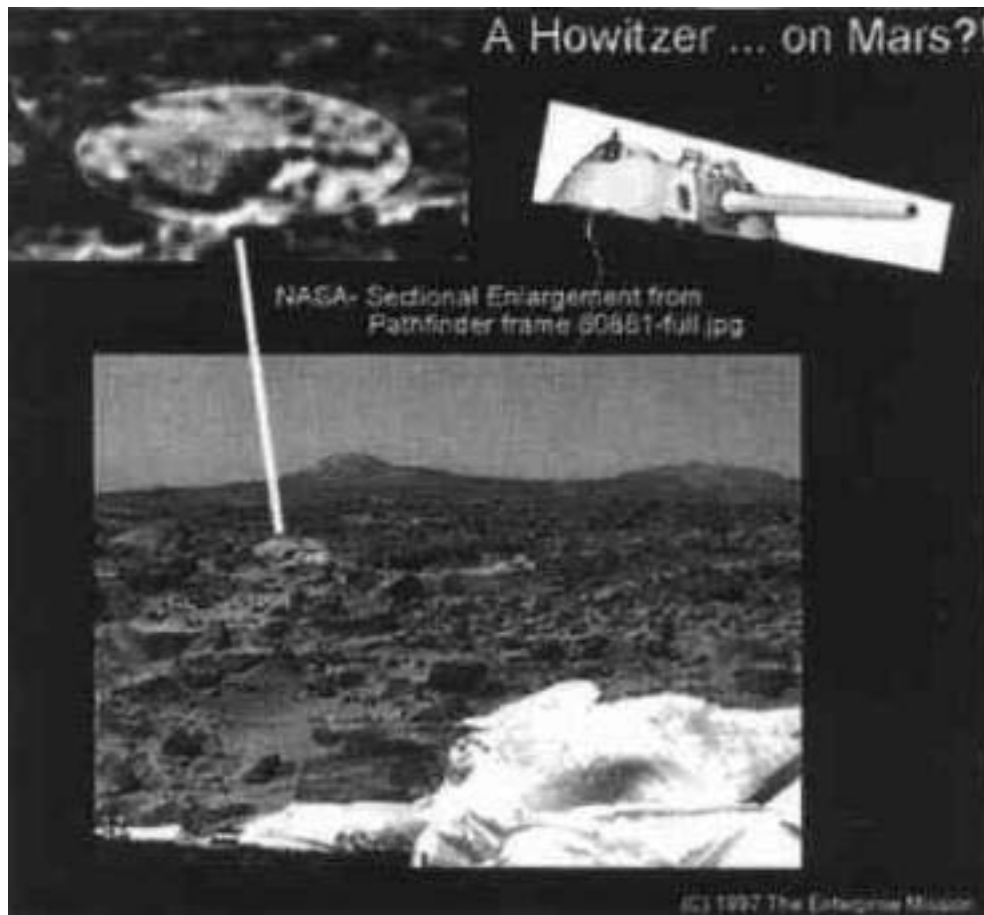




Das NASA-Bild-Nr. sol39l (Ausschnitt: Kontrastverstärkung) zeigt diesen Teil der Station aus einem anderen Blickwinkel. Wo ist der „Totenschädel“ geblieben? In der Fantasie der Bildbearbeiter.

Wenn schon mit Extrementwicklungen gearbeitet wird (was ich hier bezweifle), dann hätte man zum Vergleich aus dem doch recht guten Bildangebot der NASA ein weiteres herausnehmen müssen, das die Station aus einem anderen Blickwinkel zeigt. Solche Vergleiche sind offensichtlich unterblieben, vielleicht, weil man dann keine „Sensation“ mehr hat? Ich kann es nur immer wieder aufs neue betonen: Mit solchen Fälschungen wird die Unglaubwürdigkeit nur noch gesteigert. Nichts gegen kritische Bilduntersuchungen, im Gegenteil, das muss sein. Doch sollte man so ehrlich sein und es auch zugeben, wenn man nichts Aufregendes gefunden hat.

Vergleichen wir eine weitere Darstellung von „The Enterprise Mission“ mit dem entsprechenden NASA-Foto.



„Eine Haubitze ... auf dem Mars? NASA-Ausschnittsvergrößerung aus dem Pathfinder-Bild 80881-full.jpg“ [The Enterprise Mission].

Das verwendete Bild 80881 ist eines der ersten und in seiner Bildauflösung im Vergleich zu späteren Bildern relativ unscharf und mit relativ vielen Übertragungsfehlern. Natürlich stellt der Bildausschnitt nicht wirklich eine Haubitze dar, auch wenn „UFO“ gleich die Vergleichszeichnung von „The Enterprise Mission“ mitliefert. Es handelt sich bei dem Objekt um eine Steinformation, was man erkennen muss, wenn man Vergleichsaufnahmen dieser Gegend daneben legt. Doch könnte man nun argumentieren: „Auf dem Vergleichsfoto ist die Haubitze bereits weggefahren, ein Beweis dafür, dass sie da war“. Um eine solche Aussage jedoch treffen zu können, ist mir das „Haubitzen-Bild“ zu unscharf.



Vergleichsaufnahme 81205 mit dem selben Landschaftsausschnitt. Man könnte natürlich argumentieren, die Haubitze sei inzwischen weggefahren ...

Das Bild unten zeigt wohl den Gipfel der Geschmacklosigkeit: „Was tut das fürchterliche Nazi-Symbol der »SS« auf einer offiziellen Repräsentation der Vereinigten Staaten auf dem Mars?!“. Es ist die zweite Deutung, die „Enterprise“ der fotometrischen Scheibe unterlegt (s. Objekt „Totenkopf“).



Abbildungen:

Sofern nicht anders angegeben: NASA; www.enterprisemission.com

Eine Frage der Dimensionen

(c) Dieter Schall, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr.
28/1998

Dieser Beitrag basiert auf dem Vortrag, den Dieter Schall am 25. April 1997 beim EFODON-Stammtisch in München gehalten hat, aus dem Themenbereich seines Buches „Tor zur Wirklichkeit - die Verbindung von Spiritualität und Wissenschaft“.

1. Wirklichkeit, Realität, Illusion

Was ist Realität?

Diese Frage wird bei näherem Hinschauen sehr bedeutungsvoll und ist am Ende der Betrachtungen verknüpft mit der allgemeinen Frage nach unserer Existenz.

- Was ist ein Quastenflosser? Haben Sie schon einen gesehen? Woher wissen Sie es? Warum sind Sie so sicher, dass es stimmt, was da erzählt wird?
- Karl der Große, wer war das? Woher nehmen Sie Ihre Sicherheit? Nach neuesten Erkenntnissen gab es ihn überhaupt nicht, und die Jahre von 700 - 1000 wurden dazu gefälscht.
- Gibt es den Bundeskanzler Kohl wirklich oder handelt es sich bei der Person, die wir aus den Medien kennen, vielleicht nur um einen Schauspieler, der diese Rolle spielt?

Dies sei bitte nur als provokative Frage verstanden - aber Hand aufs Herz, warum sind Sie so sicher, dass es ihn gibt? Denken Sie über die Glaubwürdigkeit der Medien einmal nach.

In der Wissenschaft versucht man, die beobachtete Natur und deren Phänomene mit vereinfachten Modellen zu beschreiben. Das Atommodell nach Rutherford wäre ein Beispiel dafür. Die Teilchenphysik hat weit in das Subatomare hineingeforscht und komplizierte Modelle der atomaren Realität entwickelt - aber es sind bis heute Modelle und Vorstellungen. Die subatomare Wirklichkeit können wir nicht sehen, nur die Spuren, die sie hinterlässt.

Wir neigen in unserer wissenschaftlichen Verblendung dazu, das geschaffene Modell mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Ist Realität vielleicht nur das, was wir sehen und wahrhaben wollen?

Materie

Materie war für den bewusst wahrnehmenden und denkenden Menschen bis zu Beginn dieses Jahrhunderts etwas objektiv Vorhandenes, Fühlbares und Messbares. Die festen Stoffe können sich nicht gegenseitig durchdringen, Kräfte wirken auf sie und sie üben selbst Kräfte aus. Körper aus fester Materie sind auch im Raum eindeutig begrenzt, sie haben ein Volumen und eine Masse. Mit Beginn der Forschung im Mikrokosmos entdeckte man, dass

die Atome ähnlich aufgebaut sind wie die Sonnensysteme des Makrokosmos - es ist eine ganze Menge „NICHTS“ im Volumen des Atoms enthalten, immerhin mehr als 95 % des Volumens besteht aus Nichts. Und von der Elektronenhülle, die Jakob Lorber schon um 1850 als Dunsthülle bezeichnete, wissen wir nicht genau, wann sie da ist, wann wieder nicht und wo überhaupt sich Elektronen in dieser Hülle aufhalten. Also auch die Hülle besteht eigentlich aus „nichts“. Moderne Forscher wie z.B. Fridjof Kapra gestehen dem Elektron zu, so etwas wie Wanderer zwischen den Welten zu sein, nämlich Wanderer zwischen Transzendenz und Realität.

Wenn wir die von unserer Physik messbare Masse der Atome von Ihrem Volumen - dem überwiegenden „NICHTS“ - befreien und dichtest möglich zusammenpacken würden, dann käme ein großes Ozeanschiff leicht in einer Zigarettenschachtel unter.

Jetzt müssen wir mit der Vorstellung leben, ein Tisch bestehe außer aus seinem Volumen überwiegend aus „NICHTS“ und das Glas Bier, das wir darauf stellen, auch - ich frage Sie, warum bleibt das Glas dann auf dem Tisch stehen? Alle festen Körper müssten sich bei so viel „Nichts“ doch eigentlich gegenseitig durchdringen!

Natürlich geht das nicht - so haben wir das schon in der Schule gelernt - denn wir haben es mit Wechselwirkungen von Kräften zu tun. Magnetische Felder, elektrische Felder, Gravitationsfelder, das sind die drei uns bekannten Felder, die miteinander interferieren und Kräfte erzeugen.

Das Glas Bier wiegt also nur etwas, weil seine Masse sich im Gravitationsfeld der Erde befindet. Wir sprechen von seiner Gewichtskraft, deren substantieller Aufbau schon von Newton erkannt wurde - Masse mal ihrer Fallbeschleunigung. Beschleunigung - gut, die kann man sich vorstellen. Etwas wird immer schneller. Aber Masse, was ist das denn, wenn die subatomaren Teilchen in immer mehr „NICHTS“ zerfallen? Je mehr die Physik im Subatomaren forscht, um so rätselhafter wird das, was wir in der Schule als Masse kennengelernt haben. Am Ende haben wir nichts anderes in der Hand als ein Bündel Energie, das wir nicht fassen können.

Ich möchte keine Physikstunde geben und führe diese Gedanken jetzt auch nicht weiter. Es ging mir lediglich darum, die Grundfeste unseres Weltbildes - nämlich die Masse - zu hinterfragen und zu zeigen, dass wir mit alten Vorstellungen ganz gehörig aufräumen müssen, wenn wir auch nur den Bruchteil einer anderen Realität verstehen wollen.

Materie ist letztendlich nichts anderes als eine Ansammlung von Energie. Nicht umsonst sagen manche Wissenschaftler, der ganze Kosmos sei nichts anderes als Schwingung, auch die Materie. Auch in den fernöstlichen Religionen findet man solches Denken über die Welt.

Jules Muheim, den ich persönlich kenne, sagte über den Kosmos, dieser würde mit einer Frequenz von 10 hoch 100 Hertz zwischen Sein und Nichtsein schwingen, zerfallen und jedes Mal wieder neu aufgebaut. Das ist ein unvorstellbar hoher Wert. Ich habe den Versuch aufgegeben, diese Größenordnung in irgendeinen vorstellbaren Vergleich zu bringen.

Wenn unser Kosmos, der in den Augen der konservativen Wissenschaft unabhängig von seinen Beobachtern objektiv existiert, nichts anderes ist als Schwingung, was ist dann noch objektiv und real? Aus unserer

Froschperspektive können wir eine allgemeingültige Antwort gar nicht geben.
„Die verstehen sehr wenig, die nur das verstehen, was sich erklären läßt“
(Zitat von Marie von Ebner-Eschenbach)

Ich habe mich sehr viel mit der Struktur des Kosmos beschäftigt. Ich habe viel nachstudiert, was Forscher darüber sagen, ich habe darüber meditiert und ich habe die Natur der Dinge versucht zu verstehen. Nach meiner persönlich gemachten Erfahrung besteht der Kosmos, so wie wir ihn wahrnehmen und erleben, aus einer für uns unendlich komplexen feldartigen Struktur. Muheim nennt es das Psychefeld, Burkhard Heim nennt es Quantenfeldstruktur. Elementare Feldstrukturen bilden im Zusammenwirken Überstrukturen, solche wieder größere Strukturen und so fort. Wir dürfen dies aber nicht räumlich verstehen, sondern es handelt sich um einen Komplex mit unendlich vielen Dimensionen. Alles ist mit allem vernetzt und voneinander abhängig.

Die Leberzelle existiert, weil es eine formende Feldstruktur gibt, die nichts anderes bewirkt, als für alle Leberzellen dieser Welt die Information des Seins zu geben und die daraus entstandene materielle Struktur zusammenzuhalten. Die formende Feldstruktur der Leber - vielleicht ganz einfach das Bewusstsein der Leber als dienender Organismus - formt alle Lebern dieser Welt. Weil diese Struktur allumfassend - nämlich göttlich - ist, hängen auch alle Lebern dieser Welt irgendwie miteinander zusammen. Welche Rolle dabei die Gene - sozusagen als der Schlüssel des Leberbewusstseins - zur Realisation in der Materie spielen, müsste erst einmal erforscht - ermeditiert - werden. Dieses aufbauende Szenarium solcher Feldstrukturen kann man natürlich nach innen wie nach außen beliebig, um nicht zu sagen, endlos, fortsetzen. Dann wird doch klar, dass die Menschheit als Ganzes ein Organismus ist, in dem Informationen ausgetauscht werden, in dem bestimmte Kulturen, bestimmte Völker, bestimmte Typen, bestimmte Schicksale eine ganz bestimmte Rolle spielen. Im Zusammenhang mit den ja eigentlich bekannten Mechanismen des Karma und seines Bestrebens nach Ausgleich kommen wir zu ganz anderen Bewertungen dessen, was einzelne Menschen in unserer Gesellschaft tun. Das vielfältige Weiterdenken dieses Gedankens überlasse ich jedem von Ihnen selbst.

Ich habe in diesem Zusammenhang drei Axiome aufgestellt - oder besser vorgeschlagen -, die als Basis für den Aufbau einer Vorstellung unseres Kosmos dienen können.

Die von uns wahrnehmbare materielle Welt ist nur ein Teil des Universums und kann als Projektion transzendenter Seinsebenen in das Raum-Zeit-Kontinuum hinein gesehen werden.

Wenn das Universum aus einer einzigen Singularität entstanden ist, dann sind alle Differenzierungen, die sich daraus gebildet haben und jemals bilden werden, miteinander verbunden und für die gesamte Dauer ihrer Existenz voneinander abhängig. Es kann deshalb keine unabhängigen Prozesse im Universum geben. Die beobachtbaren Phänomene sind Wechselwirkungen eines Netzwerkes unendlich vieler Elementarprozesse, die in unendlicher Vielfalt miteinander korrespondieren.

Neben unserem Universum gibt es zahllose andere Universen. Alle zusammen machen den Kosmos aus.

2. Alles ist nur eine Frage des Standpunktes

Die Frage der Dimension

Mehr als die bekannten drei kartesischen Dimensionen sind im allgemeinen nicht bekannt. Dennoch bedient man sich in der Wissenschaft und in der Technik schon seit langem mathematischer Systeme mit sechs und noch mehr Dimensionen - man spricht dann allerdings nicht von Dimensionen, sondern von Freiheitsgraden, was letztendlich aber dasselbe ist. Bei der Beschreibung der Bewegung eines Flugzeuges im Raum verwenden die Ingenieure zum Beispiel Systeme mit bis zu achtzehn Freiheitsgraden, um dieses Flugzeug vollständig zu simulieren. Mit diesen achtzehn Freiheitsgraden wird in den Flugwissenschaften ohne weiteres Nachdenken operiert.

Der Mathematiker McGillen befasste sich u.a. auch mit Fragen der Dimensionalität und sagt, je besser man etwas kennenlerne, um so komplexer werde es oder um so mehr Dimensionen erhalte es. In der Verallgemeinerung bedeutet dies, dass die Dimensionen erst im Auge des Betrachters entstehen. Kleinkinder haben keine Angst vor der Höhe, weil sie diese nicht wahrnehmen. Erst der schmerzhafteste Sturz aus der Höhe macht diese bewusst, und sie entsteht dann als Dimension. Auch im Laufe der Geschichte des Menschen - so McGillen - habe unsere Wahrnehmungsfähigkeit unserem Universum mehr und mehr Dimensionen hinzugefügt.

Der erste Eindruck einer Galaxie könnte aus der Ferne als ein Punkt mit der Dimensionszahl Null verglichen werden. Aus geringer Distanz würde daraus eine zweidimensionale Scheibe mit glatter Oberfläche. Bei weiterer Annäherung würde man den dreidimensionalen Charakter erkennen. Dringen wir in die Oberfläche ein, eröffnen sich uns weitere Dimensionen und wir stellen fest, dass die Zahl der Dimensionen in dem Maße zunimmt, wie wir immer tiefer in diese eindringen. Auch übertragen auf die Evolution könnte dies gelten und wir finden dann, wie sich uns mit zunehmender evolutionärer Erkenntnis immer weitere Dimensionen erschließen werden und wir immer tiefer eindringen in die Sphären und Ebenen des Seins, bis wir erkennen, dass unser Kosmos und wir selbst unendlich und multidimensional sind.

Reduzierte Welten

Eine sehr anschauliche Vorstellung ergibt sich bei der Betrachtung der reduzierten Welten: Stellen wir uns die Linienwelt vor, in der es nur Punktwesen ohne räumliche Ausdehnung gibt, die auf diesen Linien leben. Weil die Wahrnehmungsfähigkeit dieser Punktwesen auf die Linie fixiert und begrenzt ist, können sie andere Punkte auf solchen Linien wahrnehmen, die sie selbst bewohnen. Parallele Linien sind nicht wahrnehmbar und deshalb außerhalb des Vorstellungsvermögens. Ihr Universum ist die Linie und sie haben keine Ahnung von den unendlich vielen anderen Linien des nächsthöher organisierten Universums. Sie haben nur einen Freiheitsgrad der Bewegung, nämlich vorwärts oder rückwärts und nur entlang der Linie. Da die Punktwesen anderen Punktwesen nicht ausweichen können, ist die Bewegungsfreiheit begrenzt auf das Liniensegment zwischen den benachbarten Punkten. Ihr Universum ist eine Linie endlicher Länge und es ist

begrenzt von zwei anderen Punkten. Dort, wo eine andere Linie kreuzt, entsteht eine Polstelle. Die Punktwesen kennen den Begriff der Richtungsänderung nicht. An einem Zweig ergeben sich plötzlich zwei Möglichkeiten des Weitergehens, ohne dass die Punkte dies bemerken. Unversehens sind sie auf einer anderen Linie gelandet. Treffen sie auf einen anderen Punkt, geht es nicht weiter, und ob sich eine Linie jenseits des Endpunktes befindet, vermag ein solches Punktwesen nicht zu erkennen, es kann darüber allenfalls spekulieren.

Die Flächenwesen im Überuniversum des Linienuniversums haben die Punktwesen längst als niedrigere Organismen erkannt und machen sich darüber lustig, weil die Punktwesen nicht erkennen, dass sie die Begrenzungspunkte auf ihrer Linienwelt leicht überholen könnten, wenn sie sich nur seitlich daran vorbeibewegten, denn der Raum dafür ist ja vorhanden. Die Flächenwesen machen sich einen Spaß daraus, von der Seite unbemerkt an ein Punktwesen heranzuschleichen, es kurz zu greifen und auf einer anderen Linie wieder abzusetzen. Für das Punktwesen passiert jedes Mal etwas völlig Unerklärliches. Die vertraute Heimatlinie verschwindet plötzlich im Nichts und taucht kurze Zeit später wieder auf, aber sie ist nicht mehr wie sie war. Die Begrenzungspunktwesen sind andere, und die Heimatlinie selbst ist unversehens irgendwie anders geworden. Das Weltbild der Punktwesen liefert dafür keine Erklärung - es ist allenfalls ein Wunder geschehen. Für die Flächenwesen war es eine Kleinigkeit, die Punktwesen durch die zweite Dimension zu bewegen und an einer anderen Stelle wieder auf die Linie oder auf eine ganz andere Linie zu setzen.

Die Flächenwesen leben in einer Flächenwelt mit zwei Dimensionen. Ihr Bewegungsraum ist im Vergleich zu demjenigen der Punktwesen stark erweitert, denn mit der zweiten Dimension erschließt sich ein weiterer Freiheitsgrad, der es ihnen erlaubt, sich von allen Seiten zu betrachten, umeinander herumzugehen und so den gesamten zweidimensionalen Raum zu erkunden. Sie stellen fest, dass ihr Universum eine Ebene ist und dass dieses Universum keine Grenzen haben kann, weil man in einer beliebigen Richtung unendlich weit gehen kann. Die Wissenschaftler der Flächenwesen machen Experimente mit den Punktwesen, indem sie diese auf Kreise setzen und beobachten. Sie stellen fest, dass das auf dem Kreis lebende Punktwesen endlos im Kreise geht und nicht merkt, dass der Kreis zwar weder Anfang noch Ende hat, aber dennoch eine bestimmte Länge, die man messen kann. Dass das Punktwesen trotz der Fortbewegung in eine Richtung immer wieder an die gleiche Stelle des Kreises gelangt, erscheint den Flächenwesen einfach, ist für das Punktwesen aber nur unter Aufbietung aller Intelligenz und unter Verwendung einer komplizierten Physik nachvollziehbar.

Die Flächenwesen der Flächenwelt seien in ihrer Form alle als kongruente Dreiecke unterschiedlicher Größe geschaffen. Sie haben gleiche Seitenlängen und gleiche Winkel. Nun beobachtet ein Mensch aus seinem dreidimensionalen Raum heraus diese Flächenwelt und findet die Flächenwesen besonders lustig, denn diese bemerken nicht, dass sie zum Beispiel auf der Oberfläche einer Kugel leben, aber die leichte Krümmung ihrer Ebene nicht wahrnehmen. Jemand nimmt nun ein Flächenwesen von der Oberfläche, wendet es und

setzt es wieder ab. Er hat es ohne Mühe durch die dritte Dimension bewegt und gedreht. Für das Dreieck war diese Aktion eine Katastrophe ungeahnten Ausmaßes. Plötzlich gab es Gewalteinwirkung ohne sichtbaren Grund. Die Flächenwelt verschwand für einen Augenblick, es wurde nicht nur dunkel, sondern es war plötzlich gar nichts mehr. Kurz darauf erschien die vertraute Flächenwelt wieder und das Dreieckswesen erholte sich rasch. Es erzählte den anderen, was geschehen war, die aber nur darüber lachten, weil es solchen Unfug in der Physik der Flächenwelt nicht geben kann - allenfalls ein Fall für den Psychologen. Nachdem man aber bemerkt, dass mit dem armen Dreieck seit dessen angeblichem Erlebnis etwas nicht stimmt, werden die fortschrittlichen Wissenschaftler aufmerksam und untersuchen das Phänomen. Sie stellen fest, dass das Dreieckswesen zwar, wie alle anderen, immer noch kongruent ist, die gleichen Seitenlängen und die gleichen Winkel hat, aber es ist spiegelverkehrt und kann mit den anderen nicht mehr zur Deckung gebracht werden. Einige fortschrittliche Wissenschaftler der Flächenwelt postulieren die Existenz einer dritten Dimension, die man sich zwar nicht vorstellen kann, mit deren Hilfe das Phänomen aber erklärbar wird. Man kann damit sogar ein erweitertes Weltbild schaffen und Berechnungen anstellen, die die meisten der Flächenwesen aber nicht verstehen. Man findet mit Hilfe sehr komplizierter Theorien heraus, dass das Flächenuniversum irgendwie gekrümmt sein muss und dass die eingeführte Geometrie der Ebene nur für die kleinen Maßstäbe annähernd richtig ist. Beschäftigt man sich mit sehr großen, überdimensionalen Dreiecken, ergeben sich wegen der Gekrümmtheit der Fläche Fehler. Man erkennt, dass die bekannte Physik der Flächenwelt nur für Ausdehnungen innerhalb des nahen Wahrnehmungsraumes gilt. Es besteht die Gefahr des gesellschaftlichen Umbruchs in der Flächenwelt, verbunden mit Aufruhr und dem Sturz des etablierten Systems. Dies alles passt den Politikern und Wirtschaftsbossen der Flächenwelt nicht in das Konzept, weshalb diejenigen Dreiecke, die von merkwürdigen Wahrnehmungen berichten, kurzerhand für verrückt erklärt werden und den Wissenschaftlern, die der Lösung des Problems mit ihrem Modell einer dreidimensionalen Welt schon sehr nahegekommen sind, wird das Leben besonders schwer gemacht, damit das Flächenvolk möglichst wenig vom bevorstehenden Umbruch des Wissens bemerkt. Dennoch arbeiten die Wissenschaftler weiter, und einige besonders progressive Forscher stellen fest, dass sie alle wahrscheinlich nur die Projektion dreidimensionaler Körper auf eine zweidimensionale Projektionswelt sind. Diese Körper kann sich zwar niemand in der Flächenwelt so recht vorstellen, aber in der Anwendung der erweiterten Physik können fast alle Phänomene der Flächenwelt damit erklärt werden. Es ist nun nur noch eine Frage der Einsicht und der Zeit, bis sich die Dreiecke ihrer Situation voll bewusst werden und einen evolutionären Sprung vollziehen und sich die dritte Dimension erschließen...

In den klassischen physikalischen Weltmodellen von Einstein bis Philbert kommt die Zeit als vierte Dimension hinzu, wobei wir gerade mit dieser Dimension unsere besonderen Probleme haben, denn als Koordinate wie die drei Raumkoordinaten können wir sie nicht gebrauchen, da für uns die Zeit unaufhaltsam vorwärts schreitet. Wann endet die Vergangenheit, um der Gegenwart Platz zu machen? Wann genau nach der Gegenwart beginnt die

Zukunft? Man hat schon versucht, diese Dimension zu quantisieren, die Zeit sozusagen in unteilbare kleinste Portionen zu teilen, ähnlich wie in der Quantenphysik die Materie. Aber so richtig weiter sind wir damit bis heute nicht gekommen.

Ein auf der Autobahn schnell fahrendes Auto eignet sich sehr gut zur Veranschaulichung des Problems. Der Fahrer muss sich aus Gründen der Fahrtechnik und der Sicherheit voll auf den Raum vor sich, insbesondere auf die vor ihm liegende Straße konzentrieren. Sobald ein mögliches Hindernis in Sichtweite kommt, erscheint dieses in der „Gegenwart“ des Fahrers, es wird Bestandteil seiner Wahrnehmung und beeinflusst sein Handeln. Man könnte sagen, dass mit dem Augenblick des Eintretens eines Objektes in den Wahrnehmungsbereich die Interaktion zwischen Wahrnehmendem und Wahrgenommenem einsetzt und damit die Gegenwart beginnt. Für den Beifahrer ergibt sich ein völlig anderes Bild, denn seine Aufmerksamkeit wird sich eher auf die durchquerte Landschaft richten, er wird Objekte betrachten, vielleicht mit seinen Blicken ziellos umherschweifen. Die wahrgenommenen Objekte können kurzfristig in sein Bewusstsein dringen, um gleich danach wieder zu verschwinden und anderen Eindrücken Platz zu machen. Für den Fahrer tauchen Objekte großer Wichtigkeit auf, die im Wahrnehmungsraum seiner Aufmerksamkeit solange bleiben, bis sich eine kritische Annäherung oder Begegnung ergibt. Das Objekt wird nach der größten Annäherung innerhalb eines Augenblicks an Bedeutung verlieren und schnell aus dem Bewusstsein des Fahrers wieder verschwinden, um neuen Eindrücken Platz zu machen.

Wie verhält es sich mit dem Umstand, dass die Dinge prädestiniert sein sollen? Wenn wir also auf der Zeitachse nach vorne schauen, finden wir dort die Dinge, die erst auf uns zukommen werden - oder vielleicht doch nicht? Wo bleibt bei solchen Betrachtungen unser freier Wille, der uns so viel wert ist? Dazu in diesem Vortrag nur ein Satz:

Eine freie Willensentscheidung hat immer eine determinierte Sequenz von Ereignissen zur Folge. Wäre dies nicht so, dann würden wir uns immer für das Chaos entscheiden. Also war auch für jede ablaufende Sequenz eine freie Willensentscheidung als Voraussetzung notwendig.

Zeit könnte auch als eine Hilfskonstruktion gesehen werden, die uns Menschen als Wesen der dritten Dimension in die Lage versetzt, die Gleichzeitigkeit allen Geschehens in eine verstehbare und nachvollziehbare Ordnung zu bringen.

Das Lesen eines Buches ist auch ein Vorgang, der eine gewisse Analogie zu dieser besonderen Fragestellung bietet. Der Inhalt des Buches ist latent vorhanden, obwohl wir es noch nicht gelesen haben. Mit dem Lesen - Seite für Seite - erschließen wir uns den Inhalt, der mit jedem einzelnen gelesenen Wort in unsere Gegenwart dringt. Aus der Interpretation des Zusammenhangs können wir manchmal ein kleines Stück in die vor uns liegenden Seiten vordringen, schauen sozusagen in die Zukunft des Buches. Es handelt sich dabei aber ganz klar um die individuelle Zukunft der Beziehung zwischen dem Buch und uns als Leser. Wir arbeiten uns mit dem Lesen des Buches Seite für Seite in die Zukunft, obgleich wir diese schon in der Hand halten, seit unser

Entschluss zum Lesen des Buches feststand. Wir hätten auch die Möglichkeit, die Seiten des Buches in ungeordneter Reihenfolge zu lesen. Am Ende hätten wir den gesamten Inhalt zur Kenntnis genommen, wären aber wahrscheinlich nicht in der Lage, den wahren Sinn des Textes so zu verstehen, wie er vom Autor gemeint ist.

3. Kosmische Gesetze

Die Betrachtung des Kosmos als große Gedankenform und komplexe feldartige Struktur scheint mir der einzige Weg, auf der Suche nach der Weltformel einen entscheidenden Schritt weiter zu kommen.

Das im Folgenden vorgebrachte ist lediglich der Versuch einer Formulierung und könnte Anstoß sein für die Formulierung kosmischer Gesetze:

Psychefeld. Der Kosmos ist einheitlich aufgebaut und stetiger Natur. Alles ist mit allem verbunden und jedes irgendwo stattfindende Ereignis erzeugt als Ursache in jedem anderen Winkel des Kosmos eine Wirkung. Die allumfassende Struktur des Kosmos ist das Psychefeld.

Holistische Struktur des Kosmos. Die Differenzierung des Kosmos aus der Ur-Singularität in unendlich viele Teilstrukturen bewirkt, dass jede noch so geringe Teilstruktur immer noch die Gesamtinformation und Chronologie der Ur-Singularität in verschlüsselter Form enthält. Aus dieser Gesamtinformation erzeugt die Teilstruktur diejenigen latent vorhandenen Informationen und Eigenschaften, die sie benötigt, um das Ziel der Differenzierung zu erreichen. Unter einer Differenzierung verstehe ich die bewusst herbeigeführte Entstehung von Substrukturen.

Sinn und Ziel. Eine Substruktur kann nur dann entstehen, wenn ein formender Wille den Vorgang beginnt. Der formende Wille ist nichts anderes als das Bewusstsein der Differenzierung, hinter der das Psychefeld als Ursache steht. Hat die Differenzierung ihr Ziel erreicht und zieht sich deshalb das Bewusstsein aus der differenzierten Struktur zurück, so zerfällt diese wieder in ihre Substrukturen bis zuletzt ins Nichts. Was bleibt, ist die Erfahrung, die allen folgenden Differenzierungen als Quelle zur Verfügung steht. Materie ist eine mögliche Erscheinungsform der Differenzierung mit allen Konsequenzen, die sich daraus ergeben. Unsere Physik versucht die Wechselwirkungen dieser materiellen Ausprägung zu beschreiben, hat bisher aber nicht Ziel und Sinn der materiellen Welt in die Betrachtung mit einbezogen. Auf der Suche nach der Weltformel und den Bausteinen des Kosmos wird die Physik solange nicht zum Ziel kommen können, wie die höheren immateriellen Aspekte unseres Teiluniversums nicht in die Betrachtung eingeschlossen werden.

Harmonie. Schöpfung kann nur stattfinden in Verbindung mit der Harmonie zu den Zielen der Ur-Singularität. Beginnt das Bewusstsein einer Substruktur disharmonische Ziele zu verfolgen, ist dies gleichbedeutend mit Zerfall. Dringt das Bewusstsein einer Struktur handelnd in andere Strukturen ein, muss dies im Einklang mit derselben geschehen, da sonst das Prinzip der Harmonie

verletzt wird. Aktionen ohne Einklang sind deshalb immer disharmonische Vorgänge, die mit dem Zerfall der Struktur enden. Harmonie ist Gleichklang, ist Miteinanderschwingen, ist Gemeinsamkeit, ist Schöpfung. Disharmonie ist Störung, ist Gegeneinander, ist Zerstörung, ist Auslöschen. Harmonie ist das Bestreben nach Ausgleich. Die Kausalität sorgt als Konsequenz für diesen Ausgleich.

Analogie. Alle Vorgänge und Zustände im Kosmos sind analog und haben auf allen Seinsebenen Entsprechungen. Große Zyklen enthalten sich selbst in kleineren Zyklen. Mikro- und Makrokosmos sind einander ähnlich. Der gesamte Kosmos besteht in seiner Differenzierung aus Formen, die unendlich oft nach innen und außen ineinander abgebildet sind und einander enthalten. Deshalb kann ein Vorgang in der einen Differenzierung beliebig genau innerhalb einer beliebig weit davon entfernten anderen Differenzierung beobachtet werden. Nicht zuletzt deshalb funktioniert zum Beispiel die Astrologie, wenn sie in diesem Sinne richtig zur Anwendung kommt.

Dualität. Sie entsteht mit der Differenzierung. Man könnte auch sagen, die Dualität unserer Materie entsteht durch das Raum-Zeit-Gefüge, das selbst ja das Produkt aus der Entfernung von GOTT, der Ur-Singularität ist. Dualität ist Wertigkeit, denn ein Wert entsteht erst im Vergleich und im Gegensatz. Die Materie selbst ist in ihrer Erscheinungsform vollkommen dualistischer Natur, angefangen von den elektrischen Ladungen und endend bei den Ausprägungen von Materie und Form. Wir leben in den Gegensätzen, manchmal in Irrsinn und Unlogik. Wir graben Löcher in die Erde, um sie dann wieder zuzuschütten, wir verdienen Geld, um es dann wieder auszugeben. Wir leben in Hell und Dunkel, in Armut und Reichtum, in Gesundheit und Krankheit. Wir kennen oben und unten, vorne und hinten, rechts und links, gut und böse - unsere gesamte begriffliche Welt ist dualistisch angelegt und letztendlich nach dem Gesetz der Analogie ein Abbild unseres Seins.

Determinismus und freier Wille. Determinismus ist die Vorbestimmtheit oder Vorgeplantheit der Dinge und sie widerspricht nicht der Möglichkeit zur Ausübung von freiem Willen, denn beide bedingen sich gegenseitig. Die Ausübung des freien Willens erzeugt sofort eine Absicht und dieser folgt der sequentielle und determinierte Ablauf in Form der Umsetzung des freien Willens in die Tat.

Was im freien Willen entschieden wird, hat eine determinierte Sequenz zur Folge. Umgekehrt ergibt sich daraus sofort der Schluss, dass alle Abläufe im Kosmos insofern determiniert sind, als sie das Produkt einer Planung infolge irgendeiner freien Willensentscheidung waren und lediglich nach den kosmischen Gesetzen umgesetzt werden. Demzufolge ist auch das Ergebnis von Abläufen determiniert, denn es entspricht den ursprünglichen Absichten einer freien Willensentscheidung. Der freie Wille muss nicht notwendigerweise von einem Individuum wie dem Menschen ausgehen, denn der Kosmos ist angefüllt mit Wesen und deren Bewusstseinen. Sie alle sind das Ergebnis der Willensbildung einer jeweils höheren Struktur. Ohne gebundene Ordnung wäre Freiheit sinnlos. Wenn ich wählen kann, so hat meine Wahl nur dann einen

Sinn, wenn ich mit der Existenz einer Ordnung und mit determinierten Abläufen rechnen darf. Andernfalls würde ich mich immer für das Chaos entscheiden, gleich was ich wähle - ein kaum vorstellbarer Gedanke, und er widerspricht eigentlich auch ganz unserer Erfahrung. Determinismus und freier Wille sind gemeinsamer Teil einer höheren Dimension, einer Ganzheit. ***Freiheit besteht deshalb in der Fähigkeit, sich selbst zu determinieren.***

Eine ganzheitliche Physik müsste einer derartigen aufbauenden Struktur des Kosmos gerecht werden können. Erst dann wird sie in der Lage sein, die materiellen Aspekte von Naturgesetzen in unserer materiellen Welt als Teil eines größeren Ganzen umfassend zu beschreiben. Darüber hinaus vermag eine solche Physik dann auch die Anknüpfungspunkte zu finden, die uns mit anderen Seinsebenen und anderen Welten verbinden.

Hinter allem Materiellen muss es höherdimensionale Aspekte geben, die wir nur zu einem Teil erfühlen und erahnen können. Erlauben wir solches Ahnen, dann kommen wir früher oder später von ganz alleine darauf, dass unser Gesamtself mit den Anteilen höherer Dimensionen in uns schwingt.

Franken im 5. bis 8. Jahrhundert?

© 1998 Uwe Topper, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 25/1998

Bemerkungen zu der schamlosen Frechheit, mit der in der Wanderausstellung „Die Franken - Les francs 5.-8.Jh.“ (Paris, Mannheim, Berlin) Fälschungen als Dokumente vorgestellt werden.

Katalog: Die Franken. Wegbereiter Europas. 5.-8. Jh. n. Chr. Reiss-Museum Mannheim, Musée du Petit Palais, Paris und Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin. Hrg. Alfried Wieczorek, Patrick Périn, Karin v. Welck, Wilfried Menghin. (Mainz 1996, 2. Aufl. 1997). 2 Bände, braunes Deckblatt.

Alle zitierten Texte sind die zu den jeweiligen Objekten gehörenden Katalogtexte.

Der Berliner Geschichts-Salon („BGS“), hat zwischen seiner 11. und 12. Sitzung erstmals eine Ausstellungsbegehung durchgeführt. Anlass war die von Uwe Topper beim 11. BGS geäußerte „skandalöse“ Behauptung, dass ein enorm großer Teil der von Paris über Mannheim nach Berlin gewanderten Exponate der Franken-Ausstellung nicht nur falsch datiert, sondern plumpe Fälschungen seien.

Da Topper in dieser Materie prinzipiell Laie ist, war sein Angriffspunkt direkt und global. Darum konnten die herbeigeströmten Fans des BGS (insgesamt waren wir an diesem Sonntag, dem 5. Oktober 1997, zehn Personen) seinen Ausführungen mühelos folgen. Das Ergebnis war katastrophal - für die Franken wie für deren Organisatoren.

Der für Berlin hauptverantwortliche Direktor, Prof. Dr. Menghin, äußerst sympathisch und kontaktfreudig, folgte zuletzt willig zu vier Objekten und musste bei dreien unumwunden zugeben, dass die vorgebrachte Kritik berechtigt sei. Bei dem vierten Objekt gab er nicht nach, obgleich der Augenschein für sich spricht. Aber - wie Hans-Ulrich Niemitz anmerkte - vermutlich nur, weil er seinen jungen Kollegen, Prof. Dr. Knaut, nicht düpiere wollte, der gerade kurz vorher behauptet hatte, das beanstandete Messer sei durch die Fundumstände als echt gesichert. Diese „Fundumstände“ konnten in mehreren Fällen so handfest angezweifelt werden, dass sie als Argument ausgedient haben.



Thron des Dagobert mit flankierendem Löwen arabischen Kunstempfindens

Aber gehen wir der Reihe nach vor. Wir beginnen in Saal 1 an der Tür: „Leider können Sie nicht eintreten, weil durch einen bedauerlichen Fehler die Türen geschlossen sind,“ sagt der Türhüter. H.-U. Niemitz wirft einen Blick durch die Glastüren, die tatsächlich verriegelt sind, und weist auf die darin befindlichen Besucher hin. „Die werden wir wieder befreien!“ wird er vertröstet. So ist Toppers Konzept, das er seit Wochen mit Literatur und am Objekt im Ausstellungssaal erarbeitet hat, erst einmal durcheinander gebracht. Den Grund kann man nur ahnen. Wir beginnen den Rundgang daher am Ende, in Saal 3: Da haben wir als erstes Objekt ein wunderhübsches Holzmodell einer doppelten Schiffmühle aus dem Rheintal, rekonstruiert nach Teilen, die bei Gimbsheim (Worms) in einer Kiesgrube gefunden wurden (Kat. S. 786 ff.). Durch dendrochronologische Analysen sowie durch zwei kalibrierte C14-Bestimmungen ist die Datierung gesichert: „760 n.Chr.“. Die Rekonstruktion aus den winzigen Reststücken erfolgte aber eher aufgrund unserer Kenntnisse dieser Art von Schiffmühlen, die bis 1929 auf dem Rhein noch funktionierten. Vor allem scheint eine im Katalog (Abb. 638, 8) abgebildete Zeichnung des 15. Jh. als Vorbild gedient zu haben. Tatsächlich müssten statt der kleinen Holzrädchen echte Eisenzahnräder verwendet worden sein, wenn diese Mühle längere Zeit arbeiten sollte, was sie auch tat: man fand abgenützte Mühlsteine. Das Modell bringt aber - dem 8. Jh. angepasst - nur Holzritzel, die, da sie die um 90 Grad versetzte Kraftübertragung bewerkstelligen sollten, sicher in kürzester Frist verbraucht gewesen wären. Dann wandten wir uns den Mauerresten der Kirche des Heiligen Willibrord zu,

Missionar seines Zeichens und wallfahrtheimgesucht, und mussten überrascht feststellen, dass der prachtvolle Sarkophag und das steinerne Leseputz trotz bewundernswerter Dekoration nicht ein einziges christliches Merkmal aufzuweisen haben. Die Datierung - „738 n.Chr.“ - dürfte aus kirchlichen Texten entnommen sein und hat wenig Chancen auf Verifizierung. Unzumutbar ist allerdings die völlig heidnische Gestaltung einer angeblich christlichen Wallfahrtskirche.

Denselben Fehler konnten wir dann an einer ganzen Reihe von Denkmälern, besonders an Grabsteinen, feststellen: Die ausdrücklich als christlich ausgewiesenen Grabsteine tragen seltenst irgendwelche christlichen Zeichen.

Als herausragendes Beispiel sei der Grabstein von Niederdollendorf (Kat. IX, 1.12, Abb. 608 und 609; auch abgebildet in SYNESIS Nr. 18/1996, S. 5 unten) angeführt, der als Beweis für fränkisches Christentum im 7. Jh. gilt. Auf der Vorderseite trägt er einen ohne handwerkliches Können imitierten Krieger mit Kamm, Schwert und Weinflasche, auf der Rückseite einen geritzten Mann mit Lanze und Strahlenkranz, der als Christus interpretiert wird. Auf der Oberkante sieht man Strichdekors in X-Form und leitet hiervon - da Chi = Christus - den Beweis ab, dass dieser Krieger Christ war. Leider haben diese Ritzungen (siehe Abb.) nichts mit dem griechischen Chi zu tun, das zeigt der Augenschein. Aber schlimmer: Der Fälscher wollte gar keinen christlichen Grabstein herstellen, sondern einen heidnischen, was ihm fast gelungen wäre, wenn man nicht an der ganzen Ausführung und zahlreichen Details - Gesicht, Hände und falsch geritzte Linien an den Füßen - sofort erkennen würde, dass es sich um eine äußerst naive moderne Nachahmung handelt. Nachdem der Stein im 19. Jh. für die damals noch recht unbekanntenen Germanen als visueller Hinweis herhalten konnte, ist er nun christlich vereinnahmt worden, was absurd erscheinen muss.

Nicht besser geht es uns mit dem danebenstehenden Grabstein der Leutegund (IX, 1.11, Abb. 186), „datiert ins 6./7. Jh.“ Die in seltsamen Abkürzungen und unüblichem Schriftbild verfasste Inschrift wird im Katalog mit einiger Fantasie folgendermaßen gelesen: „*Es bedeckt hier der Stein die sterbliche Hülle der Leutegund, die im Taufgewand uns entrissen wurde und deren Seele im Frieden Christi ruht. Es bestatteten in diesem Grab Vater und Mutter liebevoll ihre Gebeine.*“ Darin atmet der katholische Geist des 14. Jh. oder noch späterer Zeit, jedoch nicht der Franken. Das XPI für Christus lässt auf Kennerschaft beim Fälschen schließen, nur eben falsche Kennerschaft, denn die Verwendung dieses griechischen Kürzels im 7. Jh., mitten in einer lateinischen Inschrift, ist einfach stilbrechend.

Der dritte dieser schön präsentierten Grabsteine, die speziell fränkisches Christentum beweisen sollen, stammt aus der Merowingerzeit in Luxemburg und schießt den Vogel ab. (IX, 1.10, Abb. S. 1024). Er sei „eigens“ aus einer „römischen Götterstele“ herausgeschnitten und zeige auf der Vorderseite „Fische“ und „Instrumente, die an fränkische Äxte erinnern“, aber „eher selten“ in jener Zeit seien; überhaupt sei die Gesamtkonzeption einmalig, es handele sich um ein einzigartiges Kunstwerk der jüngeren Merowingerzeit. Die rückseitige Götterstele zeigt Unterkörper mit Beinen von zwei Personen, deren eine durch herabhängende Flügelspitzen als Engel zu bezeichnen wäre. Leider hängen die

Flügel gar zu tief herab, und die ungelenke Beinstellung lässt sofort erkennen, dass es sich um eine späte Fälschung handelt, vielleicht im 19. Jh. angefertigt. Diese Rückseite fällt als Beweis aus, aber die Vorderseite könnte ja immer noch für christliche Franken zeugen. Die „Fische“ haben höchstens Ähnlichkeit mit Delphinen, wenn nicht sogar mit Vögeln, während die „Äxte“ gar nicht fränkisch aussehen, sondern Messer zur Lederverarbeitung darstellen; sie wären demnach nur falsch interpretiert, wenn nicht der Augenschein allein schon die Fälschung offensichtlich machte. Es wundert einen dann jedoch, dass auch hier kein einziger Hinweis auf Christlichkeit vorkommt, so dass der Hauptbeweis, den diese Fälschungen *heute* antreten sollen, ohnehin ausfällt. Im vorigen Jahrhundert hatte man ja noch nicht so hochfliegende Pläne mit diesen Fälschungen vor, sondern nur finanzielle Interessen, um „heidnische Grabstelen“ verkaufen zu können.



Kristallkugel der Franken, als Amulett bezeichnet.



Die dilettantische Rundreliefdarstellung Karls d.Gr. aus Mustair, die, mit ihrem Reichsapfel und der Bourbonen-Lilie, der falschen Krone und dem unförmigen Wanst, eine Zumutung ist, hat Heribert Illig (1996, S. 196/8 und 328) schon vom angeblichen 9. ins 12. Jh. verschoben. Toppers Behauptung einer noch viel späteren Herstellung ließen wir mitsamt der Statue im Raum stehen und wandten uns ins Treppenhaus, wo wir dem „Reiter von Hornhausen“ gegenübertraten (VI, 1.5, Abb. 237, Text S. 928), der uns ja aus den Schulbüchern sattem bekannt ist. Die anfängliche Überraschung, ein aus der

„1. Hälfte des 7. Jh.“ stammendes, so fern von Franken (nämlich bei Halle a.d.S., heute im dortigen Museum) gefundenes Relief in diesem Zusammenhang wiederzusehen, wurde noch übertroffen durch die Bezeichnung als „christlichen Reiterheiligen“ „mit Helm, Schild und Lanze“. Ein Helm ist nicht zu sehen, sondern langes, wallendes Haar, und den meist als Wotan oder anderen heidnischen Heros bezeichneten Reiter als „christlichen Heiligen“ zu deklarieren, bedarf doch einer gewissen Frechheit, zumal sich unter dem Reiter die Midgard-Schlange befindet, die nur als heidnisches Sinnbild eingeordnet werden kann. Weitere Anhaltspunkte bringen das Relief und die winzigen Bruchstücke, die dazu gehören, leider nicht. Trotzdem nimmt sich der Katalogschreiber heraus, den Stein als Fragment einer sechsteiligen merowingerzeitlichen Kirchenchorschranke zu bezeichnen, wozu ein Hinweis auf das dabei ebenfalls ausgegrabene „sächsisch-fränkische Gräberfeld“ mit „drei Pferdebestattungen des 8./9. Jh.“ bestens geeignet scheint. Mal ganz abgesehen von dem Wissen, das wir in den letzten fünfzehn Jahren erarbeitet haben, kann doch auch ein traditionell arbeitender Wissenschaftler anhand dieses Reiters nicht ernsthaft eine christliche Kirche im 6./7. Jh. bei Halle postulieren und die zweihundert Jahre später erfolgten heidnischen Pferdegräber als bestärkenden Hinweis darauf.

Unter Zeitdruck konnten wir in Saal 2 nur einige Stichproben vornehmen, die aber dermaßen bezeichnend sind, dass die Erwähnung der übrigen von Topper untersuchten Absonderlichkeiten das Bild nur vervollständigte. Auch dort stießen wir wieder auf zwei „christliche Chorschranken“ (VI, 1.4 und VII 2.2), die aus dem 7. Jh. stammen sollen und so plump gefälscht sind, dass es einem Zahnschmerzen verursacht. Beide täuschen Primitivität vor und zeigen doch nur, dass andere Fälschate mit mehr Können ausgeführt sind. Die erste der beiden, einen bärtigen Mann mit Buch („Johannes“) und zwei flankierenden Tauben darstellend, ist *schon als Fragment* hergestellt worden, wie man unschwer an der Gestaltung der Hand sieht, d.h. man machte sich gar nicht erst die Mühe, ein ganzes Relief neu zu gestalten und dann zu zerschlagen, wie es bessere Fälscher tun.



Reliquienbehälter barocker Technik, der in einem Grab einer Frankenprinzessin unter dem Kölner Dom gefunden wurde.

In Vitrine 43, 3 sahen wir ein Reliquienkästchen aus Essen (VI, 1.7), „frühes 7. Jh.“, mit Beschlägen aus Bein, dessen „Bildprogramm ... im Mittelalter durch eine Restaurierung verändert wurde“. „Ursprünglich trugen Vorder- und Rückseite drei Felder mit figürlichen Darstellungen“ (S. 928), und zwar „auf der Frontseite Christus mit erhobenen Armen, der beidseitig von Engeln flankiert wurde. Auf der Rückseite wurde das Bild des gekreuzigten Christus von zwei zurückblickenden Vierfüßlern gerahmt.“ Sie „kennzeichnen das Kästchen als einheimische Arbeit der jüngeren Merowingerzeit“ (S. 646) und beweisen „Einflüsse fränkisch-aquitainer Tradition“ (S. 651). Diese figuralen Stücke, die schon im Mittelalter entfernt wurden, sind leider heute nicht zu sehen, dafür aber handwerklich sehr schlechte Nachahmungen, die nur eins zeigen: dass das Kästchen vor dieser misslungenen Restaurierung wahrscheinlich nichts Christliches vorzuweisen hatte.

Die daneben liegende Schnalle (VI, 1.13) mit den Propheten Habakuk und Daniel ist eine hübsche jüdische Arbeit des 19. Jh., von der sein Hersteller vermutlich nicht träumte, dass sie dereinst in dieser Musterschau deutsch-französischer Freundschaft auftauchen würde.

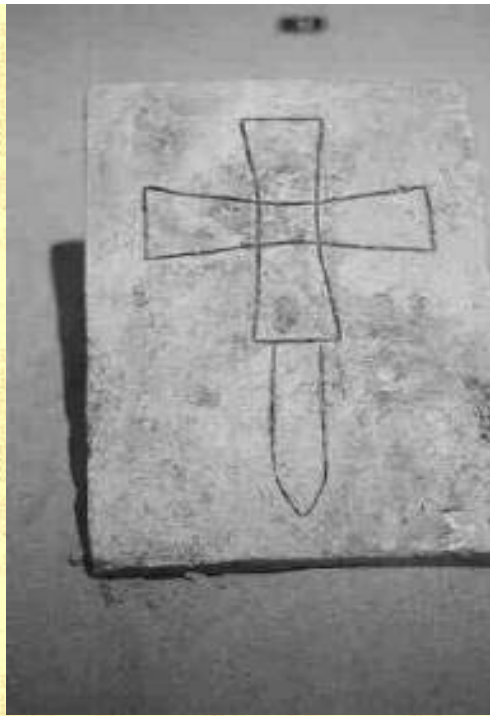
Wir werfen nur einen flüchtigen Blick auf das Reliquiar der Heiligen Mumma (VI, 1.11; um 680) und die elfenbeinernen Buchdeckel, die vor allem im Katalog so schön Chlodwigs Taufe oder die Namen der Herrscher von Austrasien zwischen 575 und 662 belegen oder die nach 1659 wieder verschwundenen Namen posthumer Bischöfe des 6. Jh., und schauen uns den bronzenen Thron von Dagobert an, dessen Hauptteile im 7. Jh. gefertigt sein sollen, während Rücken- und Seitenlehnen angeblich aus dem 9. Jh. stammen. Beim Anblick der flankierenden Löwen mit ihrer typisch maurischen Fellmusterung und der hochmittelalterlichen Ornamentik der Lehnen sowie den antik anmutenden

Dekortteilen ist er ein Musterbeispiel für Stilmischmasch, wie ihn fantasievolle Handwerker der Renaissance hervorbringen konnten. Da er *einzigartig* und *einmalig* für seine Zeit ist, löste er bei Niemitz den Merkspruch aus: „*Einzelstücke sind in der Technikgeschichte undenkbar.*“

Über die zahlreichen Manuskripte und Diplome des 6. Jh., die meist in Abschriften des 9. Jh. vorliegen, können wir uns kurz fassen. Schon Pertz (1872), ihm folgend Bresslau (1914), und besonders Bruno Krusch (1938) haben schrittweise immer mehr von diesen Diplomen als Fälschungen aussortiert, so dass fast nichts mehr übrig blieb. Zahlreiche dieser Fälschungen sind, wie Krusch sagt, so jämmerlich, dass jede Diskussion zuviel wäre; da gibt es „*erfundene Pfalzen, Kuckuckseier im Stil, falsche Daten ...*“

Einige der sehr schön geschriebenen Bücher, z.B. das des Gregor von Tours, das aus dem 7. Jh. (!) stammen soll, wurden von Humanisten verfasst und könnten - richtig eingeordnet - durchaus unsere Bewunderung auslösen, wie z.B. ein Pharmakopeion (A 13), das im 6.-7. Jh. niedergeschrieben sein soll und als Prachtstück des 14. Jh., wie Topper vorschlägt, nichts an Glanz verlieren würde; andere sind allerdings dümmlich auf archaisch oder barbarisch getrimmt, um besser in die Frankenzeit zu passen, und damit völlig wertlos, ja Widerwillen erregend, wie die Lex Ribuaria („9. Jh.“), die einen hingekrakelten „König beim Schatzwurf“ zeigt. Kritzeln und Schmierer auf Pergament war selbst einem Kopisten ein Gräuel, derartige Geschmacklosigkeit ist erst Menschen zuzutrauen, die Papier in Fülle zur Verfügung haben.

Ein Grabstein (Abb.) zeigt das in aller Deutlichkeit: Der Stein des Victorinus, der bei Krefeld gefunden wurde und exakt ins Jahr 259/260 datiert wird. Der Text besagt in plumpem Latein: „Der Beschützer Viktorin kämpfte dreißig Jahre, er fiel im Barbarenland gerade vor Deutz durch einen Franken. (Unterschrift:) Stellvertreter von Deutz.“ Köln-Deutz liegt übrigens von Krefeld ein beachtliches Stück entfernt, dreißig schrieb man auf Grabsteinen mit 3 X (statt TRIGINTA), das IN BARBARICO klingt doch sehr ausgedacht, der Begriff Franke für Krieger kommt 260 um einige Generationen zu früh, Unterschriften in kleineren Buchstaben sind auf Grabsteinen mit ihrem streng festgelegten Formular nicht möglich, und - jetzt wird es ernst - : eine derartig krakelige Schrift würde niemand auf Stein verewigen, nicht einmal ein einfacher römischer Soldat, sondern nur jemand, der es gewohnt ist zu kritzeln. Man beschriftete Grabsteine nicht wie Notizpapier!



Angeblicher Grabstein der Franken („7. Jh.“), der eindeutig von Kriegsteilnehmern des 1. Weltkrieges nach 1920 geschaffen wurde.

Wir nahmen uns anschließend schönere Grabsteine vor, wie etwa den des Presbyters Badegisel (VI, 5.10), der die „typischen“ Grammatikfehler des 7. Jh. aufweist, als Ornament aber *nur* heidnische Pfeilrunen bringt, oder die beiden „Schlüsselfunde“, die Steine von Ludino und Pauta aus Worms (IV, 4.2 und 3), die 1844 veröffentlicht wurden und seit 1862 im Museum stehen. Der letztere trägt wundersame Namen, die zu „zahlreichen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen“ Anlass gaben, ohne dass man die Namen einwandfrei als germanisch ansehen könnte; man spricht lieber von „Koseformen“. Auch die Inschrift für Rignedrudis (Abb. 606) hat diese archaisierenden Fehlschreibungen, die bedeuten sollen, dass man damals eben nicht mehr so richtig Latein konnte und ja auch schließlich ethnisch fremd war. Einschließlich der Steinmetzen, wohlgemerkt.

Den großen Lacher erntete der Germanenkopf von Welschbillig bei Trier (IV, 2.2), der zwar bei seiner „Entdeckung“ vor rund 120 Jahren echt gewirkt haben mochte, aber mit unserem heutigen, gewandelten Stilempfinden eben als typisches Produkt seiner Zeit auffällt. Erhaltungsform, Bartkoteletten und Haartracht müssten den Ausstellern zumindest verdächtig vorgekommen sein, wenn sie schon nicht darüber staunten, dass mit diesem Kopf noch weitere Hermen von „Göttern, Griechen, Römern und Barbaren“ gefunden wurden.

Ein komplizierterer Fall von Täuschung sind die beiden Gräber unter dem Kölner Dom, die 1959 ausgegraben wurden. Der Spangenhelm des Prinzen ist mit einem Nackenschutz aus modernen Stahlringen versehen, die angeblich so gefunden und nur gereinigt worden waren, wobei jeder Hinweis auf deren komplette Neuherstellung fehlt. Im Grabinventar der Prinzessin, die unbedingt als „Christin“ in die Geschichte eingehen muss, befindet sich ein als Amulettbehälter bezeichnetes Gefäß aus vergoldetem Silber, das durch seine

Gestaltung und sein Dekor als barock einzustufen ist. Es handelt sich demnach um ein Reliquiengefäß, allein schon der Größe wegen; außerdem fällt es als unpassend auf, wenn man es mit den als echt anzunehmenden Amulettkapseln von Vitrine 76 (IX, 2.21, 22 und 23) vergleicht. Wenn ein derartiger „Irrläufer“ in einem absolut verschlossenen Grab auftaucht - die Kleidungsreste konnten sich nur unter *völligem* Luft- und Feuchtigkeitsabschluss erhalten, heißt es im Katalog -, ist das Vertrauen in die „Fundumstände“ zerbrochen.

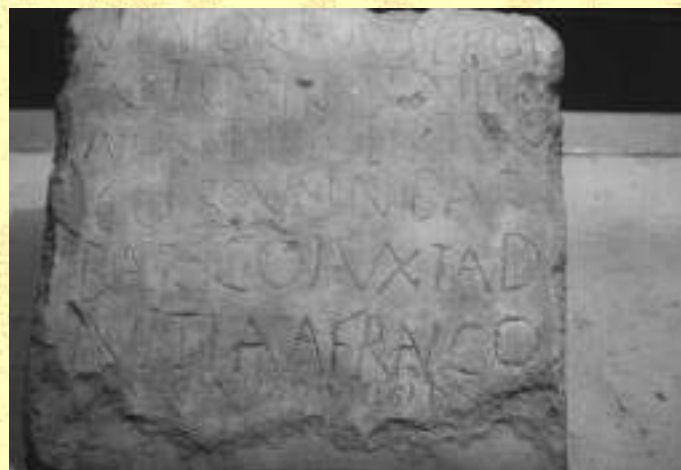
Das dazu mitgelieferte Märchen vom Prinzen und seiner Braut, die frühzeitig starb, ist äußerst publikumswirksam, dagegen ist nichts einzuwenden. Dieses jedoch mit Geschichtsfakten gleichzusetzen, wie es die Aussteller tun, ist naiv. Aber fremde Gegenstände ins Fundinventar einbringen, wie den silbernen Reliquienbehälter im Grab der Braut, ist Fälschung. Da stellt sich dann die Frage für den Laien wie mich: Kann ich den Ausgräbern nicht mehr trauen? Oder wurden auch sie hintergangen? Und wer hat die Hand im Spiel - Geschäftemacher oder Kirchenfürsten? Schließlich: Wie offensichtlich ist den für die Ausstellung Verantwortlichen der Sachverhalt?

Damit soll nicht gesagt werden, dass sämtliche Ausstellungsgegenstände fragwürdig sind; aber ein viel zu hoher Anteil ist offensichtlich gefälscht, wodurch für einen Laien auch die anderen Prachtstücke in seltsames Licht gerückt werden. Und einige Gegenstände sind offensichtlich aus Unkenntnis falsch bezeichnet. Da gibt es mehrere *Kristallkugeln* aus Frauengräbern (6. Jh.; Abb. in SYNESIS Nr. 18, S. 7 rechts unten), mit Gold- und Silberbändern gefasst, zum Aufhängen gedacht, die einfach als Amulettanhänger notiert sind. Offensichtlich weiß man nicht mehr, dass sie zum Leuchten oder Übermitteln von Lichtzeichen dienten, wie G. Geise seit 1996 mit einsichtigen Argumenten erklärt.

Was wir dann in Saal 1 endlich zu sehen bekamen, steigerte zunächst die gute Laune, machte am Ende aber nachdenklich. Überaus witzig wirkt die Inschrift für den „Priester (?)“ Aldualuhus, die ich im Original zitieren möchte (IV, 4.5):

HIC. PAV/SAT. COR/PUS ALD/UALUHI.CV/IUS. ANIMA /GAUDET.IN/ CAELO .

„Hier ruht der Körper des Aldualuhus, dessen Seele sich im Himmel erfreut.“



Grabstein eines Römers VICTORINUS, der lächerlich schlecht gefälscht ist.

Die Schrift ist recht fantasievoll, wobei U und V willkürlich wechseln, das A und L

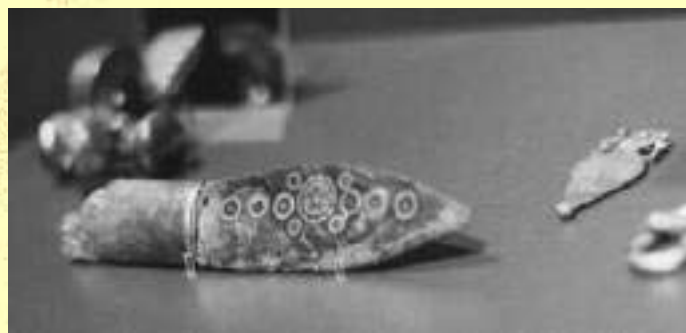
in zwei Formen vorkommen und D und G nach gotischer Manier geschrieben sind, aber „gotisch“, wie man es in Dürers Zeit noch schrieb. Einfach spaßig ist die Verwendung des Begriffs „Anima, die sich im Tode trennt vom Corpus“. Diese Vorstellung ist nicht vor dem 13. Jahrhundert aufgekommen. Dass die Anima in den Himmel direkt kommen kann, um sich dort zu erfreuen, ist höchst modern, selbst in der Renaissance noch unüblich. Das PAVSAT (für ausruhen) kommt im klass. Latein noch nicht vor, ist wohl auch nur ironisch gemeint und soll auf die spätere Auferstehung des Leibes anspielen. Der Kommentar im Katalog ist äußerst knapp, Datierung in Bd. 1: „8. oder 9. Jh.“ in Bd. 2: „8. Jh.“, einem „Priester (?)“ zugeteilt. Als Herkunftsort wird Bergkloster Worms angegeben. Man hat das Gefühl, dass sich ein gelehrter Mönch einen Scherz erlaubt hat. Der Stein fällt auch Laien als ungewöhnlich auf, müsste also bei den Verantwortlichen zumindest Verdacht erregt haben. Schaut man sich dann die angeblich gemeißelten Linien genauer an, erkennt man, dass sie nur mit einem mechanischen Steinschneidegerät hergestellt sein können, etwa mit einer Flex. Auf anderen Grabsteinen gibt es schwülstige Texte mit eingeschalteten Runenbuchstaben, z. B. bei Dructacharius (IV, 4.7), „gebettet am Fuße der eigenen Burg“, oder unmögliche Wendungen, wie bei Abt Pertrammus (IV, 4.8), „der 36 Jahre in Frieden lebte“ (man starb oder ruht in Frieden). Allen drei Steinen fehlt jegliches christliche Dekor, das man bei einem Abt oder Presbyter zumindest erwarten sollte. Dafür haben wir andere Steine, die *nur* Kreuze aufweisen, allerdings solche, die stilgeschichtlich ins 19. oder 20. Jh. einzuordnen sind (Abb.).



Grabsteine der Franken mit Kreuzdarstellungen, wie sie vor dem 19./20. Jahrhundert nicht denkbar sind.

Für Glas oder Schmuck war leider niemand von unserer kleinen Gruppe zuständig. Aber die Schwerter, Helme und sonstigen Eisenwaffen boten auch Laien einige Angriffspunkte. Da liegt neben Grabbeigaben (III, 3.10) wie Wollschere, Vorschlagpunze, Messerfragment und Feuereisen ein modernes Stahlbeil, wie es aus einem heutigen Bauhandwerkermarkt stammen könnte. Man kann den Unterschied in Form, Material und Bearbeitung deutlich erkennen, vor allem, wenn man sich, wie Topper, die Mühe macht, sämtliche ausgestellten Äxte, die sogenannten Franziskanen, genau zu betrachten. Eine Täuschung ist

ausgeschlossen. Da helfen die Fundumstände nicht mehr, ebenso wenig wie bei dem „tauschierten Messer“ im Männergrab III, 3.6, in dessen (von der Form her schon unkorrekten) Klinge Messingzahnradchen einer modernen Taschenuhr eingelegt sind. Hübsch anzusehen und durchaus stilvoll angeordnet, aber handwerklich unmöglich. Da ist es gar nicht nötig, zu zitieren, dass (ungeachtet der ganz anders gearteten Tauschierung von Schmuckgegenständen der Völkerwanderungszeit) Benvenuto Cellini in der Renaissance erstmals *diese* Technik des Tauschierens in Europa verwendete, nachdem sie ein gehütetes Geheimnis der Damaszener Werkstätten gewesen war; es reicht der Hinweis, dass man mit der Hand nur so genau Messing („Gelbguss“ bzw. eine entsprechende Legierung) stanzen kann, wie eine Lupe gerade noch sichtbar machen kann, nicht aber mit der Präzision von Bruchteilen von Millimetern, wie sie moderne Zahnradchen aufweisen.



„Messer eines Franken“, das mit Uhrzahnradchen des 20. Jahrhunderts intauschiert ist.

Unter den vielen aus Zeitmangel übergangenen Objekten zweifelhafter Herkunft wäre noch ein Spangenhelm aus Burgund zu erwähnen (V, 2.11 in Vitrine 23,3), dessen Stirnband in Kupfer einen getriebenen Bilderfries zeigt, mit Jagdszenen und heidnisch-antiken Büsten. Es ist unglaublich, dass der fränkische Krieger selbst diesen heidnischen Reif an seinem („christlichen“) Helm anbrachte; man möchte lieber einen findigen Antiquar oder seinen Handwerker damit belasten.

Nun handelt es sich ja bei dieser Ausstellung nicht um eine Messe der Antiquare, sondern um eine höchstpolitische Propagandaschau, für die Chirac und Kohl mit ihren Unterschriften bürgen. Wie auch einige Besucher spontan anmerkten, geht es um Millionen von Steuergeldern. Und ob Volksverdummung nicht ebenso strafbar wäre wie Volksverhetzung, wurde auch angetippt.

War das Aufstellen der Peutinger-Tafel als „Straßenkarte des Röm. Reiches im 4. Jh.“ gleich am Eingang zur Ausstellung (im Katalog, S.55 „spätromische Straßenkarte“ und Abb. 38) nur eine Falschdarstellung oder eine bewusste Irreführung? Oder der Stadtplan von Köln („Vogelschau, 4. Jh.“), der ganz sicher *nach* der Renaissance gezeichnet wurde und offensichtliche Fehler aufweist, wie Prof. Menghin selbst konstatierte und ihn, ohne zu zögern, ins 18. Jh. datierte. Abgesehen von der falschen Deklaration der Objekte, die ja nur den Laien verwirren, wären nämlich noch andere Dinge zur Sprache zu bringen. Warum die Peutinger-Tafel heute als Originalabschrift des 13. Jh. (von einer

„Vorlage des 3. bis 5. Jh.“) angesehen wird, wo doch schon seine Zeitgenossen annahmen, dass Conrad Celtes sie (nach 1491) persönlich erfunden hat, wie er auch den *Berosos* und den *Hunibald* (beide gemeinsam mit Abt Tritheim), die Chronik von Friedrich I und das Werk der Hroswita von Gandersheim gefälscht hat? Übrigens hat der ehrsame Peutinger mit der Tafel nichts zu tun, sie wurde erst 1714 (wieder)gefunden und 1824 gedruckt.

„Geschichte“

Unser gesamtes Geschichtsbild von den Franken beruht auf zwei lateinischen Texten: den „Geschichtsbüchern“ des Gregor von Tours und dem Werk des Dichters Venantius Fortunatus (530-600), „Weggenosse und Freund“ von Gregor (S. 1125, außerdem Text zu VII, 2.1 und Ms. A 21). In dessen Dichtung wird der riesige Palast auf einem Berg bei Breitenstein (?) über der Mosel beschrieben, eine Befestigung mit dreißig Türmen. Doch wurde der Palast, „der im Stil der antiken Portikusvillen an der Eingangsfront von Säulen gesäumt war“, trotz dieser genauen Beschreibung nie gefunden. Vielleicht hatte ein Trierer Klosterbruder Kenntnis von einer Ruine in seiner Umgebung und mischte, mit ebenfalls vorhandener Kenntnis antiker Bauweise, diesen Palast zurecht, um seiner Dichtung einen Glanzpunkt aufzusetzen. Darüber brauchen wir heute nicht schamrot zu werden. Aber die erstaunlichen Schlussfolgerungen, die Wissenschaftler aus dem Gedicht des Venantius ziehen, machen einen Laien sprachlos: Im Katalog liest man von der Anwerbung von „Fachleuten aus dem Inneren oder dem Süden Galliens“ zur Errichtung des Palastes. „An den Arbeiten werden aber auch Steinmetze der Mosel- und Rheinregion beteiligt gewesen sein.“ Wird hier die aktuell schwierige Lage unserer einheimischen Bauarbeiter durch das geschichtliche Vorhandensein angeworbener Gastarbeiter aus dem fernen Gallien wieder abgemildert?



Der „christliche Reiterheld“ von Halle, Missbrauch eines Germanensteins für katholische Zwecke.

Ähnlich *zeitnah* wie dieser moderne Katalogtext nimmt sich das angebliche Geschichtswerk des Gregor von Tours an, das die verworrenen Vorstellungen spiegelt, die man in der Frührenaissance von der Spätantike bzw. dem beginnenden Mittelalter hatte. Leider ist diese Chronik unsere „Kardinalquelle“ für das 6. Jh. (nämlich die einzige schriftliche, auch wenn Gregor nicht Kardinal, sondern Erzbischof war) und bildet „die ideologische Grundlage der fränkischen Königsherrschaft“ (so die Überschrift S. 381). Abschrift A 22 soll sogar aus dem 7. Jh. stammen!

Die detaillierte Baubeschreibung von St. Denis (von „798-99“) macht einer Dombauhütte alle Ehre und müsste einmal exemplarisch untersucht werden. Der Grund für deren Falschdatierung ist leider nur zu offensichtlich. So wie Abt Suger dem Dagobert einen Thron zuschrieb, auf dem jener selbst nach offizieller heutiger Ansicht wohl nie gesessen hat, so hat man zahlreiche Grabsteine gefälscht oder den offensichtlich heidnischen Reiter von Hornhausen als christlich bezeichnet, in Helme und Schwerter nachträglich Kreuze geritzt oder „Amulettkästchen“ in Gräber eingefügt, um Christentum in fränkischer Zeit vorzutäuschen.

Ein weiterer Faktor kommt hinzu: Man fälschte, aus Geldgier, im vorigen Jahrhundert massig für Museen, wobei man deren Geschmack für Germanentum nachkam; dieselben Fälschungen werden heute für ein angebliches Christentum missbraucht, was jedoch völlig hoffnungslos ist, angesichts des Fehlens jeglicher christlicher Ornamente. Offensichtlich hat man dergleichen Fälschungen nötig, denn von einer katholischen Kirche in Mitteleuropa vor dem 10. Jh. kann kaum die Rede sein. Jedenfalls nicht in der Weise, in der sie uns heute glaubhaft gemacht werden soll. Sowohl in Paris als auch in Mannheim könnte man sich die Notwendigkeit zu derartiger Propaganda vorstellen, in Berlin kommt sie uns völlig deplaziert vor.

Literatur

Hauptquelle für alle Zitate ist der, anfangs genannte, zweibändige Katalog. Dieser ist jedoch labyrinthartig aufgebaut, man findet Erklärungen meist nur nach langem Suchen, da Querverweise vielfach fehlen, Nummern falsch sind - nicht mal in der 2. Auflage in den mehrere Seiten starken Corrigenda vermerkt - und ohne Angabe der Vitrinen oder des Saales. Vom Gewicht her allein schon „untragbar“, vom Inhalt noch mehr.

Weitere Hinweise zum aktuellen Text:

Bresslau, Harry (1914): *Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien* (Bd.II, Berlin; Nachdr. 1958)

Geise, Gernot L. (1996): *Das keltische Nachrichtensystem wiederentdeckt* (EFODON, Hohenpeißenberg), neu: „Das keltische Nachrichtensystem“ (Peiting 2002)

Illig, Heribert (1996) *Das erfundene Mittelalter* (Düsseldorf)

Kammeier, Wilhelm (1935): *Die Fälschung der deutschen Geschichte* (Leipzig).

Krusch, Bruno (1938): *Studien zur fränkischen Diplomatie*, in: Abh. Preuß. Ak. Wiss. 1937, 1 (Berlin)

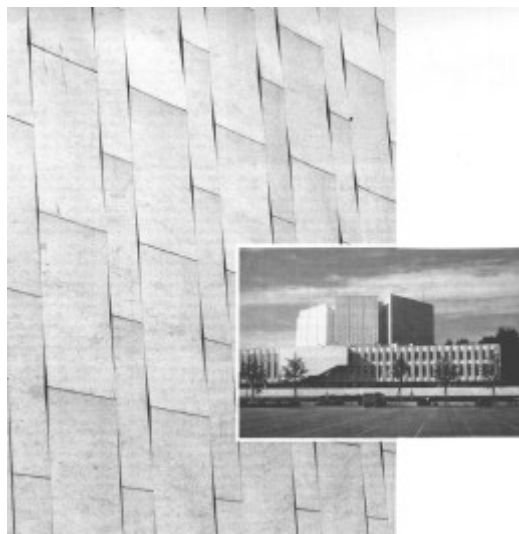
Fotos: © Uwe Topper

Ein Denkfehler bei der postulierten Pyramidenverkleidung

© 1998 Dieter Vogl; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 25/1998

Die Frage, welches Baumaterial bei den Gizeh-Pyramiden verwendet wurde, ist noch lange nicht eindeutig geklärt. Noch immer werden hierzu von verschiedenen Autoren die haarsträubendsten Theorien aufgestellt. In diesem Beitrag behandelt Dieter Vogl die Frage, aus welchem Material die Außenverkleidung gewesen sein könnte.

In der Literatur um das Baumaterial der Pyramiden von Gizeh gibt es eine Menge kontroverser Aussagen. Bei der Außenverkleidung wird meist von Platten geredet. Der eine schreibt, es seien Kalksteinplatten, andere, es seien Granitplatten gewesen, die hier verbaut wurden. Stimmen dürfte beides nicht. Vor allem dann nicht, wenn es sich wirklich um Platten gehandelt hätte, denn mit absoluter Sicherheit hätte ein Pyramidenmantel, der aus Platten bestand, im Klima Ägyptens niemals einen längeren Zeitraum überdauern können. Hierfür gibt es einige Beispiele, die dieses Postulat anschaulich untermauern.



Ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie sich Marmorplatten (Kalkstein) im Laufe der Zeit verformen. Hier das „Finnland-Haus“ in Helsinki (Abb. Vogl).

Da gibt es beispielsweise in Helsinki das „Finnland-Haus“, das der Architekt Alvar Aalto geplant hat. Alle Hinweise und wohlgemeinten Ratschläge von Natursteinexperten missachtend, bestand er darauf, dass für die Fassade des Hochhauses weißer Carrara-Marmor verwendet wird. Es ist anzumerken: Carrara-Marmor ist kristalliner Kalkstein.

„Sechzehn Jahre nach seiner Fertigstellung hat sich dessen Fassadenbild derart gewandelt, daß sich in der finnischen Presse der Vergleich mit frühen Rindenflechtkulturen aufdrängte. Was war geschehen? Seit 1981 zeigen sich an den Marmorplatten konkave Verformungen“ (1) (s. Abb.).

Hermann Ritter aus München, ein anerkannter Natursteinfachmann, Gutachter und Mitglied der bautechnischen Kommission des deutschen Naturwerksteinverbandes, schreibt: *„Das Verbiegen von Platten aus kristallinem Marmor ist im übrigen ein Phänomen, das schon seit 100 Jahren bekannt ist, dessen Ursache aber noch immer nicht ganz geklärt werden konnte“ (2).* So wurden beispielsweise am „Amoco-Haus“ in Chicago alle Kalksteinplatten gegen Granitplatten ausgetauscht, um diesem Phänomen vorzubeugen, als sich die ersten Anzeichen einer beginnenden Verformung zeigten.

Tatsächlich wissen wir nicht viel von diesem Phänomen, aber wir wissen, dass beispielsweise eine falsche Dimensionierung der Platten, allerdings auch Feuchtigkeit und große Temperaturunterschiede, zu solchen Ergebnissen führen.

In Ägypten hätte eine Fassade aus Kalksteinplatten keinesfalls lange halten können, denn verschiedentlich sind hier in den Randzonen des Nils die Temperaturwechsel ganz erheblich, und nicht nur das: auch die Luftfeuchtigkeit übersteigt nicht selten, in Form von Morgennebel, das Maß des Erträglichen. Da kann es schon vorkommen, dass man am Morgen noch fröstelt und eine Stunde später schweißgebadet jeden Schritt verflucht. Keine Steinplatte aus Kalkstein würde hier die Zeit überdauern. Dies ist aber ein Phänomen, das auch die Erbauer der Pyramiden gekannt haben müssen, denn auch „*bei der Stufenpyramide von Meidum fiel*“, wie Reinhold Dörrzapf schreibt, „*die unsachgemäß angebrachte glatte Außenverschalung ab. [...] In der Tat ragt heute in Meidum nur noch ein 65 Meter hoher Turm, der Kern der Pyramide, wie ein fauler Zahn aus einer Geröllhalde heraus*“.

Die Katastrophe, die das Abfallen des Pyramidenmantels mit Sicherheit darstellte, muss die Erbauer der Pyramide vollkommen unvorbereitet getroffen haben. Kein Wunder, denn wenn erst einmal eine Platte aus der Fassade herausgebrochen ist, muss es eine gigantische Kettenreaktion gegeben haben, die zweifellos den größten Teil der Kalksteinplatten binnen weniger Minuten in die Tiefe gerissen hat.

In Anbetracht dieser Tatsachen können wir also konstatieren, dass die große Pyramide von Gizeh keinesfalls einen Mantel aus Kalksteinplatten gehabt haben kann. Die Gefahr von Verbiegungen, Rissen oder Bruch war viel zu groß, als dass es die Erbauer wagen konnten, eine derartig fragwürdige Bautechnik anzuwenden. Zumal sie sicher wussten - was die mathematische Basis der Cheops-Pyramide deutlich beweist -, wie man solcherlei Unglücksfälle verhindert. Mit ebenso großer Gewissheit müssen die Erbauer der Pyramiden von Gizeh über ein bautechnisches Wissen verfügt haben, durch das derartige Desaster, die vornehmlich durch unzureichend durchgeführte statische Berechnungen hervorgerufen werden, verhindert werden konnten. Das erkennt man nicht zuletzt auch an der Knickpyramide von Dahschur. Hier hat man, nach dem Motto: Gefahr erkannt, Gefahr gebannt, kurzerhand den Böschungswinkel verändert.

Ein Mantel aus Granitplatten, so wie es andere Wissenschaftler vermuten, wäre allerdings schon eher vorstellbar. Zumindest wären auf lange Sicht keine Schäden zu erwarten, wie sie im Laufe der Zeit bei Kalkstein mit hoher Wahrscheinlichkeit eintreten. Jedoch stellen sich die Fragen:

- Wer hat die Granitblöcke in die Form von Platten gebracht?
- Wer hat sie dimensioniert?
- Wer hat sie poliert?
- Und vor allem, mit welcher Technik wurden diese Platten letztlich an der Pyramidenmasse verankert?

Anmerkungen

- (1) Zitat aus Naturstein Heft 1/92, S. 18. Artikel von Lothar Wedhorn, Berlin.
- (2) Zitat aus Naturstein Heft 1/92, S. 18/19. Artikel von Hermann Ritter.

**Dieter Vogl: „Das Baumaterial der Cheops-Pyramide.
Von der Unmöglichkeit, in einer Pyramide Kalkstein zu verbauen“**

EFODON-DOKUMENTATION DO-39

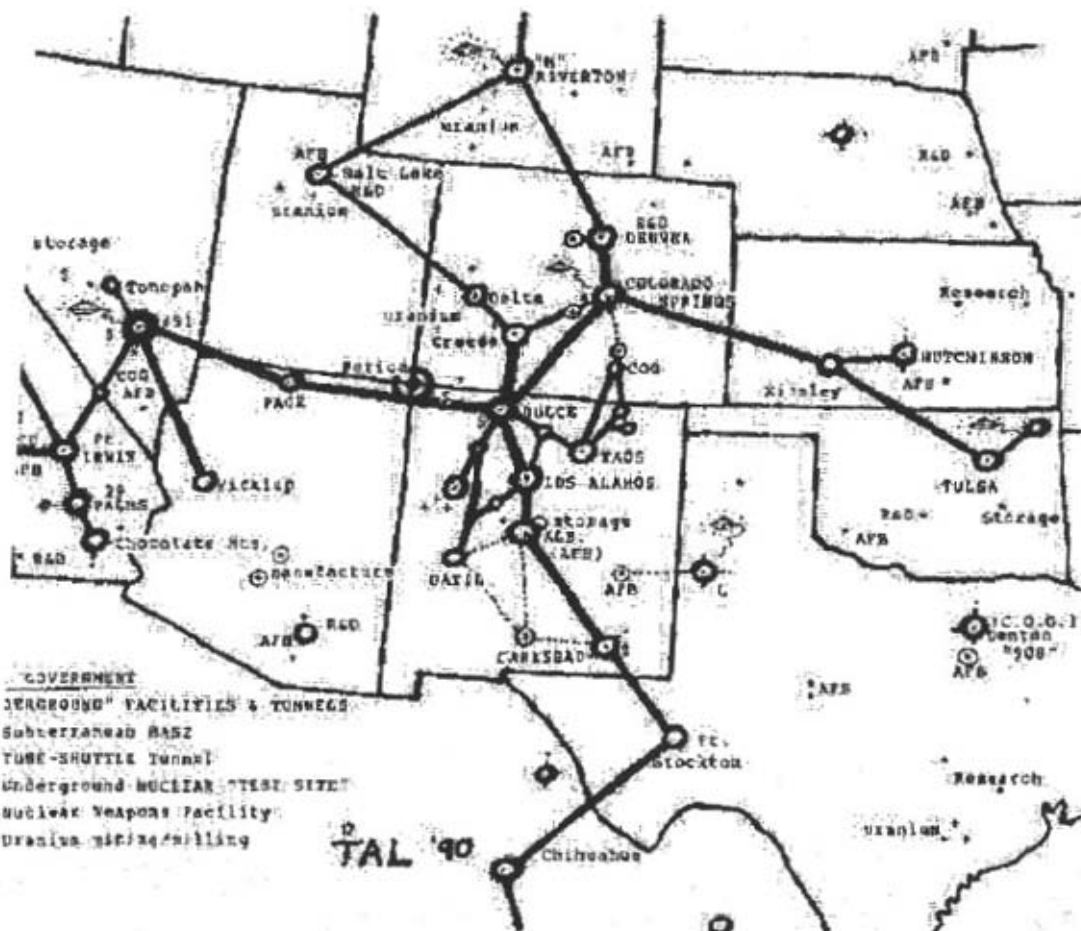


Womit bauten die USA ihr strategisches Tunnelsystem?

© 1998 Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 25/1998

„Mit welcher Technik haben die USA innerhalb von rund zehn Jahren ein Tunnelsystem bauen können, das rund zehntausend Kilometer Länge hat? Zum Vergleich: der Bau des nur einige Kilometer langen Tunnels zwischen Frankreich und England dauerte rund sieben Jahre...“ Diese Frage stellte unser Leser Horst Schäfer an uns.

Wer hat sich hierzulande bisher darüber eigentlich Gedanken gemacht? Man hat in Erinnerung, dass die USA etwa in den siebziger Jahren - im Zuge des Kalten Krieges - eine panische Angst vor der damaligen Sowjetunion hatten, im Falle eines sowjetischen Atomschlages seien sie nicht mehr in der Lage, einen Vergeltungsschlag auszuführen, wenn durch einen feindlichen atomaren Angriff die amerikanischen Langstreckenraketenbunker vernichtet würden (Anscheinend kam damals niemand auf den Gedanken, dass es nach einem solchen atomaren Konflikt völlig überflüssig wäre, einen Gegenschlag zu veranlassen, weil der Angreifer durch die atomare Verseuchung genauso betroffen wäre wie der Angegriffene).



Karte des angeblichen amerikanischen Tunnelsystems

Jedenfalls waren sich die USA der Verwundbarkeit stationärer Raketensilos bewusst und wollten seinerzeit dieses Risiko umgehen, indem sie riesige Tunnelanlagen von Norden nach Süden und von Osten nach Westen durch den Kontinent bauten, worin sie Raketen auf speziellen Transportern ständig hin und herfahren wollten. Dadurch sollte eine Ortung der Raketen zur Vernichtung verhindert oder zumindest so stark erschwert werden, dass nach einem feindlichen Angriff genug Raketen für den Gegenschlag einsatzbereit bleiben würden.

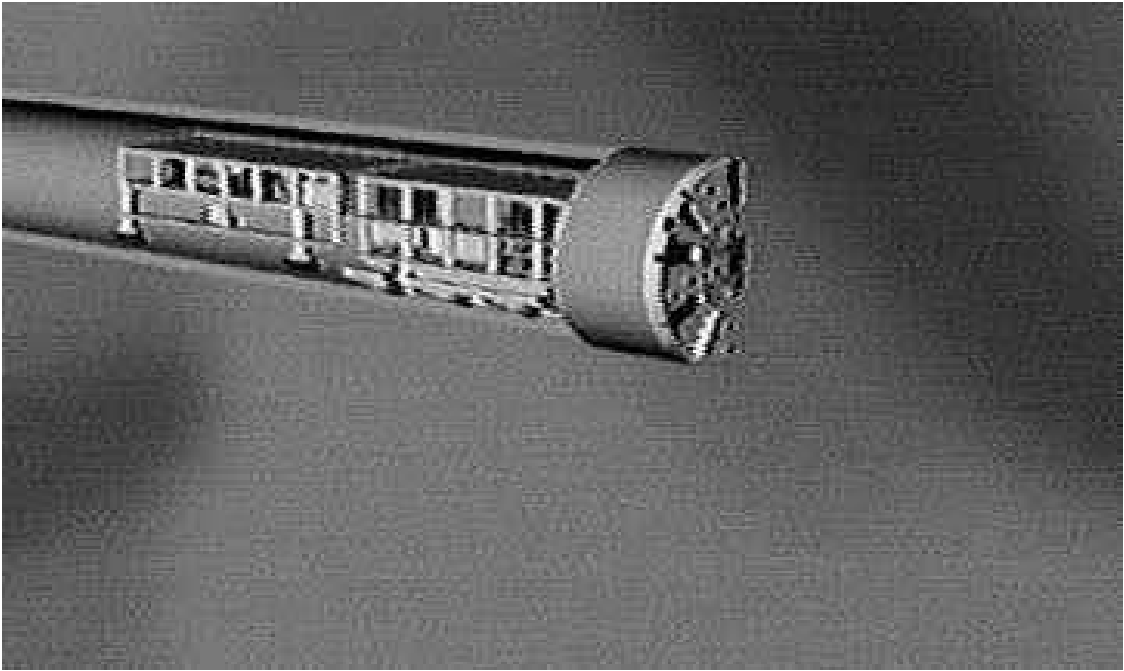
So weit ist es in Erinnerung. Hiesige Kommentatoren ließen sich damals lang und breit aus über den Unsinn eines Atomkrieges, und das Thema „Tunnelanlagen“ ging dann, im Zuge der Vorankündigung des amerikanischen SDI-Programmes - genannt „Star Wars“ oder „Krieg der Sterne“ - völlig unter.

Und nun taucht aus geheimnisvollen Quellen eine Karte auf, in der dieses Tunnelsystem eingezeichnet ist. Bezeichnenderweise soll es auch eine ganze Reihe höchst geheimer amerikanischer Anlagen tangieren, wie die berühmt-berüchtigte Area 52 und andere, die mit UFO-Sichtungen in Zusammenhang gebracht werden.

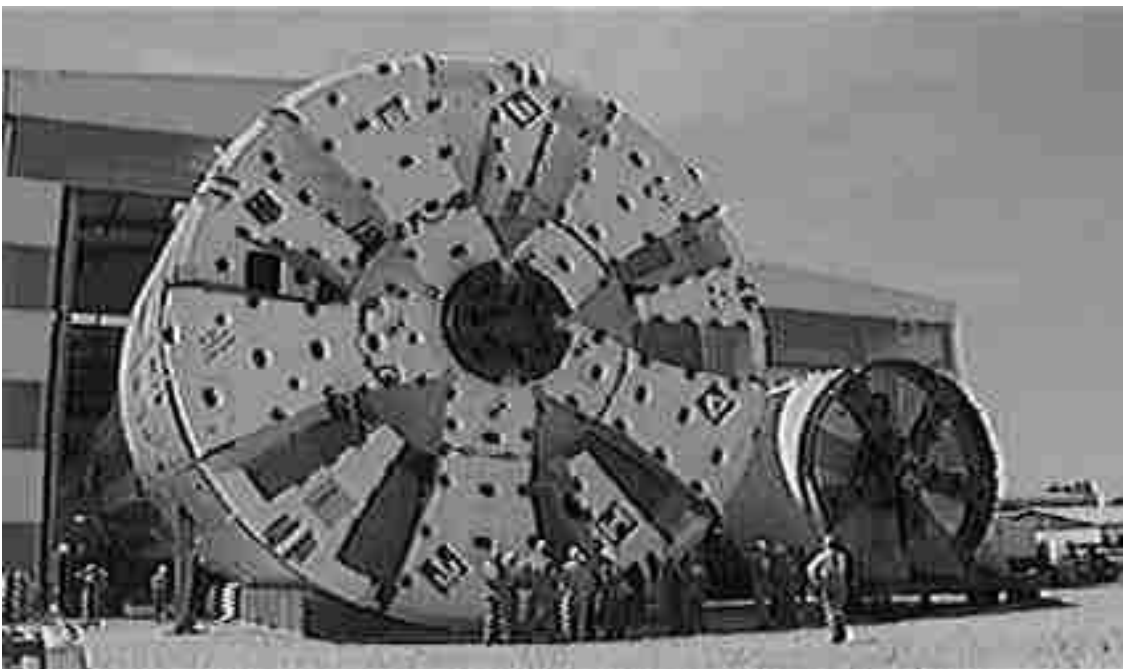
Man könnte nun diese Karte zur Seite legen oder als Fälschung betrachten. Doch wie dem auch sei, selbst wenn der größte Teil der eingezeichneten Tunnels Fiktion sein sollte, bleibt genug übrig, um die Frage zu rechtfertigen: Mit welcher Technik bauten die Amerikaner ihr taktisches Tunnelsystem?

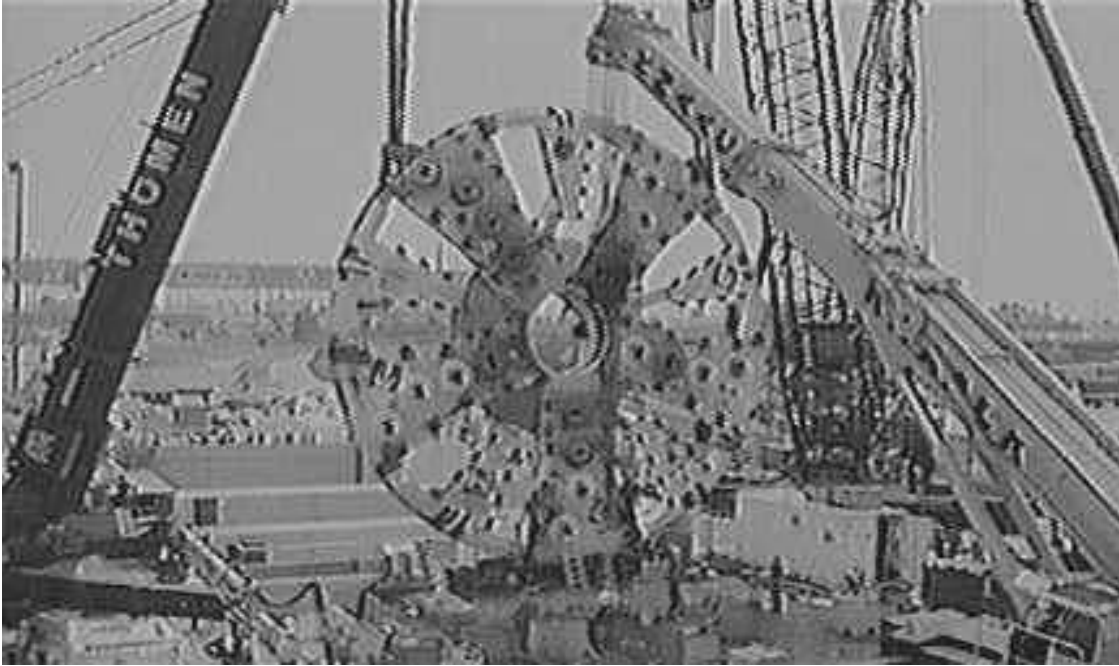
Zufällig passend dazu strahlte der Fernsehsender 3SAT einen Beitrag über die größte Bohrmaschine der Welt (TRUDE) aus (1). Dieses Gigantgerät wird derzeit in Hamburg eingesetzt, um einen weiteren Tunnel unter die Elbe zu bohren. Die größte Bohrmaschine der Welt besitzt 64 Hydraulikpressen zu je 8800 PS und einen Vakuumsauger. Der Vortrieb geschieht computer- und satellitengesteuert mit einem riesigen Schneidrad von 14,20 Metern Durchmesser, das mit 111 Schälmessern für das weiche Erdreich und 31 Meißeln für größere Gesteinsbrocken ausgestattet ist. Den Weg durch die Erde findet das Riesengerät mit Hilfe von Echolot, mit dem man etwa zehn Meter in das Erdreich „hineinsehen“ kann. 60 Millionen DM kostete dieses auf der Welt einmalige Gerät.

Mit welcher Geschwindigkeit bohrt sich dieser Riesenbohrer wohl in die Erde? Man höre und staune: Täglich sechs Meter Tunnelvortrieb sind damit möglich, womit der Elbtunnel, mit einer Tiefe bis zu 24 Metern und einer Länge von 2560 Metern, - wie man schätzt - in etwa zwei Jahren fertig sein wird.



So soll sich „TRUDE“ durch den Untergrund unter der Elbe bohren

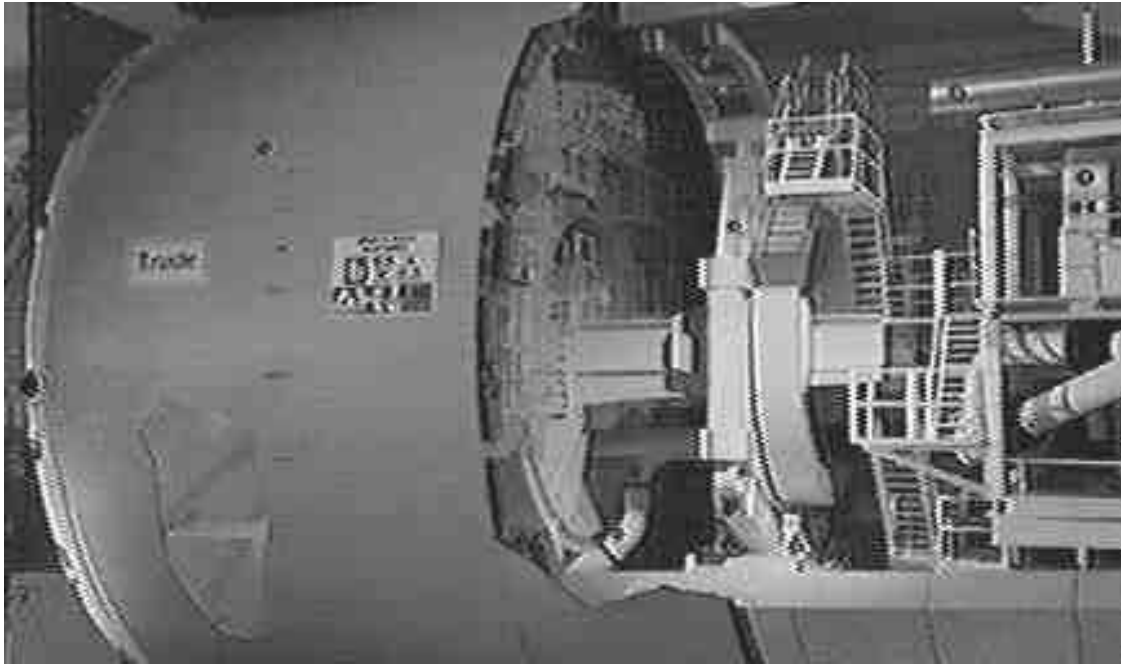




Der riesige Bohrkopf, mit dem „TRUDE“ bestückt ist

Nun eine kleine Berechnung: Wenn die größte Bohrmaschine der Welt (TRUDE) für einen Tunnel von rund zweieinhalb Kilometern Länge rund zwei Jahre braucht, dann würde die Erstellung eines zehntausend Kilometer langen Tunnelsystems rund 8.000 (achttausend) Jahre dauern. Da das amerikanische Tunnelsystem jedoch innerhalb wesentlich kürzerer Zeit errichtet wurde, ist die Frage nach der hier zum Einsatz gekommenen Technik - zumal „TRUDE“ auf der Welt einmalig sein soll - durchaus gerechtfertigt.

Denn - vorausgesetzt, die USA besäßen ein ähnlich leistungsfähiges Bohrgerät - eine Leistung von rund zweieinhalb Kilometer Tunnelbau in rund zwei Jahren entspricht in zehn Jahren einer Tunnelstrecke von „nur“ rund zwölfteinhalb Kilometern. Es müssen seinerzeit jedoch, wenn vielleicht auch nicht zehntausend, so doch mindestens einige hundert Kilometer Tunnelröhre angelegt worden sein. Die -zig hundert Raketensilos hat man ja auch angelegt.



Der hintere Teil des Bohrkopfes



Die Spezialzerkleinerungsanlage für größere Felsbrocken

Nun kommt die Spekulation: Kam hier etwa eine „Geheimtechnik“ zum Einsatz, ähnlich wie diejenige, welche die NASA bei den APOLLO-Flügen verwendete, als die Rückstarts vom Mond, ohne Raketenantrieb (2), demonstriert wurden?

Anmerkungen

(1) 3SAT, 1. Dezember 1997, „HITEC - Das Technik-Magazin“. Aus dieser Sendung sind auch die gezeigten Abbildungen von „TRUDE“ entnommen.

(2) Hierzu etwa: Gernot L. Geise, „Der Mond ist ganz anders!“, Hohenpeißenberg 1996 (neu: Peiting 2003); dazu siehe derzeit im Nachtprogramm des Fernseh-Regionalprogrammes Bayern 3, SPACE NIGHT, die Sendung „SPACE COWBOYS. Das Apollo-Projekt“. In diesem Filmstreifen werden u.a. sogar gleich drei Rückstarts ohne Raketenantrieb gezeigt! Die Sendung wird mehrfach nachts wiederholt.

Die Karte mit den eingezeichneten Tunnelsystemen sandte uns Horst Schäfer, Kella, zu.

Provozierende Gedanken zu "Amen"

© Hans Werding, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997

Das Wort "Amen" ist deshalb so interessant, weil es die kürzeste Verbindung zu Amenophis IV. (= Amen ist gnädig IV.) ist.

Wenn das Wort gar nicht für "so sei es" steht, sondern die altägyptische Anrufung des "Gottes" Amen ist, dann könnte Moses ein Atonpriester gewesen sein, und dafür spricht in der Kirche das ganze Zeremoniell um dieses Wort.

In THE NEW ENCYCLOPAEDIA BRITANNICA steht: "*Amen (Egyptian god): see Amon*".

Die Königsnamen von Amenemhet (= "Amen ist an der Spitze") aus der 12. Dynastie bis Amenophis (= "Amen ist zufrieden") und Tut Ankh Amen (18. Dynastie) zeigen uns, dass der altägyptische Gott Amen, auch Amun, Amin und Ammon genannt, fast ein Jahrtausend zu den größten Göttern gehörte.

Zur Zeit Echnatons stand Amen für asozialen und zügellosen Kapitalismus. Echnaton verbot, dem Amen zu dienen, weil die Amenpriesterschaft das Volk mit Lüge, Angst, Zauberei und Profitsucht unterdrückte und in Armut hielt. Sechs Jahre führte Echnaton einen Bürgerkrieg gegen die Amen-Priesterschaft.

Aus Echnatons Zeit wurde auch die Sitte bekannt, den Stier, das Wappentier Amens, symbolisch zu Tode zu quälen. Man wollte sich damit an Amen, dem Gott des Mammons, rächen, wollte zeigen: es hat oder soll ein Ende mit ihm haben. Aber nach Echnaton tanzten sie wieder um das goldene Kalb, das Wappentier Amens.

Zwar wurde die Sitte, Stiere zu Tode zu quälen - wie in Spanien - bis in die heutige Zeit erhalten, doch zügellos und unsozial weitergelebt und Amen, Echnatons "Götze des Mammon", weiter angerufen.

Die arabische Spruch "*Zu allem ja und Amen sagen*" zeigt, dass die Herrschaft Amens andauert.

Men (Min, Menes) gehört zu den ältesten ägyptischen Göttern. Wir kennen aber auch den altgriechischen Königstitel Min-os, die Min-oische Kultur um -3000 auf Kreta. Der Gott (Pharao) in der Thinitenzeit (ca. -2900) wird in den Königlisten schon Men genannt. Men-Tu-Hotep kennen wir aus der 11. Dynastie, sein Wappentier war der Stier. Men oder Min, der Fruchtbarkeitsgott, wurde auch noch zur Zeit Ramses II. verehrt, wie uns sein Königsname "Men-Pehti-Re" zeigt. In der babylonischen Gefangenschaft um -550 schreibt die "Hand": "*Mene mene Tekel...*", und das bedeutet: „*Mene, das ist Gott...*“ [Daniel 5,26 und Josuar 65,11].

In Theben erschien aber schon seit Amen-Emhet in der 12. Dynastie Men's Nachfolger A-Men, wohl weil Men der I. ist, denn A steht auch für 1., oder weil er mit A (= Atum) aus Heliopolis vereint wurde.

Amen/Amin hat sich äußerlich zunächst kaum verändert, immer noch trug er die Federkrone, die Hörner, und auch Buchis, der Stier, war sein Wappentier. Später, als er Amen-Re (Am-Ram) wurde, bekam der Stier die Sonnenscheibe aus On hinzu, und auch Widderhörner.

Die historisch gut belegte Zeit von Achanjati bis Tis-Itn (= Tut-Ank-Aton) weist den Götzenkult um *Amen* sehr deutlich nach und zeigt uns heute den krassen Gegensatz von *Amen* und *Itn* (= Aton = Aten). Die nachexilischen Schriften und das Neue Testament

bezeugen nur die Sitte und Form des Gebrauchs von *Amen*, weisen *Amen* als Namen aus ("*das sagt, der Amen heißt*", Off. 3).

In der übrigen Literatur findet sich keine Erklärung über Ursprung und Herkunft des Wortes *Amen*. Für die Erforschung des ursprünglichen Charakters und des ursprünglichen Gebrauchs von *Amen* können wir also nur die altägyptische Geschichte zur Zeit Moses heranziehen. Im Alten Testament kommt der Gebrauch von *Amen* 25-mal im Rahmen des Fluchzeremoniells vor. Bei Jes. 65,16 finden wir für *Amen* auch *Amun*, die Mohammedaner sprechen *Amin*. Es steht also in völliger Übereinstimmung, auch zeitlich, mit dem ägyptischen *Amen*.

Der Kampf Echnatons gegen die Amen-Kult-Priesterschaft in Theben setzt sich in der Fluchzeremonie des Alten Testaments bei Moses übergangslos fort und wird damit auch verständlich.

Wenn Sigmund Freud mit seinem letzten Werk: „Der Mann Moses und die monotheistische Religion“, auch so manchen Suchenden auf Irrwege führte, so hat er Moses doch als Aton-Anhänger auf Seiten Echnatons erkannt, der den Amen-Kult bekämpfte.

Leider findet diese Erkenntnis Freuds keinen Eingang in die Theologie. Für das Volk blieb das in der Liturgie gesprochene *Amen* ein Stück unverständliche Sakralsprache, trotzdem wurde *Amen* nicht einmal in der evangelischen Liturgie übersetzt.

Der Einwand, das Wort *Amen* habe in der christlichen Welt von heute eine andere Bedeutung bekommen, ist nicht zu akzeptieren, da auch heute noch Mammon - und nicht nur in der christlichen Welt! - regiert. Die Geschichte seit Konstantin (ca. 1666 Jahre seit dem ersten Konzil) zeigt, dass die Kirche immer nach materiellen Gütern strebte und abhängig vom Mammon war und ist.

"*Du sollst keine anderen Götter haben als mich*", auch nicht „*der da Amen heißt*“ [Off. 3].

Weiterführende Literatur



"War Moses Tutenchamun?" von Hans Werding

Die biblische Gestalt des Moses und der ägyptische Pharao Tutenchamun scheinen auf den ersten Blick zwei völlig verschiedene Personen zu sein. Doch vergleicht man das, was über sie überliefert ist, so zeigen sich verblüffende Parallelen, die durchaus die Frage gerechtfertigt erscheinen lassen: Waren Moses und Tutenchamun etwa dieselbe Person?

EFODON-DO-34

Das Grabtuch von Turin — drei Schritte vor, zwei zurück

© Hans Günther Birk; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 25/1998

Liest man diesen Titel, denkt man beinahe an seine Jugend zurück, an den Kurs der Tanzschule zum Beispiel. Drei Schritte vor und zwei zurück ist natürlich Tango, ein so genannter lateinamerikanischer Tanz, kreierte in der argentinischen Hauptstadt. Mag diese Taktik für einen Tanzabend sehr unterhaltsam sein, muss dies, rein ökonomisch betrachtet, an einen Streich der Bürger von Schilda, besser: an einen Schildbürgerstreich, denken lassen. Nun haben ja Völkerkundler den Tango als ein Konglomerat von heidnischen und christlichen Bräuchen bezeichnet. Die Zahl drei stünde für „hin“ zum Missionserfolg, die Zahl zwei für „zurück“ zum Heidentum.

Steter Tropfen höhlt den Stein, das wäre noch ein Motiv. Nachvollziehbar, wenn der Weg das Ziel wäre. Allerdings können Rückzüge taktischer Art nur dann sinnvoll sein, wenn eigener Schaden auszuschließen ist. Aus übergeordneten Gründen - taktisch natürlich - müssen, des Erfolges wegen, auch Verluste hingenommen werden. „Kanonenfutter“ soll dies der „Alte Fritz“, Friedrich II. von Preußen, genannt haben. Aber was mögen militärisch-taktische Überlegungen mit dem Grabtuch von Turin zu tun haben?

Mehr, als es auf den ersten Blick erscheint. Vor allem, wenn man sich an dieser Stelle in verkürzter Form die Informationspolitik der Amtskirche bezüglich des Grabtuches vor Augen hält. Seit etwa hundert Jahren weiß man, dass das Grabtuch, als Negativfoto, das Abbild eines etwa vierzigjährigen, unbekleideten Mannes zeigt. In den sechziger Jahren wurde der Fotocharakter durch Experten der Firma Kodak zweifelsfrei bestätigt. Jedoch sind es gerade die Details des Tuches, welche im Laufe der Jahrzehnte einen unübersehbaren Berg von Geschriebenem anwachsen ließen (1).

Die deutlich sichtbaren Blutflecken, die exakt an die von den neutestamentlichen Evangelien geschilderten Verletzungen Jesu, als Folge der Geißelhiebe der römischen Legionäre, erinnern - beispielsweise Schwellungen im Stirnbereich des Kopfes, wie sie charakteristisch für Verletzungen durch eine Dornenkrone sind -, waren schnell der Stoff für erbitterte Dispute. Es ist nicht schwer, sich die Bedeutung für die Christenheit vorzustellen, würde der Beweis erbracht werden, dass Jesus nach der Abnahme vom Kreuz in dieses Tuch eingewickelt wurde. Nicht nur für die Christenheit, auch im Islam und im Judentum (2) käme einem eventuellen Echtheitszertifikat sehr hohe Bedeutung zu.

Man sollte also an dieser Stelle vermuten, dass die Amtskirche alles daransetzen würde, um diese spannende Frage möglichst zweifelsfrei zu klären. Jedoch gerade dies ist, wie mittlerweile auch bekannt, nicht geschehen. Nachdem man zuerst das Tuch unter Verschluss genommen und

es höchst widerwillig im dreißigjährigen Turnus den „lästigen“ Fragern präsentierte, entschloss man sich zur Vorwärtsverteidigung. Um - wie es in offiziellen Stellungnahmen hieß - die Fragen zum Grabtuch zweifelsfrei zu klären, wurde eine Altersbestimmung des Leinens in Auftrag gegeben. Unter Beteiligung weltweit bedeutender Medienvertreter wurden im Turiner Dom, dem Aufbewahrungsort des Grabtuches, hochhoffiziell führende Institute mit der Erstellung einer C-14-Analyse beauftragt. Dass hier, wie leicht erkennbar, nur die absolute Creme der Wissenschaft in Frage kam, liegt nahe. Nur renommierte Institute, welche in Bezug auf ihre Methodik und die beteiligten Wissenschaftler über jeden Zweifel erhaben schienen, konnten hier Klarheit bringen. Merkwürdigkeiten während der Probenentnahme führten jedoch in der Folgezeit dazu, die Diskussion in voller Schärfe wieder aufleben zu lassen. Begab sich doch der Kardinal zum Auffüllen der Probengefäße allein in einen separaten Raum des Turiner Domes. Von Betrug und falschem Spiel war die Rede (3). Nach einigen Monaten, wiederum mit Beteiligung führender Medienvertreter, schien das verkündete Ergebnis den Intentionen der Auftraggeber zu entsprechen. Zwischen 1260 und 1390 lagen die meisten signifikanten Werte der C-14-Bestimmungen. Die seitens der kirchlichen Vertreter auf einer offiziellen Pressekonferenz verkündete Schlussfolgerung, es handele sich um eine Fälschung des Mittelalters, erscheint folgerichtig. Mit diesem Kernsatz wurden die Neuigkeiten sodann auch weltweit verbreitet. Eine andere Aussage dieser Pressekonferenz wurde hingegen entweder nur am Rande oder gar nicht publiziert. Doch gerade diese ist von enormer Bedeutung, wie wir noch sehen werden. Im Kontext beider Teile liest sich die Stellungnahme so: *„Wie die hier vorgestellte Altersbestimmung von Faserproben des Grabtuches zeigte, ist es eine Fälschung des Mittelalters. Das Tuch darf jedoch weiter als Reliquie verehrt werden.“*

Bei aufmerksamem Studium dieser Stellungnahme fällt eine ansehnliche Liste von Ungereimtheiten ins Auge. Wenn denn wirklich irgend jemand im Mittelalter auf die Idee gekommen wäre, ein Grabtuch zu fälschen, um der Gemeinschaft der Gläubigen arglistige Täuschung vorzuschwindeln, in diesem Tuch hätte der Erlöser der Menschheit gelegen, wäre es - nach der göltigen Doktrin der Kirche - schlicht und einfach Blasphemie gewesen. Eine überaus ketzerische und frevelhafte Tat. Das Fälschen einer Reliquie ist - gemäß kirchlicher Lehre - beinahe gleichbedeutend mit Gotteslästerung. Gemäß der Aussagen zum Grabtuch darf also, wenn auch nur in diesem einen Fall, eine Fälschung als Reliquie verehrt werden. Aufbewahrt in einem kostbaren Schrein im Dom zu Turin. Auch die sich hier anschließende Frage, was eine gefälschte Reliquie ist, dürfte hochbrisant sein.

Nun ging ja der schöne Plan, mittels publicity-trächtigen Veranstaltungen endlich Ruhe in die Grabtuch-Debatte zu bekommen, gründlich schief. Neben dem schon erwähnten Jesuitenpater Prof. Bulst sorgte das Buch zweier englischer Sindonologen (Leichentuchforscher) für helle Aufregung (4). Sie bestätigten - sehr zum Grimm der Amtskirche - die Aussage, dass es sich um eine Fälschung des Mittelalters handele. Nur - und dies ist die eigentliche Brisanz der gekonnten Präsentation - sei der Urheber der Blasphemiker niemand anders als Leonardo da Vinci (5).

Eines der Hauptargumente der Engländer ist die dezidierte Darstellung des zwangsläufig vorhanden gewesenen, hochtechnisierten Wissens, um ein solches Falsifikat herstellen zu können (6). Nach allem, was man wisse - so die Autoren Picknett/Prince -, käme für ein solches Geniewerk nur jemand in Betracht, der seiner Zeit um Jahrhunderte voraus war. Nur Leonardo, den sie als das größte Genie der Menschheit bezeichnen, könne dies sein. Ein gefährliches Gebräu für die Amtskirche (7), wie sich unschwer erkennen lässt. Auch hatte man, sicher ungewollt, Geister gerufen, die man nun nicht mehr loswurde. Bereits in den sechziger Jahren publizierte wissenschaftliche Erkenntnisse kamen nun, wie ein Geist aus der Flasche, wieder ans Licht der Öffentlichkeit.

Wenn in einem Buch (8) dezidiert gefundene Spuren von Aloe und Myrrhe - im Altertum probate Mittel zur Wundbehandlung Schwer- und Schwerstverwundeter - ausgiebig diskutiert werden, zusammen mit Erkenntnissen moderner Gerichtsmedizin, in diesem Tuch könne kein Toter gelegen haben (9), wird klar, warum die Kirche kein Echtheitszertifikat „gebrauchen“ konnte. Wenn in diesem Körper, dessen Konturen deutlich sichtbar sind, eindeutig Leben gesteckt habe, könne dies nicht Jesus von Nazareth gewesen sein. Denn dieser ist, wie das Neue Testament lehrt, von den Toten auferstanden. Kein Wunder also, wenn diese Tatsache immer wieder (und nicht nur von Kersten) zum Anlass genommen wird, Jesus nach Indien fliehen und dort mit den Lehren des erhabenen Buddha weiterpredigen zu lassen.

Bis zu diesem Punkt könnte man die hier kurz dargelegten Positionen auch unter der vom Vatikan auch heute noch „zum Wohle der Gläubigen“ notwendigen Geheimhaltung einsortieren (10). Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Irgendwann und irgendwie würde schon Gras über diverse Seltsamkeiten wachsen. Doch so manches Mal, wie im Leben nur allzu oft, entwickeln solche Dinge eine nahezu unheimliche Eigendynamik. So, wie die heilige Schrift von Wundern berichtet, tut sich bei Mutter Kirche scheinbar, wenn auch im Moment nur vorsichtig, gar Wundersames.

Genau wie im Gleichnis vom Senfkorn mit dem kleinen aber mannigfaltigen Samen geistert eine kleine Meldung durch die Welt.

„Anastasio Balestrero, Kardinal aus Italien, behauptet, dass das Turiner Grabtuch doch echt sei, also aus der Zeit Christi stamme. In den achtziger Jahren durchgeführte Labortests, die das Linnen auf das Mittelalter datiert hatten, seien nicht sorgfältig genug abgeschlossen worden.“ (11)

Diese Aussage stammt nicht von irgendwem, von keinem Eugen Drewermann oder ähnlich. Ein vom heiligen Vater ernannter Kardinal steht der Kurie natürlich sehr nahe. Das Motiv dieses Würdenträgers liegt auf der Hand. Es ist der erste, wenn auch vorsichtige, Versuch, in der Grabtuchfrage eine gekonnte Volte, eine Rolle rückwärts oder - im Sinne unseres Titels - einen neuen Tango (drei Schritte vor, zwei zurück) zu kreieren.

Dass man seitens der Amtskirche immer sorgsam und bedächtig vorgeht, zeigt sich beispielsweise deutlich am durch den aktuellen Papst erst in diesem Jahrhundert posthum aufgehobenen Urteil gegen Galileo Galilei. Wenn hier also schrittchenweise die Echtheit des Tuches, unter Hinnahme des entstandenen Schadens für die Reputation der an der C-14-Analyse beteiligten Institute, billigend in Kauf genommen wird, kann dies nur bedeuten, dass die Echtheit, im Vergleich zu einer „Fälschung des Mittelalters“, das kleinere Übel ist. Ahnt man vielleicht, dass der unwürdige Zirkus, der im, dem Täufer-Johannes geweihten Dom von Turin stattfand, ein Teufelaustreiben mit Beelzebub war? Das Motto könnte heißen: *lieber echt als Leonardo!*

Literatur und Anmerkungen

- 1 „Das Grabtuch von Turin - eine Botschaft Leonardos“, in: EFODON SYNESIS Nr. 14, vom Verfasser dieser Arbeit.
 - 2 Zwar weist die jüdische Lehre das Postulat, Jesus von Nazareth sei der von Gott gesandte Messias gewesen, zurück, erkennt jedoch die Bedeutung Jesu als hochgelehrter Rabbi an.
 - 3 „Betrug am Turiner Grabtuch“, Prof. Bulst, Knecht Verlag 1988
 - 4 „Die Jesus-Fälschung“, Picknett/Prince, deutsch: Bastei 1995.
 - 5 „Das Turiner Grabtuch - Leonardos Mysterien“, in: EFODON SYNESIS Nr. 15, vom Verfasser.
 - 6 Präzise Darstellungen zu der auch in SYNESIS vorgestellten Grabtuchdiskussion gibt in EFODON SYNESIS Nr. 15 Gernot L. Geise in seinem Artikel „Das Grabtuch von Turin, eine gut gelungene Fälschung“.
 - 7 Siehe ausführlicher: „Leonardo der Grabtuchketzer“, in: EFODON SYNESIS Nr. 21 vom Verfasser bzw. „Das Jesus-Puzzle“ (DO-35).
 - 8 „Jesus lebte in Indien“, Holger Kersten, Bastei 1994.
 - 9 Laut Befund der Gerichtsmedizin fand sich vor allem in den Blutflecken kein Albumin-freies bzw. postmortales Blut.
 - 10 Um diesem „Wohl der Gläubigen“ zu entsprechen, unterhält der Vatikan in Rom eine Geheimbibliothek mit „furchterregenden“ Ausmaßen: durchschnittlich 2 - 3 Meter hoch, ca. 25 englische Landmeilen lang.
 - 11 Zitiert aus IPE-Info 5/97, der Rubrik „PA Insider News“, von Hans Werner Sachmann. Nähere Infos: IPE e.V., Wintgenstr. 26, in 45239 Essen.
-
-

SYNESIS-Abo-Bestellschein

Ja, ich möchte das SYNESIS-Abo (6 Ausgaben/Jahr) für 40,- € inkl. Versandkosten (Ausland: 40,- € zuzüglich 13,- € Portozuschlag) (Abos per Rechnung zzgl. 5 €).

Das Abo verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht mindestens bis Ende Oktober vor Ablauf des Abos beim EFODON e. V. gekündigt wird (einfache Mitteilung reicht aus).

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ / Ort

Telefon/Fax

Email-Adresse

Aktion:

Jedes neue Abo wird mit einem zusätzlichen SYNESIS-Heft nach Wahl belohnt (so weit vorrätig).

Die Aktion gilt nur mit diesem Abo-Bestellschein (bitte kopieren)

SEPA-Lastschriftmandat (gilt für alle EU-Staaten):

Ich ermächtige den EFODON e. V., Lastschriften von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich meine Bank an, die vom EFODON e. V. eingezogenen Lastschriften einzulösen. Ich kann innerhalb von 8 Wochen nach Belastungsdatum die Erstattung des Betrages verlangen (Rückbuchung).

Kreditinstitut (**Name und BIC**) (siehe Kontoauszug)

IBAN (siehe Kontoauszug)

Die Abbuchung erfolgt jeweils am 15. Januar, bei Neuverträgen innerhalb des Jahres jeweils am 15. des Folgemonats. Fällt dieser Termin auf ein Wochenende oder Feiertag, dann ist der nächste Arbeitstag der Fälligkeitstag.

Unsere **Gläubiger-ID** lautet: DE54ZZZ00000891494
Die **Mandatsreferenz** ist Ihre Abonnenten-Nummer.

Datum/Unterschrift

Unsere Bank ist die Raiffeisenbank Westhausen EG.
BIC: GENODES1RWN
IBAN: DE25 6006 9544 0000 7670 00

Bitte ausdrucken, ausfüllen
und unterschrieben senden
an:

EFODON e. V.
Glückauf-Str. 31
D-82383 Hohenpeißenberg

Bestelltelefon: 08805-1485
Fax: 08805-9460
Email: synesis@efodon.de